

SCHINDERHANNES

Der Bastard vom Hunsrück



Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhalt

Der Bastard vom Hunsrück.....	3
Erste Schläge, erste Sünden	11
Kälte, Hunger und ein gestohlener Mantel	19
Die Dorfkneipen und ihr giftiger Atem	26
Alte Weiber, neue Narben	32
Wenn Fäuste reden und Zähne fliegen	38
Der erste Raubzug	45
Ein König aus Dreck und Schnaps.....	51
Die Spelunken von Mainz	57
Karten, Würfel und gebrochene Versprechen	63
Blutige Finger im Brotkorb	69
Der Geruch von Pulver und billigem Parfüm.....	75
Freunde wie rostige Nägel.....	81
Verrat für eine Schüssel Suppe.....	86
Das Gelächter der Galgenvögel	91
Wenn Kinder Steine werfen	96
Ein Winter voller Ratten	101
Dirnen, Dämonen, Desaster	107
Der Tanz auf dem Markt.....	112
Nächte ohne Morgen	117
Messer im Stroh	122
Der Hunger nach Ruhm	127
Faustrecht und Flüche	131
Das Kichern der Toten	136
Gestohlene Küsse, verlorene Seelen	141
Rauch, Regen und das Knurren der Hunde	146
Der Durst nach Blut	151
Huren, Henker, Heuchler	156
Ein König ohne Krone	161
Der Preis des Verrats	165
Flucht im Nebel	170
Wenn der Galgen ruft.....	174
Schinderhannes tanzt zum letzten Mal.....	179
Ein Schatten bleibt zurück.....	183
Impressum.....	188

Der Bastard vom Hunsrück

Die Welt hat nie darum gebeten, dass er kommt. Niemand hat danach gefragt. Kein feierliches Geläut, kein gesegnetes Wunder unter einer Marienstatue. Nein. Es war ein dreckiger Stall irgendwo im Hunsrück, kalt wie die Zähne des Todes, stinkend nach Mist, Schweiß und nasser Erde. Eine Magd, die zu viel Pech im Leben und zu wenig Brot im Bauch hatte, krümmte sich dort unten im Stroh. Zwischen den Hufen der Kühe, die gleichgültig kauten, als wäre nichts Besonderes.

So kam er raus. Kein Schrei nach Hoffnung, sondern ein wildes, trotziges Brüllen. Nicht das süße Glucksen eines unschuldigen Engels, sondern ein Geräusch, das jedem klar machte: Hier wächst keiner ran, der brav den Pfarrer grüßt. Die Mutter schrie auch, aber das war eher ein Fluch als ein Schrei. Als hätte sie schon in der ersten Sekunde gewusst, dass dieses Kind ihr Leben nicht leichter machen, sondern nur schwerer, bitterer, abgefuckter.

Der Vater? Vergiss den Vater. Ein Knecht, ein Hurenbock, ein feiger Bastard selbst, der das Weite gesucht hatte, sobald er die Rechnung sah. Er hat sein Ding in die Magd gesteckt, wie man einen rostigen Nagel in ein altes Brett hämmert, und ist abgehauen, noch bevor das Bier kalt war. Das war alles. Kein Name, kein Schutz, kein gar nichts. Ein Loch hinterlassen und dann verschwinden.

Das Kind lag da, nackt im Mist, während die Mutter versuchte, es mit einem zerfetzten Lappen abzuwischen. Kein Arzt, keine Hebamme, nur eine alte Nachbarin, die ein bisschen Ahnung hatte, wie man Kälber zur Welt bringt. Sie rieb den Kleinen mit kaltem Wasser ab, das mehr Schlamm als Wasser war, und lachte dabei zahnlos: „Na, so einer wird kein Bauer. So einer wird nur Ärger machen.“

Und er machte Ärger, noch bevor er laufen konnte. Er schrie nicht wie andere Kinder. Er brüllte. Wie ein Tier, das die Ketten hasst, in die man es gelegt hat. Die Kühe wurden nervös, der Hund bellte, die Mutter weinte – und irgendwo draußen lachte der Wind, weil er wusste, dass hier gerade ein richtiger Bastard geboren wurde. Kein Bastard im süßen Sinne, sondern ein echter. Ein Bastard, der der Welt den Mittelfinger zeigen würde, sobald er ihn hochkriegen konnte.

Die ersten Nächte war es kalt. Frost legte sich auf das Dach, und das Kind schrie sich die Seele aus dem Leib. Die Mutter drückte es an die Brust, aber sie hatte kaum Milch, nur ein paar Tropfen, bitter und dünn. Also schrie er weiter, bis die Nachbarn klopfen und brüllten, sie solle „den Schreihals endlich zum

Schweigen bringen“. Aber sie konnte nicht. Sie konnte nichts. Der Bastard wollte leben. Nicht still, nicht leise. Er wollte die Welt gleich zu Beginn wissen lassen: Hier bin ich, ihr Schweine, und ich gehe nicht weg.

Der Gestank von Mist, kaltem Rauch und Armut war seine erste Wiege. Kein goldener Ring, kein Kinderlied. Nur der Hunsrück, rau und hungrig, und ein Junge, der schon bei seiner Geburt nicht in eine Familie hineinfiel, sondern in ein Loch, aus dem er sich selbst rauskratzen musste.

Er öffnete irgendwann die Augen. Dunkel, finster, fast schwarz. Augen, die nicht wie Babyaugen glänzten, sondern wie zwei kleine Kohlenstücke, die darauf warteten, zur Flamme zu werden. Wer ihn damals ansah, schwor später, dass er schon als Neugeborener diese Art Blick hatte: hart, wütend, voller Trotz. Kein „Och, wie süß“. Mehr ein „Pass auf, sonst beiße ich dir gleich die Finger ab“.

Die Mutter nannte ihn Johannes. So nannten sie viele im Dorf. Aber keiner sagte es mit Wärme. Sie sagten „Hannes“ wie man ein Husten ausstößt. Und als sie erfuhren, dass er ohne richtigen Vater war, nannten sie ihn gleich, was er war: Bastard. Und dieses Wort nagelte sich tief in seine kleine Brust, noch bevor er verstand, was es bedeutet. Es wurde zu seinem ersten Spitznamen, seiner ersten Wahrheit.

Und während die Nacht draußen heulte, während der Ofen längst ausgegangen war und die Ratten durch die Löcher im Dach spähten, lag der kleine Bastard vom Hunsrück da, im Stroh, mit kaltem Hintern und heißem Zorn, und wusste – wenn auch nicht bewusst, so doch mit jeder Faser seines kleinen Körpers –, dass er nicht hier war, um geliebt zu werden. Er war hier, um zu kämpfen. Um zu fressen. Um zu überleben.

Es gibt Kinder, die wachsen auf mit Märchen, Zuckerbrot und einem warmen Ofen. Und dann gibt's die anderen. Die, die von Anfang an die Faust kennenlernen, noch bevor sie das Alphabet können. Hannes gehörte zur zweiten Sorte. Eigentlich war er das Paradebeispiel.

Die Mutter war müde, kaputt, verbraucht. Kein Mann im Haus, kein Geld im Beutel, kein Essen im Topf. Sie liebte ihn vielleicht irgendwo tief drinnen, aber wenn du die Wahl hast zwischen Hunger und Liebe, dann gewinnst du im Hunsrück meistens Hunger. Also bekam er Schläge, wenn er zu laut war. Schläge, wenn er nicht aufhörte zu schreien. Schläge, wenn er den letzten Bissen Brot schnappte, bevor sie ihn haben konnte. Schläge mit dem Kochlöffel,

Schläge mit der flachen Hand, manchmal auch mit der Faust, wenn sie zu viel Wut im Bauch hatte.

Und draußen war's kein Stück besser. Andere Kinder mochten ihn nicht. Er war der Bastard, der ohne Vater großwurde. In einem Dorf, in dem jeder jeden kennt, war das wie ein Brandmal auf der Stirn. Die anderen lachten, warfen Steine, zogen an seinen Haaren. Sie riefen ihn „Schweinehannes“, „Hurensohn“ oder einfach „Dreck“. Kinder können grausam sein, aber die Erwachsenen standen daneben und grinsten. Denn insgeheim dachten sie dasselbe.

So lernte Hannes, dass man mit den Zähnen zubeißen muss, wenn die Fäuste nicht reichen. Er war noch klein, aber er schlug zurück. Nicht immer erfolgreich – meistens lag er blutig im Dreck, die Lippe aufgeplatzt, die Nase voll Rotz und Blut. Aber er stand auf. Immer wieder. Ein Hund, den du treten kannst, so oft du willst, und der dich trotzdem irgendwann anfällt, wenn du es am wenigsten erwartest.

Die Kälte war ein ständiger Begleiter. Im Winter kroch sie unter die Lumpen, die er Kleidung nannte. Die Schuhe löchrig, die Finger blau, der Bauch leer. Manchmal musste er die Hunde um Essensreste anbetteln. Er stocherte in Abfällen, suchte nach einer Rübe, die einer weggeworfen hatte. Und wenn er Glück hatte, fand er etwas, das nicht ganz verfault war. Dann schob er es in den Mund, als wäre es ein Festmahl, und grinste mit schwarzen Zähnen.

Es war eine Kindheit, in der man früh verstand: Wer weich ist, stirbt. Wer Gefühle zeigt, verliert. Hannes lernte schneller als die anderen, dass man seinen Schmerz runterschlucken muss wie billigen Schnaps. Dass man den Kopf hinhalten muss, bis er hart wie ein Stein wird. Dass du nicht darauf wartest, dass jemand dir hilft – weil niemand kommt. Nie.

Und ausgerechnet in dieser Härte wuchs etwas in ihm. Kein Mitleid, kein Mitgefühl, sondern Wut. Eine Wut, die er noch nicht lenken konnte, die aber in seinen Knochen brannte. Eine Wut, die später, viel später, ganze Städte zittern ließ.

Aber jetzt war er nur ein Kind. Ein blutiger, verprügelter, ausgehungertes Bastard, der nachts wachlag und in die Dunkelheit flüsterte: „Ihr kriegt mich nicht klein.“ Und selbst wenn er es nicht so sagte, sondern nur dachte, nur fühlte – es war schon da. Der Keim von allem, was kommen würde.

Die Leute im Dorf waren keine besseren Menschen. Sie waren nur besser darin, ihre Scheiße zu verstecken. Hinter Bibelsprüchen, hinter krummen Kreuzen an

den Wänden, hinter ihren sauberen Schürzen und selbstgefälligen Gesichtern. Aber Hannes sah es schon früh: Sie rochen nach demselben Mist wie alle anderen, sie husteten dieselbe Armut, sie schwitzten denselben Dreck. Nur dass sie glaubten, sie wären was Besseres, weil ihre Kinder einen Vater hatten, der nicht abgehauen war.

Wenn Hannes durch die Gassen lief, spürte er die Blicke. Diese Blicke, die schwerer waren als Steine. Als ob jeder Schritt von ihm die Ordnung störte. Als ob sein bloßes Atmen eine Beleidigung war. Die Weiber tuschelten hinter ihren Schals: „Da geht er, der Bastard.“ Und die Männer schnaubten in ihre Pfeifen, spien auf den Boden und sagten: „Aus dem wird nie was, außer ein Galgenstrick.“

Er war jung, aber er verstand mehr, als sie dachten. Jedes Wort nagelte sich in seinen Kopf wie ein rostiger Nagel in morsches Holz. Und er merkte: Diese Leute würden ihn nie akzeptieren. Nie. Er konnte noch so viel schufteln, noch so brav nicken, noch so oft die Mütze ziehen – sie würden ihn immer als den sehen, der er war: den Bastard im Dreck.

Also fing er an, ihnen den Spiegel vorzuhalten. Nicht bewusst, nicht geplant – einfach aus Trotz. Wenn die Dorfältesten sonntags nach der Messe pathetisch von Moral sprachen, streckte er ihnen heimlich die Zunge raus. Wenn die Kinder brav Psalme lernten, saß Hannes draußen, steckte sich einen toten Käfer in den Mund und grinste. Er spürte: Er passte nicht zu dieser Welt. Und diese Welt passte nicht zu ihm.

Die Alten sagten, er habe „den Teufel in den Augen“. Vielleicht hatten sie recht. Denn jedes Mal, wenn er geprügelt wurde, jedes Mal, wenn sie ihn bespuckten oder verlachten, brannte es in seinen Pupillen, als wollte er die ganze verdammte Hunsrück-Welt in Flammen setzen.

Die einzige Wärme, die er manchmal bekam, war die vom Dorfknecht, der ihm einen Rest Schnaps zusteckte, wenn er Holz brachte. Aber selbst der tat es nicht aus Güte, sondern weil er sehen wollte, wie der kleine Bastard danach torkelte und kotzte. Ein billiges Schauspiel in einem Kaff, in dem nichts passierte.

Hannes wurde zu einer Art lebender Zielscheibe. Jeder spuckte, jeder lachte, jeder prügelte – aber tief drinnen hatten sie Angst. Denn sie spürten, dass in diesem Kind etwas lauerte, das nicht so leicht zu brechen war. Sie spürten, dass aus diesem Bastard etwas werden konnte, das größer, gefährlicher und hässlicher war als alles, was sie je gekannt hatten.

Und wenn sie nachts die Türen verriegelten und die Kerzen löschten, wenn der Wind durch die Ritzen heulte, dann dachten einige von ihnen leise, ganz heimlich: Vielleicht hätten wir ihn besser ertränkt, als er geboren wurde.

Aber da war es längst zu spät.

Es gibt einen Punkt in jedem Leben, an dem du entscheidest: Frisst du weiter den Dreck, den sie dir vorwerfen, oder fängst du an, zurückzubeißen? Für Hannes kam der Moment früh. Zehn Jahre alt, zerlumpt wie ein alter Sack, barfuß in einer Welt voller Stiefelträger. Und er beschloss: Wenn die Welt ihm nur Scheiße gibt, dann wird er eben anfangen, Scheiße zurückzuschmeißen.

Seine erste Waffe war ein Messer. Kein schönes, blank poliertes Teil, sondern ein rostiger Küchenstahl, halb stumpf, halb scharf, aber für einen Jungen wie ihn ein Schwert. Er stahl es der Mutter, die sowieso kaum noch damit kochte, weil es nichts zu schneiden gab außer Rüben und Ratten. Er hielt es in den Händen wie ein Heiligtum. Endlich etwas, das ihn stark machte. Endlich etwas, das ihm gehörte.

Und dann kam die erste Gelegenheit. Ein älterer Junge, dick wie ein Schwein, zog ihn wieder mal am Ohr, lachte über den „Vaterlosen“. Hannes drehte sich um, die Augen schwarz wie Kohle, und zog das Messer. Es war kein großer Schnitt, kein Mordversuch – nur ein schneller, wütender Kratzer über den Arm des Dicken. Blut tropfte, der Dicke schrie, und das ganze Dorf hörte zu.

Von da an war Hannes nicht mehr nur der Bastard. Er war der Bastard mit dem Messer. Sie spuckten immer noch, sie lachten immer noch – aber jetzt war da dieses kleine Stück Angst in ihren Stimmen. Angst, dass der kleine Dreckskerl ihnen vielleicht eines Tages die Kehle aufschlitzt.

Hannes spürte, wie sich etwas in ihm regte. Eine Wärme, fast wie Stolz, aber dunkler. Er hatte das Blut gesehen, und es hatte ihm gefallen. Nicht so wie ein Spiel, nicht so wie die Streiche der anderen Kinder – sondern wie eine Wahrheit. Er verstand, dass Gewalt ihm Macht gab. Und er war süchtig danach, noch bevor er wusste, was Sucht überhaupt ist.

Von da an suchte er Gelegenheiten. Er stahl Brot aus der Kirche, einfach nur, um den Pfarrer fluchen zu hören. Er pieselte an die Wand des Schulhauses, während die anderen Kinder Psalme lernten. Er lachte ihnen ins Gesicht, wenn sie mit sauberen Händen ihre Kreuze machten. Er wusste, sie hassten ihn. Also gab er ihnen Gründe, ihn noch mehr zu hassen.

Seine Mutter schrie, schlug ihn, weinte. Aber es war zu spät. Hannes war schon auf dem Weg, den er nie wieder verlassen würde. Ein Weg aus Trotz, aus Blut, aus purer Rebellion. Er wollte nicht dazugehören. Er wollte, dass sie alle sahen: Er ist anders. Er ist schlimmer. Er ist gefährlich.

Und nachts, wenn er allein im Stroh lag, hielt er das Messer an seine Brust, spürte die kalte Klinge und flüsterte: „Die sollen alle sehen, was aus mir wird.“

Es war kein Versprechen. Es war eine Drohung.

Die Dorfkneipe war das Herzstück vom Hunsrück – wenn man Herz mit einer fauligen, von Fliegen umschwirrten Leber verwechselt. Ein niedriger Bau, die Fenster voller Schmutz, innen der Rauch so dicht, dass man nach drei Schritten blind war. Für die Männer war es Kirche, Beichtstuhl und Schlachthaus in einem. Für Hannes war es Spielplatz.

Er war noch ein Kind, aber er schlich sich rein, immer wenn er konnte. Durchs Klo, durch die Hintertür, durch ein Loch in der Wand. Und sobald er drinnen war, sog er die Luft auf wie ein Junkie seinen ersten Schuss. Diese Mischung aus billigem Schnaps, kaltem Braten, Schweiß, Urin und Erbrochenem – das war für ihn kein Gestank. Das war Heimat.

Die Männer saßen um die Tische, grölten, spielten Karten, würfelten. Manche fluchten, andere lachten, einer schlug gerade seiner Frau eine Backpfeife, während sie versuchte, das Bier zu servieren. Für Hannes war das alles normal. Er duckte sich unter die Bänke, klaute ein Stück Brot, das runtergefallen war, oder einen Schluck aus einem unbeaufsichtigten Krug.

Das erste Mal, als er Bier trank, war er vielleicht elf. Er kippte den Rest aus einem Becher, den ein betrunkenener Kutscher stehen gelassen hatte. Es war warm, abgestanden, voller Schaum und Speichel. Aber es brannte in seinem Hals wie Feuerwasser, und er grinste. Er verstand sofort, warum die Männer das Zeug litten wie Heilige ihr Weihwasser. Es machte alles leichter. Den Hunger, die Schläge, die Kälte. Es machte die Welt ein bisschen erträglicher.

Und dann hörte er die Geschichten. Denn wenn die Männer betrunken waren, redeten sie. Über Diebstähle, über Schlägereien, über kleine Schweinereien mit Nachbars Frau. Hannes lauschte. Jede Lüge, jede Prahlerei, jede halbe Wahrheit. Es war seine Schule. Nicht Lesen, nicht Schreiben – das konnte er kaum. Aber er lernte, wie man betrügt, wie man blufft, wie man stiehlt, wie man schlägt.

Manchmal bemerkten sie ihn. „Da, der Bastard schleicht schon wieder rum.“ Dann gab’s einen Tritt, manchmal auch einen Schlag mit der flachen Hand. Aber nie so ernst, dass er nicht zurückkam. Denn er wusste: Hier drin lag der Schlüssel zu allem, was er sein wollte. Härte, Mut, Freiheit. Die Kneipe war sein Klassenzimmer, und die Lehrer waren Säufer und Schläger, die ihn ohne Absicht auf das Leben vorbereiteten, das er später führen würde.

Und jedes Mal, wenn er nachts zurück ins Stroh kroch, den Kopf schwindlig vom Rauch und die Lippen noch bitter vom Bier, flüsterte er: „Das ist meine Welt. Nicht die Kirche. Nicht die Schule. Hier.“

Die Kneipe wurde für ihn das, was für andere Kinder Märchenbücher waren. Nur dass in seiner Version die Prinzen stanken, die Prinzessinnen schielten und die Happy Ends meistens in einer Prügelei unter dem Tisch endeten.

Es war unvermeidlich. Wenn du als Bastard in einem Hunsrück-Kaff aufwächst, dann kommt der Tag, an dem du nicht nur Schläge kassierst, sondern auch austeilst – und dabei das erste richtige Blut siehst. Nicht so ein Kratzer von einem rostigen Nagel, nicht die aufgeplatzte Lippe nach einer Prügelei, sondern Blut, das du selbst rausgeholt hast.

Es war Sommer, staubig, heiß, die Sonne brannte wie ein verfluchter Henker auf die Dörfer. Hannes war zwölf, vielleicht dreizehn. Alt genug, um ein Messer zu führen, jung genug, um nicht zu wissen, was danach kommt. Ein Bursche aus dem Nachbardorf, größer, stärker, voller Milch in den Knochen, machte sich über ihn lustig. „Hurensohn“, sagte er. Nicht das erste Mal, nicht das letzte Mal – aber diesmal war es anders.

Hannes hatte das Messer noch in der Tasche. Den alten Küchenstahl, den er nie aus den Augen ließ. Und diesmal zog er nicht nur, um Angst zu machen. Er zog, um es zu tun.

Es ging schnell. Ein Stich, seitlich in den Arm, knapp unter der Schulter. Kein tiefer, tödlicher Schnitt – nur genug, dass das Blut sofort spritzte. Dick, rot, warm. Der Bursche schrie wie ein geschlachtetes Schwein. Die anderen Kinder kreischten, liefen davon, als hätten sie den Teufel gesehen.

Und Hannes? Er stand da, das Messer in der Hand, Blut an den Fingern, und er grinste. Nicht aus Freude, nicht aus Bosheit – sondern aus etwas Tieferem. Er spürte, wie die Welt sich veränderte. Wie er selbst sich veränderte. Gewalt war nicht nur ein Werkzeug. Gewalt war ein Versprechen. Gewalt machte ihn größer, lauter, gefährlicher.

Der Bursche blutete, die Leute schrien, die Mutter brüllte später und schlug ihn fast tot. Aber Hannes war es egal. Er hatte etwas verstanden, was kein Prügel ihm je beigebracht hatte: Blut war Macht. Und Macht war das Einzige, was er je wollte.

In der Nacht konnte er nicht schlafen. Er roch das Blut immer noch, als klebte es in seinen Haaren. Er hielt das Messer fest in der Hand und dachte: „Das ist erst der Anfang.“

Und er lag da, im Dunkeln, während draußen die Hunde bellten, und lachte leise. Zum ersten Mal lachte er wirklich. Nicht trotzig, nicht aus Hunger, sondern aus diesem Gefühl, dass er endlich etwas gefunden hatte, das ihm gehörte.

Er wusste nicht, wie man das nennt. Aber später, viel später, würde er es so sehen: Das erste Blut war der erste Beweis, dass er bestimmt war für ein anderes Leben. Ein Leben, in dem man nimmt, was man will, und den Rest im Staub liegen lässt.

Und die Welt, diese verfluchte Welt, hatte keine Ahnung, was da auf sie zukam.

Die Nächte im Hunsrück waren dunkel, feucht und voller Geräusche. Das Heulen der Hunde, das Knacken alter Balken, das Schnarchen betrunkenen Männer, die irgendwo in den Gräben liegen geblieben waren. Für Hannes war es wie ein Chor, der ihm jeden Abend zuflüsterte: „Du gehörst nicht hier. Du bist nicht einer von ihnen.“

Er lag in seinem Strohlager, das Messer an der Brust, die Finger immer noch klebrig vom getrockneten Blut. Er sah zur Decke, wo Spinnen hingen, als hätten sie die Welt längst aufgegeben, und er grinste. Ein Junge, der kaum Zähne im Maul hatte, grinste wie einer, der die ganze Welt ficken wollte.

Er wusste nichts von Zukunft, nichts von Ruhm, nichts von Legenden. Aber er wusste, dass er nicht den Weg gehen würde, den die Dorfbewohner für ihn vorgesehen hatten: ein Leben voller Schweiß auf den Feldern, voller Gehorsam, voller Kniebeugen vor Pfarrern und Junkern. Nein. Wenn er eines schon gespürt hatte, dann das: Er war geboren, um alles durcheinanderzubringen.

Seine Augen brannten. Nicht vor Fieber, nicht vor Hunger – sondern vor einer unbändigen Wut. Es war, als hätte die Welt ihn mit diesem Brandmal in die Erde gesetzt: Bastard. Und er nahm es an. Nicht als Schande, sondern als Waffe.

In den Gassen redeten sie schon. „Der kleine Hannes ist gefährlich.“ „Eines Tages hängt er am Galgen.“ „So einer bringt uns alle ins Unglück.“ Sie sagten es mit Spott, mit Angst, mit Verachtung. Und er hörte jedes Wort. Und er schwor sich, dass sie recht behalten sollten. Aber nicht so, wie sie dachten. Er würde nicht einfach hängen wie ein Dieb. Er würde tanzen. Er würde die ganze verdammte Welt zwingen, seinen Namen zu kennen, noch bevor der Strick sich um seinen Hals legte.

Und während draußen der Wind durch die Ritzen heulte, flüsterte er ins Dunkel: „Ihr nennt mich Bastard. Eines Tages nennt ihr mich König.“

Es war ein kindisches Versprechen, gemacht im Dreck, ohne Zeugen, ohne Macht. Aber genau in solchen Momenten entstehen Legenden. Nicht aus Ruhm. Nicht aus Adel. Sondern aus Zorn, Hunger und dem festen Willen, die Welt brennen zu sehen.

Und so begann die Geschichte des Schinderhannes. Nicht mit einem Heldengesang, sondern mit einem Bastard im Stroh, der in die Dunkelheit lachte.

Erste Schläge, erste Sünden

Hannes war kein kleiner Bengel mehr. Mit dreizehn, vierzehn wuchsen ihm Muskeln, wo vorher nur Hunger und blaue Flecken gewesen waren. Die Hände, die früher nur nach Essensresten gegriffen hatten, waren jetzt Fäuste, hart wie Steine. Und er setzte sie ein. Ohne Scheu, ohne Angst.

Die Prügeleien im Dorf hörten nie auf – aber irgendwann kippten sie. Früher war er der Sandsack, der Bastard, auf den alle einschlugen. Jetzt war er der, der zurückschlug. Und wie. Einmal schickte er einen Jungen mit blutiger Nase nach Hause, ein anderes Mal lag ein dicker Bauerbengel bewusstlos im Dreck. Es war, als hätte Hannes eine unsichtbare Grenze überschritten: von Opfer zu Täter. Von Geprügeltem zu Schläger.

Die anderen merkten es. Sie tuschelten, hielten Abstand. Manche suchten sogar seine Nähe – nicht aus Freundschaft, sondern aus Angst, weil er die Sorte Kerl war, die man lieber im Rücken als im Gesicht hatte. Hannes genoss das. Zum ersten Mal in seinem Leben spürte er Respekt. Auch wenn es nur der Respekt war, den man einem bissigen Hund entgegenbringt.

Die Mutter tobte, wenn er blutverschmiert nach Hause kam. Aber ihre Schläge bedeuteten ihm nichts mehr. Sie prallten an ihm ab wie Regen auf Stein. Er hatte gelernt, dass Schmerz nicht das Ende war. Schmerz war der Anfang. Jedes Mal, wenn eine Faust auf sein Gesicht knallte, baute er sich ein Stück weiter auf. Und jedes Mal, wenn er selbst austeilte, fühlte er sich lebendig wie nie zuvor.

Es war kein fairer Kampfgeist. Hannes kämpfte schmutzig. Er biss, trat zwischen die Beine, griff nach Haaren, schlug mit Steinen. Und er liebte es, wie die anderen schockiert zurückwichen, wenn er plötzlich lächelte, während ihm Blut die Stirn runterlief. Dieses Lächeln machte sie nervös. Es war kein Kinderlächeln. Es war das Grinsen eines Jungen, der gelernt hatte, dass Gewalt nicht nur weh tut – sie gibt dir Macht.

Und so ging es weiter, Tag für Tag. Auf den Feldern, auf den Gassen, hinter der Kirche. Wenn jemand meinte, er könne den Bastard herumstoßen, dann bekam er die Faust zu schmecken. Hannes prügelte sich nicht, um Recht zu haben. Er prügelte sich, um zu leben.

Und in diesen Schlägereien legte sich ein Fundament. Die ersten Steine für das, was aus ihm werden würde. Kein Bauernknecht, kein braver Sohn, sondern ein Schläger, ein Gesetz für sich selbst. Ein Bastard, der jetzt zurückbiss. Und die Welt merkte es langsam.

Es gibt Diebstähle aus Hunger – und es gibt Diebstähle aus purer Lust. Der erste, den Hannes mit voller Absicht beging, war von der zweiten Sorte. Er wollte nicht nur satt werden, er wollte fühlen, wie es ist, etwas zu nehmen, einfach weil er es konnte.

Es war ein Markttag, die Gasse voll mit Bauern, Händlerinnen, Karren, Pferdeäpfeln. Der Gestank von Käse, Zwiebeln und Schweiß hing in der Luft, als könne man ihn mit dem Messer schneiden. Zwischen all dem lärmte ein alter Bäcker, der seine Brote lauthals anpries, während er immer wieder die gleiche Handbewegung machte: mit dem Schieber ins Regal, das nächste Laib raus, in Papier geschlagen, verkauft.

Hannes stand da, abseits, die Hände in den Taschen, das Messer wie immer griffbereit. Aber diesmal ging es nicht um Schlägerei. Diesmal ging es um Geschwindigkeit, um Nerven. Er beobachtete die Bewegungen des Bäckers, das Kommen und Gehen der Leute, die Lücken zwischen den Momenten. Und dann tat er es. Ein Griff, schnell wie der Blitz, ein Laib Brot aus dem Stapel gerissen, unter den Lumpen versteckt – und weg.

Niemand merkte etwas, bis er längst um die Ecke verschwunden war. Hannes rannte, die Brust voller Feuer, die Beine schneller als sein Herz schlagen konnte. Er rannte nicht aus Angst. Er rannte, weil es sich so verdammt gut anfühlte. Das Brot war warm, noch ofenfrisch, der Duft stieg ihm in die Nase wie ein Versprechen. Er lachte laut, während er rannte, lachte über das ganze Dorf, über die Händler, über die ganze verfluchte Ordnung.

Er versteckte sich hinter einer Scheune, brach das Brot auf, aß es wie ein König. Krümel im Haar, Mehl an den Fingern, aber er fühlte sich, als hätte er gerade die Welt ausgetrickst. Nicht satt zu werden war der Sieg – sondern das Stehlen selbst.

Und da passierte es: Er wollte mehr. Nicht nur Brot, nicht nur Essen. Dinge, die glänzten. Dinge, die verboten waren. Ein Ring, der einer Bäuerin aus der Tasche hing. Ein Kupferstück, das ein Betrunkener fallen ließ. Ein Messergriff, der schöner war als sein eigener rostiger Stahl. Er fing an, auf alles zu achten, was nicht ihm gehörte.

Die erste Lust am Stehlen hatte ihn gepackt. Und es war, wie wenn du das erste Mal Schnaps trinkst: du weißt sofort, dass du es wieder tun wirst. Immer wieder. Und dass du jedes Mal ein Stück mehr von dir verkaufst, ohne es zu merken.

Am Abend kaute er noch immer auf der letzten Brotrinde herum, während die Mutter ihn anschnauzte, weil er verschwunden war. Aber er hörte nicht zu. Er grinste. Und in seinen Augen funkelte es. Das war kein Hunger mehr. Das war der Beginn einer Sucht.

Hannes war kein Kind mehr, auch wenn die Dorfbewohner ihn gern in dieser Schublade behalten hätten. Aber Hormone scheren sich einen Dreck um Dorftratsch. Mit vierzehn, fünfzehn brannte sein Körper wie ein verdammt Ofen. Nicht nur Hunger nach Brot oder Respekt – jetzt kam der Hunger nach Haut, nach Fleisch.

Die erste Begegnung kam nicht aus Liebe. Liebe gab's im Hunsrück sowieso nicht für Bastarde. Es war mehr ein Geschäft, ein Deal, eine schnelle Nummer im Schatten. Die Magd vom Wirtshaus – älter, breit in der Hüfte, müde in den Augen. Sie hatte schon alles gesehen: Säufer, Schläger, Männer, die sie anpackten wie ein Stück Vieh. Für sie war Hannes nur ein weiterer Bastard, der irgendwann im Dreck landen würde. Aber eines Abends, als er ihr half, Holz zu schleppen, lachte sie kurz über seine Frechheit, und er griff zu.

Es war unbeholfen, roh, gierig. Kein Kuss, wie man ihn in Märchen erzählt. Kein zärtliches Geflüster. Es war mehr wie zwei Tiere, die im Heu übereinanderfallen. Schweiß, Stroh im Haar, der Geruch von Schnaps, der durch die Ritzen kam. Hannes wusste nicht, was er tat, aber er wusste, dass es richtig war. Sein Herz hämmerte, sein Kopf rauschte, und danach lachte er – dieses dreckige, unverschämte Lachen, das ihn sein Leben lang begleiten würde.

Die Magd zog sich die Röcke wieder hoch, klatschte ihm eine über die Ohren und sagte: „Du wirst enden wie dein Vater – im Nichts.“ Dann ging sie. Für sie war's ein Ausrutscher, ein Fehler, den man vergisst. Für Hannes war's ein Feuer, das nie wieder ausging.

Von da an war er süchtig. Nicht nach ihr, nicht nach Zärtlichkeit – sondern nach dem Gefühl, das ihn überrollt hatte. Er fing an, Dirnen zu beobachten, die durch die Schenke streiften, wenn die Männer betrunken genug waren, sich ein paar Kupfermünzen zu lösen. Er sah, wie die Männer sie begrabschten, wie sie sich verkauften, wie sie lachten, obwohl es kein echtes Lachen war. Und er schwor sich: Auch das würde er haben. Nicht später, nicht irgendwann, sondern bald.

Die anderen Jungs kichern vielleicht über erste Küsse, über heimliche Streicheleinheiten hinterm Schulhaus. Hannes nicht. Für ihn war Sex kein Spiel, kein Abenteuer. Für ihn war es eine weitere Sünde, ein weiteres Stück Macht. Etwas, das ihm die Kirche verbieten wollte, die Alten verfluchten – und genau deshalb zog es ihn an.

Und jedes Mal, wenn er die Augen schloss, sah er wieder die Magd im Stroh, hörte ihr abfälliges „Du wirst enden wie dein Vater“ – und er grinste. Weil er tief drinnen wusste, dass er nicht enden würde wie sein Vater. Er würde enden wie ein Sturm, der über alles hinwegfegt.

Im Hunsrück gab es zwei Sorten Leute: die, die schufteten, bis ihnen die Finger abfallen – und die, die davon leben. Hannes wusste früh, zu welcher Sorte er nicht gehören wollte. Er sah die Pfaffen in ihren sauberen Gewändern, die Junker mit ihren fetten Bäuchen, die Aufseher mit den Peitschen. Und er spürte, dass all das – Kirche, Adel, Ordnung – nichts anderes war als ein einziger, riesiger Betrug.

Es fing klein an. Ein Pfarrer, der ihm auf dem Markt eine Ohrfeige verpasste, weil er angeblich einen Apfel gestohlen hatte. Hannes spuckte ihm vor die Füße. Das ganze Dorf hielt den Atem an. Der Pfarrer hob die Hand, um ihn nochmal zu schlagen, aber Hannes starrte ihn nur an. Diese schwarzen Augen,

die schon als Kind gefürchtet waren, bohrten sich jetzt in den Mann, und für einen kurzen Moment zögerte der Heilige. Dann ließ er es bleiben.

Das war der Augenblick, in dem Hannes begriff: Obrigkeit lebt nur von Angst. Und wer keine Angst zeigt, hat schon die halbe Macht.

Er testete das sofort weiter. Ein Aufseher am Feld, der ihn mit der Peitsche bedrohte, weil er zu langsam arbeitete – Hannes griff die Peitsche, zog sie weg und lachte ihm ins Gesicht. Er kassierte Schläge dafür, blutete, lag zwei Tage mit geschwollenen Rippen im Stroh. Aber er hatte etwas Wichtigeres gewonnen: das Gefühl, dass sie ihn nicht brechen konnten.

Im Wirtshaus hörte er die Bauern jammern, wie schwer die Abgaben seien, wie grausam die Herrschaften. Alle fluchten im Suff – aber am nächsten Morgen knickten sie wieder ein, zahlten, buckelten, schufteten. Hannes hasste sie dafür fast genauso sehr wie die Junker selbst. „Alles Feiglinge“, dachte er. „Alle haben den Strick schon um den Hals und ziehen selber dran.“

Für ihn war klar: Er würde nie knien. Nicht vor Pfarrern, nicht vor Junkern, nicht vor Gott. Wenn einer ihn beugen wollte, dann würde er lieber sterben. Und tief drinnen, ganz tief, wuchs dieser Gedanke: Vielleicht war er nicht nur Bastard. Vielleicht war er der, der irgendwann das ganze verfluchte Spiel zum Einsturz bringen konnte.

Und während andere in der Messe brav das Vaterunser murmelten, saß Hannes draußen auf der Mauer, schnitzte mit seinem Messer und grinste. Er wusste: Die wahre Religion hier war Gewalt. Und er war schon ihr treuester Messdiener.

Ein Bastard allein ist schon ein Problem. Aber ein Bastard mit Gefährten? Das ist Dynamit im Stroh.

Hannes hatte die ganze Zeit über gekämpft, gestohlen, rebellierte – meistens allein. Doch irgendwann fanden sich die anderen Rattenkinder, die genauso wenig zu verlieren hatten wie er. Kein Erbe, keine Familie, keine Zukunft. Nur Hunger, Fäuste und Wut.

Da war Klos, der Sohn eines Säufers, der schon mit zwölf mehr Schnaps als Wasser getrunken hatte. Da war Peter, ein stiller Hund mit Augen wie ein geprügelter Wolf, der nie sprach, aber zuschlug wie ein Hammer. Und da war Anna – ja, ein Mädchen –, Tochter einer Dirne, die gelernt hatte, schneller zu

lügen als zu atmen. Sie war spitz, frech, und keiner wusste, ob sie Hannes bewunderte oder nur auf die Chance wartete, ihn auszurauben.

Sie trafen sich hinter der Mühle, in den Gräben, im Wald. Erst war es nur ein paarmal Rumlungern, Rumstreunen, ein paar Äpfel klauen. Aber bald wurde es mehr. Sie schworen sich – nicht mit Blut, nicht mit Kreuzen, sondern mit einem großen Krug gestohlenem Schnaps –, dass sie zusammenhalten würden. Gegen das Dorf, gegen die Obrigkeit, gegen alle.

„Wenn einer fällt, holen wir ihn raus“, sagte Hannes. „Wenn einer uns verrät, kriegt er das Messer.“ Sie nickten, alle drei, ernst wie Henker. Es war ein Kinderbund, klar, aber in dieser Welt bedeutete er mehr als jede Heirat, mehr als jede Messe.

Sie nannten sich keine Bande, kein edler Titel, kein großes Symbol. Sie waren einfach die Dreckigen. Vier Verlorene, die den Rest der Welt verfluchten. Und im Dreck, im Rauch, im Gestank schworen sie, dass sie sich nehmen würden, was sie brauchten – egal wie.

Von da an waren sie nicht mehr allein. Wenn Hannes zuschlug, standen Klos und Peter neben ihm. Wenn Anna stahl, war Hannes derjenige, der die Wachen ablenkte. Wenn einer Prügel kassierte, trugen die anderen ihn heim.

Und im Dorf tuschelten sie schon: „Da ist er wieder, der Bastard, und er bringt seine Hunde mit.“ Und jedes Tuscheln war wie Musik in Hannes' Ohren. Er wollte, dass sie Angst hatten. Und er wollte, dass sie wussten: Der Bastard ist nicht mehr allein.

Es war nur eine Frage der Zeit. Wenn du lange genug stiehlt, lange genug die Faust hebst, lange genug den Leuten ins Gesicht spuckst, dann erwischen sie dich irgendwann.

Es war ein Abend, feucht, das Dorf halb besoffen vom Markt. Hannes und seine Bande hatten schon den halben Tag lang kleine Beute gemacht: ein paar Kupfermünzen hier, ein Stück Käse dort, ein Krug Bier, den Klos unterm Arm verschwinden ließ. Sie waren gierig geworden, zu dreist, zu laut.

Und dann griffen sie zu hoch. Anna hatte gesehen, wie der Aufseher seinen Geldbeutel lose am Gürtel hängen hatte. Ein fettes, schweres Ding, das bei jedem Schritt klirrte. Hannes konnte die Münzen fast singen hören. Er gab ihr das Zeichen. Sie lenkte ihn ab, Klos tat so, als würde er kotzen, und Hannes griff zu.

Diesmal aber drehte der Aufseher sich schneller um, als er gerechnet hatte. Eine Hand wie ein Schraubstock packte Hannes am Arm. „Hab dich, Bastard“, knurrte der Mann. Hannes versuchte noch, das Messer zu ziehen, aber drei andere Kerle waren sofort da, schlugen ihn nieder, warfen ihn in den Dreck. Klos rannte, Peter verschwand, Anna schrie. Und Hannes? Er lag im Matsch, das Gesicht voller Blut, der Beutel noch in der Hand.

Sie schleppten ihn vor die Dorfältesten. Ein dunkler Raum, Kerzen, kalte Gesichter. „Der Bastard schon wieder“, murmelte einer. Sie redeten nicht lange. Für sie war klar: Einer wie er braucht eine Lektion.

Die Strafe war Prügel. Öffentlich. Auf dem Marktplatz. Die Leute kamen zusammen wie zu einem Fest. Kinder lachten, Weiber zischten, Männer grinnten. Der Bastard am Pranger, endlich mal zur Schau gestellt. Sie banden ihn fest, der Stock sauste auf seinen Rücken, wieder und wieder. Das Holz splitterte, die Haut platzte, Blut lief.

Aber Hannes schrie nicht. Er biss die Zähne zusammen, grinste sogar. Jedes Mal, wenn der Stock niedersauste, hob er den Kopf, spuckte Blut und Rotz aus und lachte den Leuten ins Gesicht. „Ist das alles?“, knurrte er einmal, und die Menge murmelte.

Nach zwanzig Schlägen war er kaum mehr bei Bewusstsein. Aber er hatte etwas geschafft: Sie hatten ihn nicht gebrochen. Im Gegenteil – sie hatten ihn stärker gemacht. Denn die Angst, die sie ihm einprügeln wollten, war nicht gekommen. Nur mehr Hass, mehr Trotz.

Als sie ihn endlich losbanden, sackte er zusammen. Anna zog ihn weg, Klos und Peter hielten Wache. Aber während er im Dreck lag, die Haut offen, die Muskeln brennend, grinste er immer noch. „Solln sie doch schlagen“, flüsterte er. „Ich steh immer wieder auf.“

Und das tat er.

Der Hunsrück war eng. Zu eng. Für die Bauern, für die Kinder, für die trägen Schweine, die im Dreck wühlten. Aber am engsten war er für Hannes. Nach der Prügelstrafe war er im ganzen Dorf noch mehr zum Gespenst geworden: der Bastard, der nicht schreit, der lacht, während das Blut läuft. Die Leute sahen ihn mit einer Mischung aus Angst und Abscheu.

Und Hannes? Er sog es auf. Dieses Flüstern, dieses Tuscheln hinter seinem Rücken, dieses heimliche Staunen. Es machte ihn größer. Er wusste, dass er hier

nicht bleiben konnte. Wenn er in diesem Loch hängenblieb, würden sie ihn irgendwann hängen. Nicht weil er schuldig war – sondern weil sie es wollten. Weil sie Ruhe haben wollten.

Er fing an, mehr in die Ferne zu schauen. Auf die Straßen, die durch die Wälder führten. Auf die Wagen, die durchzogen. Händler, Fremde, Soldaten. Er roch förmlich, dass die Welt größer war als dieses Kaff. Da draußen gab's Städte, Spelunken, Gold, Weiber, Abenteuer – und er wollte alles.

Die Bande spürte es auch. Klos sprach ständig vom Rhein, von Mainz, wo die Kneipen nicht mehr nach Ziegen pisseln, sondern nach echtem Rum. Anna schwor, dass sie in Frankfurt schon einmal von Dirnen gehört hatte, die Seide trugen. Peter sagte nichts, aber in seinen Augen glomm derselbe Hunger.

Nachts lag Hannes wach, die Wunden vom Stockschlag noch frisch, das Messer neben sich im Stroh. Er hörte den Wind durch die Ritzen, und er wusste: Bald würde er gehen. Nicht morgen, nicht nächste Woche – aber bald. Dieses Dorf war zu klein für ihn. Die Welt würde ihn kennenlernen, ob sie wollte oder nicht.

Manchmal, wenn er die Augen schloss, sah er sich selbst schon, wie er durch die Straßen marschiert. Mit einem Dutzend Männer hinter sich, mit Waffen, mit Mut, mit Blut an den Händen. Kein Bastard mehr, kein Prügelknabe – sondern jemand, dessen Name überall geflüstert wurde.

Und er schwor sich, leise, kaum hörbar, während der Wind über das Dach fegte: „Wenn ich gehe, dann nicht als Niemand. Dann gehe ich als der, den sie fürchten werden.“

So endete seine Kindheit. Nicht mit einem Gebet, nicht mit einem Segen. Sondern mit einem Bastard, der den Hunsrück nur noch als Sprungbrett sah. Ein Schatten, der größer werden wollte. Viel größer.

Kälte, Hunger und ein gestohlener Mantel

Der Hunsrück im Winter war kein Märchen aus weißem Schnee und Glöckchenklang. Es war ein Arschtritt der Natur. Eisiger Wind peitschte über die Hügel, Schnee lag wie eine schwere, feindliche Decke über allem, und die Kälte kroch in jedes Loch, in jede Fuge, in jedes gottverdammte Knochenmark. Für die Bauern war es hart. Für Hannes und seine Bande war es die Hölle.

Der Hunger kam zuerst. Immer. Er fraß sich in den Bauch wie eine Ratte, nagte, biss, ließ dich nicht schlafen. Die Tage waren kurz, die Nächte endlos, und die Mägen knurrten lauter als die Hunde. Hannes wachte morgens auf, den Atem gefroren in der Luft, die Rippen wie Trommelstöcke unter der Haut. Er fühlte, wie sein Körper dünner wurde, leichter – und gleichzeitig härter, wie ein Stück altes Holz, das nicht mehr splintern kann, sondern nur noch brennt.

Sie suchten nach allem, was essbar war. Rüben, die halb verfault im Schnee steckten. Abfälle, die jemand weggeworfen hatte. Einmal fand Peter einen toten Vogel, halb zerfressen, und sie kochten ihn in einer rostigen Dose. Das Fleisch war zäh, bitter, voller Federn – aber sie schlangen es runter, als wär's ein Festmahl.

Der Hunger machte sie wahnsinnig. Klos sprach nur noch von Braten, von Schmalz, von Bier, das er nie getrunken hatte. Anna wurde stiller, die Augen tief und schwarz, wie ein Tier, das nur noch lauert. Und Hannes? Er lachte manchmal, ein kaltes, irrsinniges Lachen, während ihm die Zähne klapperten. „Wenn der Hunger uns frisst,“ knurrte er, „dann beiße ich zurück.“

Die Kälte war schlimmer als die Schläge, schlimmer als der Pranger. Sie war nicht laut, nicht wütend – sie war leise, gleichgültig. Sie legte sich über alles, erstickte, ließ die Finger taub werden, das Blut stocken. Sie schliefen zusammengekauert im Heu, Rücken an Rücken, um nicht zu erfrieren, und doch wachte jeder Morgen mit dem Gefühl auf, dass die Nacht sie fast geholt hätte.

Der Hunger machte sie zu Tieren. Einmal stahlen sie einem Hund den Knochen aus dem Maul. Ein anderes Mal durchwühlte Hannes die Latrine, fand ein paar Bohnen, die unverdaut durchgelaufen waren. Er kaute sie, würgte, kotzte – und kaute weiter. So war der Winter. Kein Stolz, keine Würde. Nur die nackte Frage: Überlebst du, oder nicht?

Und während draußen der Schnee fiel und das Dorf still wurde wie ein Friedhof, lag Hannes wach, die Lippen rissig, den Bauch leer, und flüsterte: „Eher frisst mich der Teufel selbst, als dass ich an diesem Hunger verrecke.“

Der Hunger allein war schon ein Schlächter, aber die Kälte war sein Komplize. Zusammen machten sie dich kaputt, langsam, zermürend, ohne dass du dich wehren konntest. Hannes und seine Bande lernten schnell: Überleben bedeutete, jeden verdammten Tag einen neuen Trick zu finden, um der Kälte und dem Hunger ein kleines Stück Leben abzuringen.

Sie klauten Holz, so viel sie konnten. Scheite von den Stapeln der Bauern, Äste aus dem Wald, sogar Bretter von Zäunen. Alles, was brannte, war Feuer. Sie schleppten es in die Ruine einer alten Scheune, die ihnen als Unterschlupf diente, und machten dort ein kleines, stinkendes Feuer. Der Rauch zog ihnen in die Lungen, die Augen trännten, aber die Glut hielt die Finger am Leben.

Das Essen war schlimmer. Sie stritten um jede Kruste, um jeden Rest. Ein Stück Brot, das Anna irgendwo aufgeschnappt hatte, wurde rationiert, in winzige Fetzen zerteilt. Jeder biss hinein, kaute langsam, als könne er den Geschmack dadurch verlängern. Doch sobald das letzte Stück geschluckt war, kam der Hunger zurück, stärker, lauter, wie ein Hund, der nie genug bekommt.

Einmal fingen sie eine Ratte. Sie hatten eine Falle gebastelt, ein altes Stück Draht, ein bisschen Speck als Köder. Als das Tier schnappte, jubelten sie, als hätten sie einen Schatz gefunden. Sie häuteten es grob, warfen es ins Feuer, aßen es schwarzgebrannt. Das Fleisch schmeckte nach Asche und Krankheit, aber es füllte für ein paar Stunden den Magen.

Doch der Kampf ums Überleben machte sie auch gegeneinander hart. Klos klaute Anna einmal die Hälfte ihres Anteils. Sie bemerkte es, packte ihn bei den Haaren, schrie wie eine Furie. Peter musste sie trennen, sonst hätte sie ihm das Messer in den Bauch gerammt. Hannes sah zu, grinste kalt und sagte: „Das ist gut. Besser wir reißen uns gegenseitig die Haut auf, als dass wir sie freiwillig hergeben.“

Die Kälte nagte weiter. Finger schwellen an, Lippen platzten, Husten schüttelte sie nachts, bis das Heu nass war von Schweiß. Aber sie gaben nicht auf. Sie krochen dichter zusammen, wärmten sich, teilten die Krümel, so erbärmlich sie auch waren. Jeder wusste: Wer allein blieb, war tot.

Und Hannes, mitten in all dem Elend, lachte manchmal. Ein schmutziges, trotziges Lachen, das den anderen Angst machte. „Seht ihr’s nicht?“ keuchte er, während der Rauch in seine Augen stach. „Wenn wir das überstehen, wenn wir durch diesen Winter kommen, dann hält uns nichts mehr auf.“

Die Worte waren großspurig, irre fast. Aber in der Scheune, zwischen Hunger, Kälte und Rattenfleisch, klangen sie wie ein Schwur.

Der Winter war kein Feind, den man besiegen konnte. Er war ein Henker. Einer, der sich Zeit ließ, der dich langsam auslaugte, dich zitternd und schwach machte, bis du irgendwann einfach nicht mehr aufstandest. Und genau das passierte.

Es war ein alter Knecht, einer von den Bauern, die ihr Leben lang geschuftet hatten, ohne je etwas anderes gesehen zu haben als Mist, Schweiß und die kalte Schnauze der Armut. Hannes kannte ihn nur vom Sehen – ein Kerl mit krummem Rücken, immer hustend, immer gebeugt, als hätte er sich schon vor Jahren dem Boden ergeben.

Eines Morgens fanden sie ihn. Er lag am Rand des Dorfes, halb im Schnee vergraben, die Augen offen, der Bart voller Eis. Die Hunde hatten schon an ihm geschnuppert. Niemand wusste, wie lange er da gelegen hatte. Aber die Kälte hatte ihn still gemacht. Keine Schreie, kein Kampf. Einfach eingefroren, wie ein Stück Holz, das jemand weggeworfen hatte.

Die Dorfbewohner redeten von Gottes Wille, von Sünde, von Strafe. Aber Hannes sah nur die nackte Wahrheit: Der Winter tötet schneller und härter als jedes Messer. Es war kein Heldentod, kein Opfer. Es war nur der Tod eines Mannes, den niemand vermissen würde. Ein Schatten weniger in einem Dorf voller Schatten.

Er stand da, starrte den toten Körper an, und irgendetwas klickte in seinem Kopf. „So will ich nicht enden“, dachte er. Nicht stumm im Schnee, vergessen, als hätte er nie existiert. Lieber mit Blut im Mund, mit Feuer in den Augen, mit einem Strick um den Hals – aber nie so.

Die Bande schwieg. Selbst Klos, der sonst immer großkotzig war, hielt den Mund. Anna zog nur die Schultern hoch, als könnte sie das Bild wegdrücken. Peter starrte den Boden an, die Hände zu Fäusten geballt. Sie alle wussten, dass der Winter sie genauso holen konnte, wenn sie nicht stärker waren als er.

Am Abend, zurück in der Scheune, zündeten sie das Feuer an, kleiner als sonst, schwächer. Das Bild des toten Knechts ließ sie nicht los. Hannes kaute auf einem Stück hartem Brot herum, das sie irgendwo aufgetrieben hatten, und spuckte schließlich aus. „Scheiß auf Gott“, knurrte er. „Scheiß auf alle. Wenn einer von uns stirbt, dann nicht so. Dann kämpfend.“

Und in diesem Moment spürten sie alle: Es war kein dummer Spruch. Es war ein Befehl. Ein Gesetz. Und der Winter, draußen, heulte wie ein Wolf, der seine Beute noch nicht satt hatte.

Nach dem toten Knecht wurde der Hunger nicht kleiner, die Kälte nicht wärmer. Sie fraßen weiter Ratten, stahlen weiter Holz, husteten weiter Blut in die Nacht. Aber Hannes war nicht der Typ, der einfach nur still im Stroh verreckt. Er begann, mit seinen schwarzen Augen Ausschau zu halten – nicht nach Mitleid, sondern nach Möglichkeiten.

Und da sah er ihn: den Mantel.

Es war ein dicker, schwerer Wintermantel, getragen von einem Händler, der durchs Dorf zog. Schwarz, aus grobem Stoff, mit Pelzkragen, warm wie ein Ofen auf zwei Beinen. Der Händler stapfte durch den Schnee, die Stiefel bis zu den Knöcheln versenkt, das Gesicht rot vor Kälte – aber er fror nicht. Und jedes Mal, wenn Hannes ihn sah, brannte es in ihm.

Dieser Mantel war nicht nur ein Kleidungsstück. Er war ein Symbol. Wärme, Schutz, Überleben. Und gleichzeitig ein Stinkefinger mitten ins Gesicht derer, die in Lumpen zitterten. Hannes konnte den Gedanken nicht abschütteln: „Der gehört mir.“

Er erzählte es den anderen. Klos lachte nervös, hustete: „Den klaust du nie. Dafür bringen sie dich gleich um.“ Anna funkelte ihn an, skeptisch und neugierig zugleich: „Und wenn du’s schaffst?“ Peter schwieg, wie immer, aber seine Augen sagten, dass er bereit war.

Hannes grinste. Dieses kalte, gefährliche Grinsen, das er immer hatte, wenn er etwas beschlossen hatte. „Scheiß drauf“, sagte er. „Wenn wir den Mantel kriegen, überleben wir. Wenn nicht, dann erfrieren wir sowieso. Was ist schlimmer?“

Die Bande schwieg. Sie wussten, dass er recht hatte.

Von diesem Tag an verfolgte Hannes den Händler mit den Augen. Er merkte sich seine Wege, wann er schlief, wo er lagerte. Er beobachtete, wie er den Mantel ablegte, wenn er sich in der Schenke betrunken. Hannes biss die Zähne zusammen, die Kälte kroch ihm in den Nacken, und er schwor sich: „Den Mantel hol ich mir, auch wenn ich Blut dafür lassen muss.“

Es war kein dummer Traum, kein Wunsch. Es war ein Plan. Und der Winter, draußen, lachte leise im Schnee, weil er wusste: Das Blut würde bald im Weiß spritzen.

Der Tag kam schneller, als sie dachten. Der Händler mit dem schwarzen Mantel hatte sich in der Schenke vollgesoffen, lallte und prahlte, dass er bald nach Mainz ziehen würde, wo es wenigstens anständiges Bier gäbe. Er schwitzte, das Gesicht rot wie eine Rübe, und irgendwann wankte er raus, um in seiner Karre zu pennen.

Hannes gab das Zeichen. Ein kurzer Blick, ein Nicken – die Bande wusste Bescheid.

Sie schlichen hinterher, durch den knirschenden Schnee, jeder Atemzug eine Wolke, die verriet, dass sie noch lebten. Der Händler lallte, ließ sich schwer auf den Wagen fallen, zog den Mantel enger um sich und fiel halb ins Koma.

„Jetzt“, flüsterte Hannes.

Peter sprang zuerst, riss den Kerl an den Armen runter, Klos griff nach dem Kopf, und Anna zog an den Beinen. Der Händler wachte auf, brüllte, schlug wild um sich. Aber Hannes war schon da. Das Messer blitzte, nicht gezielt, nicht geplant – nur ein schneller, wütender Schnitt über die Wange. Der Mann schrie, Blut spritzte in den Schnee.

„Halt's Maul!“, knurrte Hannes, und in seinen Augen brannte dieses irrwitzige Feuer. Der Händler röchelte, versuchte sich zu wehren, aber sie waren zu viert. Sie zerrten, sie schlugen, sie rissen. Schließlich lag er am Boden, Blut tropfte in den weißen Schnee wie rote Tinte auf Papier.

Hannes riss ihm den Mantel vom Leib. Warm. Schwer. Pelzkragen, der in der Dunkelheit glänzte. Für einen Moment hielt er ihn hoch, als wäre er eine Krone. Dann warf er ihn sich über die Schultern. Der Stoff schloss sich um seinen dünnen Körper, die Kälte wich ein Stück zurück, und er grinste.

„Jetzt gehör ich nicht mehr zum Dreck“, spuckte er ins Dunkel. „Jetzt gehört der Dreck mir.“

Der Händler stöhnte noch, versuchte, sich aufzurichten. Anna trat ihm ins Gesicht, kalt, ohne ein Wort. Der Mann sackte zusammen, bewusstlos oder tot – keiner sah nach. Sie hatten, was sie wollten.

Sie rannten zurück zur Scheune, durch den knietiefen Schnee, das Blut am Messer, das Lachen im Hals. Hannes riss den Mantel enger um sich, als wäre er schon geboren dafür. Und tief in seinem Bauch wusste er: Das war kein einfacher Diebstahl mehr gewesen. Das war ein Schritt. Ein Schritt raus aus dem Hunger, raus aus der Ohnmacht. Ein Schritt in eine andere Welt.

Und während draußen der Schnee weiter fiel, wusste jeder von ihnen: Jetzt gab's kein Zurück mehr.

Der Mantel war mehr als nur ein Stück Stoff. Er war ein Sieg. Ein Triumph. Ein gestohlener Thron, den Hannes auf seinen knöchigen Schultern trug. Als er damit zurück in die Scheune kam, sahen ihn die anderen an, als wäre er plötzlich ein König geworden.

Er breitete die Arme aus, drehte sich im Schein des mickrigen Feuers, der Pelzkragen glänzte, der schwere Stoff hing bis zu den Stiefeln. Er war immer noch derselbe Bastard, derselbe verhungerte Kerl mit den schwarzen Augen – aber der Mantel machte ihn größer. Mächtiger. Unantastbar.

„Seht euch das an,“ grinste er. „Die Junker tragen ihre Samtmäntel, die Pfaffen ihre Messgewänder. Und ich? Ich trag den Mantel, den ich mir genommen hab. Nicht geschenkt. Nicht gekauft. Genommen.“

Klos klatschte, lachte, ein hysterisches, hungriges Lachen. Peter nickte nur, wortlos wie immer, aber in seinen Augen war Respekt. Und Anna? Sie sah ihn an, länger als die anderen, ihre Pupillen dunkel wie die Nacht. Ein Blick, der sagte: *Mit dir ist nicht zu spaßen.*

Hannes fühlte die Wärme des Mantels, die Kälte wich langsam von seiner Haut. Zum ersten Mal seit Wochen zitterten seine Knochen nicht mehr. Und dieses Gefühl brannte tiefer als das Feuer. Es war nicht nur Wärme – es war Macht. Der Mantel war das Symbol, dass er sich nahm, was er brauchte. Dass er nicht mehr Opfer war, sondern Jäger.

In dieser Nacht schlief er anders. Nicht zusammengerollt wie ein halbverhungertes Tier, sondern ausgestreckt, den Mantel über sich, das Messer neben sich. Und er träumte nicht vom Hunger. Er träumte von Wagen voller Gold, von Häusern voller Wein, von Städten, die seinen Namen kannten.

Der Mantel war nur ein Anfang. Aber er fühlte sich an wie ein Vorgeschmack. Und Hannes schwor sich, während draußen der Winterwind an den Brettern rüttelte: „Wenn ich das hier tragen kann, dann trag ich eines Tages noch viel

mehr. Kronen, Gold, Ruhm. Alles. Und wenn einer im Weg steht – dann liegt er im Schnee.“

Es war nur ein Mantel. Aber für Hannes war es die erste Rüstung.

Der Mantel rettete ihm das Leben. So einfach war das. Ohne das schwere, warme Ding wäre Hannes im Schnee liegengeblieben wie der alte Knecht, erstarrt, vergessen, mit offenen Augen in den Himmel starrend. Aber mit dem Mantel über den Schultern fühlte er sich, als hätte er den Winter selbst geschlagen.

Die Kälte war immer noch da. Der Hunger nagte immer noch. Aber jedes Mal, wenn er die Finger in den Stoff grub, spürte er etwas Neues in sich. Stolz vielleicht. Oder Wahnsinn. Oder beides. Er war kein Bastard mehr, der sich von den Resten der anderen ernähren musste. Er war der, der nimmt. Und die anderen sahen es auch. Die Kinder, die ihn früher verspotteten, hielten jetzt Abstand. Selbst die Bauern blickten weg, wenn er vorbeiging. Nicht nur, weil sie Angst vor dem Messer hatten – sondern weil sie in dem Mantel erkannten, dass er etwas war, was sie nie sein würden: frei.

Doch Freiheit war teuer. Tief drinnen wusste Hannes das. Der Mantel war Blut wert gewesen. Und Blut verlangte immer mehr Blut. Er konnte nicht zurück in das alte Leben, in Lumpen, in den Dreck. Der Mantel klebte wie ein Schwur an ihm. Ein Versprechen, dass er nicht mehr klein sein würde.

In der Scheune sprach keiner es laut aus, aber sie alle wussten: Das war nur der Anfang. Heute war es ein Mantel. Morgen würde es ein Pferd sein. Dann vielleicht eine Kutsche. Ein Haus. Und irgendwann ganze Dörfer, die vor ihm zitterten.

Hannes zog den Kragen hoch, spürte die Wärme im Nacken, und grinste in die Dunkelheit. „Das Dorf ist zu klein,“ murmelte er. „Die Welt gehört uns.“

Und draußen, im Schnee, schien der Wind zu lachen. Als wüsste er längst, dass der Bastard im Mantel bald mehr holen würde, als sich irgendjemand im Hunsrück träumen ließ.

Die Dorfkneipen und ihr giftiger Atem

Die Spelunken stanken nach Rauch, Schweiß und billigem Branntwein. Für Hannes war das kein Gestank – das war der Atem der Welt, der Dreck, aus dem er geboren war. Aber diesmal war es anders. Er war nicht mehr der Junge, der heimlich unter den Tischen kroch und die Reste stahl. Er war groß genug, um am Tisch zu sitzen. Und an diesem Abend stand zum ersten Mal ein Becher vor ihm, der ihm gehörte.

Es war Bier, schal und warm, voller Schaum und Spucke vom Wirt, der den Becher nicht ausgespült hatte. Aber es war seins. Er hob ihn mit der ganzen Pose eines Königs, der den Thron erklimmt, und nahm den ersten Schluck. Das Zeug brannte nicht wie Schnaps, aber es füllte den Magen, legte sich schwer in den Kopf. Er schmatzte, grinste, wischte sich den Schaum vom Mund und knurrte: „Scheiße, schmeckt das gut.“

Die Männer lachten. Ein paar derbe Burschen, die schon die Hälfte ihrer Zähne verloren hatten, prosteten ihm zu. „Na, der Bastard kann also saufen wie ein Mann.“ Sie sprachen es spöttisch, aber in ihren Augen war ein Funken Anerkennung. Er hatte die Schwelle überschritten. Kein Kind mehr. Kein stiller Lauscher im Schatten. Einer von ihnen.

Klos kippte neben ihm, schon halb besoffen, obwohl er kaum was abbekommen hatte. Peter saß still, die Hände um seinen Becher, trank langsam, als wolle er das Feuer in kleinen Schlucken genießen. Anna, die immer noch zu jung aussah für diesen Ort, aber längst härter war als die Hälfte der Männer, nahm Hannes den Becher ab, trank tief, rülpste und lachte. „Schmeckt nach Pisse“, sagte sie. „Aber besser als Schnee.“

Der Wirt knurrte, dass sie nicht lange bleiben sollten, dass er sich nicht mit der Obrigkeit anlegen wolle, falls die Kinder wieder Ärger machten. Aber er ließ sie trinken. Nicht aus Güte, sondern weil sie zahlten – mit Münzen, die nicht ihre waren, versteht sich.

Und so saß Hannes da, der Bastard im Mantel, das erste Bier im eigenen Becher, und spürte, wie die Welt sich veränderte. Kein Hunger, keine Kälte, kein Spott – nur Rauch, Stimmen und das goldene Gift, das durch seine Adern floss. Er war kein Zuschauer mehr. Er war Spieler.

Und tief in seinem Schädel hämmerte es schon: *Davon will ich mehr. Viel mehr.*

In den Kneipen war jedes Wort schwerer als das Bier. Männer, halb besoffen, mit roten Nasen, gelben Zähnen und Augen, die schon halb im Suff schwammen, erzählten Geschichten, die größer waren als ihre Körper. Heldentaten, Schlachten, Frauen, die sie angeblich gehabt hatten – jeder Satz stank nach Lüge, aber sie gaben ihn raus wie einen Furz, auf den sie stolz waren.

Hannes saß da, den Becher in der Hand, und lauschte. Er hörte, wie einer prahlte, er habe zehn Franzosen mit bloßen Händen erschlagen. Ein anderer schwor, er habe in Frankfurt eine Dirne gehabt, schöner als eine Königin. Ein Dritter sagte, er habe einen Wolf im Wald erwürgt, nur mit seinem Gürtel.

Alles Lügen. Hannes wusste das. Er hatte die Männer gesehen, wie sie tagsüber buckelten, wie sie nachts kotzend in den Gräben lagen. Kein Held, kein Wolfskiller, keine Königinnenficker. Nur Bauern, Säufer, arme Schweine, die sich selbst Geschichten erzählten, damit das Leben nicht ganz so erbärmlich war.

Aber er lachte nicht. Er hörte zu. Jede Lüge hatte trotzdem einen Funken Wahrheit. Aus den Märchen lernte er, wie sie dachten, was sie wollten, wovor sie Angst hatten. Er lernte, dass jeder Mann eine Schwäche hatte, dass jeder Mensch sich größer machte, als er war – und dass man das ausnutzen konnte.

Manchmal, wenn die Geschichten zu bunt wurden, legte Hannes seinen Becher ab, beugte sich vor und fragte leise: „Und? Wo war das wirklich?“ Dann stammelten sie, lachten, wichen aus. Er grinste, weil er wusste: Er hatte sie erwischt.

Die Säufer waren für ihn keine Helden. Sie waren Lehrmeister. Nicht in Mut, nicht in Stärke, sondern in Lüge. Sie zeigten ihm, dass Worte genauso Waffen sein konnten wie Messer. Und Hannes sog das Gift auf, wie er den Rauch und das Bier sog.

Später, wenn er wieder draußen in der Kälte stand, grinste er in die Dunkelheit: „Alles Lügner. Aber irgendwann erzähl'n sie von mir. Und dann wird's keine Lüge sein.“

Der Rauch hing tief, die Krüge waren leerer geworden, und da kamen die Karten auf den Tisch. Schmierige, abgegriffene Dinger, die schon mehr Lügen gesehen hatten als ein Pfarrer in der Beichte. Dazu Würfel, schwer, eckig, voller Kerben, von den Männern so oft betastet, dass sie fast lebendig schienen.

Hannes sah zum ersten Mal, wie Geld wirklich verschwand. Nicht durch Steuern, nicht durch Abgaben – sondern durch die Hände, die würfelten und Karten warfen. Kupfermünzen klirrten über den Tisch, mal stapelten sie sich, mal verschwanden sie in der Tasche eines grinsenden Schweins. Alles in Sekunden.

Er setzte sich dazu, noch halb ein Junge, aber mit Augen, die alles fraßen. Erst nur Zuschauer, dann rutschte ein Becher rüber: „Los, Bastard, zeig, ob du Glück hast.“ Er grinste und nahm die Karten.

Die ersten Spiele verlor er. Klar. Die anderen lachten, stahlen ihm die Kupferstücke, die er irgendwo gestohlen hatte. Aber er lernte schnell. Beobachtete die Finger, die Zuckungen im Gesicht, das Zittern der Hände, wenn ein Mann bluffte. Hannes merkte: Beim Spiel ging's nicht um Glück. Es ging um Schwäche. Und Schwächen konnte er riechen wie ein Hund Blut.

Schon nach einer Stunde gewann er ein kleines Stück Brot zurück. Später ein paar Münzen. Die Männer fluchten, lachten, prosteten ihm zu. „Der Bastard hat den Teufel im Würfelbecher“, murrte einer. Hannes grinste nur, ließ die Münzen über seine Finger rollen.

Aber er spürte auch die andere Seite: das Ziehen im Bauch, wenn er verlor, der Zorn, das Brennen, das noch mehr wollte. Karten und Würfel waren kein Spiel. Sie waren Droge, genau wie Bier. Eine Droge, die dich alles vergessen ließ, Hunger, Kälte, Schmerzen – solange du glaubtest, dass der nächste Wurf dich retten würde.

Und in dieser Nacht begriff Hannes, dass er zwei Wege hatte: Entweder er beherrschte das Spiel, oder das Spiel beherrschte ihn.

Natürlich schwor er sich, dass er derjenige sein würde, der es beherrscht. Aber irgendwo im Dunkeln, im Würfelklirren, lachte der Teufel leise und murmelte: *Wir werden ja sehen.*

In den Kneipen waren nicht nur Würfel, Bier und Lügen zu Hause. Da gab's auch die Weiber, die man nicht mit Nachnamen kannte. Frauen, die zwischen den Tischen schlichen wie Katzen, mit Röcken, die mehr Löcher hatten als Stoff, mit Gesichtern, die schon hundert Hände gefasst hatten. Manche lachten, manche schwiegen, alle hatten Augen, die sagten: „Ich hab schon alles gesehen und nichts davon war schön.“

Für Hannes war das wie eine zweite Schule. Er sah, wie die Männer sie packten, wie sie lachten, während ihnen die Münzen aus der Tasche fielen. Er sah, wie sie hinten verschwanden, in dunkle Kammern, und wieder herauskamen, schwitzend, röchelnd, leerer in den Augen.

Er wusste, dass das kein Märchen war, keine Romantik. Hier gab's keine Liebe, nur Handel. Körper gegen Münzen, Wärme gegen Bier. Und trotzdem zog es ihn an. Nicht, weil er verliebt war. Sondern weil er spürte, dass hier ein weiteres Stück Macht lag.

Die erste Dirne, die ihn ansah, war alt. Vielleicht dreißig, vielleicht vierzig – schwer zu sagen in einer Welt, in der Frauen schon mit zwanzig aussahen wie Großmütter. Sie grinste ihn an, schief, ein Zahn fehlte. „Na, Bastard“, flüsterte sie, „hast du auch schon Münzen im Beutel?“ Er hatte keine. Aber er grinste zurück. „Bald“, sagte er.

Und genau in dem Moment verstand er, dass es nie nur ums Ficken ging. Es ging ums Kaufen, ums Nehmen, ums Besitzen. Nicht Liebe, nicht Nähe – Macht.

Anna sah das alles, stand manchmal neben ihm, beobachtete die Weiber mit kaltem Blick. Sie verachtete sie, spie fast aus, wenn eine zu nah kam. Aber Hannes spürte, dass auch sie wusste: Diese Frauen waren Spiegel. Spiegel dessen, was sie alle werden konnten, wenn sie nicht stärker waren als das Leben.

Der Rauch, die Stimmen, das Kichern der Huren – all das legte sich in seinen Schädel. Er schwor sich, dass er sie alle haben würde. Nicht heute, nicht morgen. Aber irgendwann. Die Frauen, das Geld, die ganze Kneipe.

Denn in seinem Kopf war klar: Er würde nicht einer der Männer sein, der sich besoffen und leer aus den Kammern schleppte. Er würde der sein, der die Kammern besaß.

Es musste so kommen. Kneipen sind Pulverfässer, und Hannes war längst das Streichholz.

Der Abend war laut, voll, der Rauch hing dick, die Männer gröhlten, die Würfel klirrten. Hannes saß mit Klos und Peter an einem Tisch, Anna hockte halb im Schatten, beobachtete. Ein Bauer, fett und betrunken, kam schwankend vorbei, sah den Bastard, sah den Mantel, und das passte ihm nicht. „Na, Bastard“, lallte er, „den Pelz hast du wohl deiner Mutter vom Rücken gezogen, was?“ Das ganze Wirtshaus lachte.

Hannes grinste. Nicht freundlich. Dieses Grinsen, das mehr eine Drohung war als ein Lächeln. „Besser als von deiner Frau“, knurrte er, „die trägt ja nur Läuse.“

Ein Schlag. Schnell, plump, stinkend nach Schnaps. Der Bauer holte aus, traf Hannes am Ohr. Die Menge johlte. Aber Hannes wankte nur kurz, richtete sich auf – und schlug zurück.

Er schlug nicht wie ein Bauer, nicht wie ein Mann, der an den Feldern abgehärtet war. Er schlug wie einer, der es sein Leben lang geübt hatte. Die Faust krachte in die Nase des Bauern, Knorpel brach, Blut spritzte. Der Kerl brüllte, stolperte zurück, riss Krüge vom Tisch.

Chaos. Stühle kippten, Bier schwappte, Männer schrien. Peter warf den ersten Krug, Klos trat irgendwem in die Rippen, Anna lachte schrill wie eine Krähe. Und Hannes? Hannes war mitten drin, die Fäuste wie Hämmer, das Messer griffbereit.

Der Bauer ging zu Boden, das Gesicht blutig. Ein anderer sprang auf, wollte Hannes packen, bekam aber den Ellenbogen in die Zähne. Ein dritter zog ihn am Mantel, doch Hannes drehte sich, das Messer blitzte, schnitt nur den Kragen, aber die Botschaft war klar: Noch einen Schritt, und ihr sterbt.

Das Wirtshaus tobte. Der Wirt brüllte, die Huren kreischten, ein Hund bellte irgendwo. Aber Hannes stand da, die Brust gehoben, das Gesicht voller Blut und Schweiß, und lachte. Ein wildes, irres Lachen, das lauter war als alles andere im Raum.

Und in diesem Moment war er kein Bastard mehr. Er war der Teufel selbst, der die Kneipe erobert hatte.

Als sie ihn schließlich hinauswarfen, blutig, lachend, das Messer noch in der Hand, wusste jeder: Von jetzt an rechnet du besser mit dem Bastard, wenn du die Spelunke betrittst.

Nach der Schlägerei war Hannes ein gemachter Mann in der Spelunke. Nicht geliebt – niemand liebte einen Bastard –, aber respektiert, gefürchtet, geduldet. Und das reichte. Der Wirt knurrte, die Huren kicherten, die Männer fluchten – doch wenn er seinen Becher hob, füllte ihn immer einer.

Der Alkohol floss. Erst Bier, dann Branntwein, dünn und beißend, aber stark genug, um Hunger, Kälte und Schläge wegzubrennen. Hannes trank wie ein Loch. Jeder Schluck war wie Feuer, das ihn aufwärmte und gleichzeitig den Kopf

in Watte legte. Er spürte, wie der Schmerz aus den Rippen wich, wie die Schrammen im Gesicht dumpf wurden.

Es war mehr als Trinken. Es war ein Ritual. Der erste Schluck tötete den Hunger. Der zweite ließ ihn lachen. Der dritte machte ihn unbesiegbar. Und der vierte, fünfte, sechste – die verwandelten die ganze Welt in ein einziges Rauschen. Stimmen wurden dumpf, Gesichter verschwammen, das Lachen wurde tiefer, dreckiger.

Klos kotzte irgendwann in die Ecke, Peter schwieg und trank mit unbewegter Miene, Anna stahl einem Betrunkenen den Beutel, während er lallend nach ihrem Arsch griff. Und Hannes? Hannes saß da, den Becher in der Hand, das Messer am Gürtel, und fühlte sich, als gehöre ihm die Welt.

Der Rausch war ein Teufel und ein Freund. Er nahm dir die Klarheit, aber er gab dir Mut. Mut, weiterzumachen, Mut, den nächsten Schlag zu setzen, Mut, die nächsten Sünden zu begehen. Hannes wusste, dass er süchtig wurde. Aber er scherte sich einen Dreck darum. „Scheiß auf morgen,“ lallte er, „heute leb ich.“

Und das war das Geheimnis des Rausches: Für ein paar Stunden gab es keine Bastard-Geschichten, keine kalten Nächte, keine leeren Mägen. Nur Wärme im Bauch und Feuer im Kopf.

Als er später schwankend hinaus in die Nacht stolperte, den Mantel um die Schultern, den Atem dampfend in der kalten Luft, grinste er. Er war high auf Bier, Blut und Chaos. Und er wusste: Er würde diesen Rausch nie wieder loslassen.

Die Spelunke war mehr als ein Ort. Sie war eine Schule, eine Bühne, ein Schlachtfeld. Hier hatte Hannes das erste Bier getrunken, die ersten Lügen entlarvt, die ersten Würfel geworfen, die ersten Huren gesehen, die erste Schlägerei geschlagen. Und er hatte den Rausch gekostet – dieses goldene Gift, das stärker war als Hunger und härter als Kälte.

Aber mit jeder Nacht in der Kneipe wuchs auch ein Gedanke in ihm: Das war nur der Anfang. Er sah die Männer, wie sie sich kaputtsoffen, wie sie schrien, kotzten, einschliefen. Er sah, wie sie sich am nächsten Morgen wieder über die Felder schlepten, als hätten sie nie existiert. Für sie war die Kneipe eine Zuflucht. Für ihn war sie ein Sprungbrett.

„Eines Tages,“ murmelte er, als er nach einer langen Nacht in den Schnee taumelte, „gehört mir das alles. Nicht nur ein Becher. Nicht nur ein Stuhl. Die ganze verdammte Spelunke. Und nicht nur eine. Alle.“

Die Bande lachte darüber. Klos hielt sich den Bauch, Anna schnaubte, Peter schüttelte nur den Kopf. Aber in Hannes' Augen brannte es ernst. Er meinte es. Er spürte, dass er größer war als dieses Dorf, größer als diese Kneipe, größer als der Hunsrück selbst.

Die Kneipen gaben ihm das erste Gefühl von Macht. Und sie gaben ihm das erste Versprechen: dass er noch viel mehr nehmen würde. Viel mehr.

Und so endete dieses Kapitel seines Lebens nicht mit einem Schwur vor Gott, nicht mit einem Gelübde, sondern mit einem Bastard im Mantel, der sturzbetrunken in den Schnee kotzte und dabei lachte.

Ein Lachen, das schon nach Zukunft klang.

Alte Weiber, neue Narben

Wenn die Männer im Dorf Säufer und Schläger waren, dann waren die Weiber Giftmischerinnen mit Worten. Alte Krähen, mit Tüchern über dem Kopf, krummen Rücken und Stimmen, die schärfer waren als jedes Messer. Sie hatten ihr Leben lang Kinder geboren, Kinder verloren, Männer beerdigt oder gepflegt, ohne dass je etwas besser wurde. Bitterkeit war ihre Milch, und sie gaben sie jedem, der zu nah kam.

Für Hannes waren sie schlimmer als die Prügel der Männer. Denn die Fäuste hinterließen blaue Flecken, die heilten. Aber die Worte der Alten? Die fraßen sich in den Schädel, wie Ratten in ein Brot. „Hurensohn“, zischten sie, wenn er vorbeiging. „Teufelsbrut.“ „Der Bastard wird am Galgen enden.“

Manche warfen ihm sogar nach, was sie gerade in der Hand hatten: eine Schale Abwasser, Kartoffelschalen, ein Stück altes Brot, das selbst die Hunde nicht mehr wollten. Und sie lachten, wenn er im Dreck stand, der Mantel beschmutzt, die Haare verklebt.

Doch Hannes blieb stehen. Er drehte sich nicht weg, er duckte sich nicht. Er starrte zurück. Mit diesen Augen, schwarz und hart, die mehr sagten als jedes Wort. Die Weiber kreuzigten sich hastig, murmelten Gebete, weil sie in seinen

Pupillen etwas sahen, was ihnen Angst machte: nicht Scham, nicht Demut, sondern Trotz.

Er grinste manchmal sogar. Ein kaltes, junges, aber schon böses Grinsen. „Spart euch die Flüche,“ knurrte er einmal, „ich mach mein eigenes Schicksal.“ Da kreischten sie wie aufgescheuchte Hühner, warfen ihre Schürzen über den Kopf und schrien nach Gott, als hätte der Bastard höchstpersönlich mit dem Teufel gesprochen.

Die Männer mochten ihn hassen, weil er ein Bastard war. Aber die Weiber? Die hassten ihn, weil er nicht zerbrach unter ihrem Gift. Weil er zurücksah, zurücklachte, zurückspuckte.

Und tief drinnen wusste Hannes: Diese Weiber waren Prophetinnen. Nicht, weil sie Recht hatten mit ihren Galgen-Flüchen, sondern weil er eines Tages so groß sein würde, dass selbst ihr Spott wie eine Krone auf seinem Kopf lag.

Die Weiber hatten eine besondere Freude daran, Hannes öffentlich zu zerlegen. Sie brauchten keinen Anlass, keinen Grund – seine bloße Existenz reichte. Wenn er durch die Gasse ging, mit dem Mantel eng um die Schultern, riefen sie ihm nach:

„Na, der kleine König vom Dreckshof! Sieh mal an, er trägt schon den Galgen wie einen Kragen.“

„Pass auf, dass dir der Strick nicht besser steht als der Pelz!“

„Wenn der Bastard lacht, stirbt ein Engel – und hier fliegen kaum noch welche rum.“

Das Dorf hörte zu. Die Männer lachten, die Kinder kicherten, die Hunde bellten. Es war wie ein Theater, und Hannes war die Hauptfigur, ob er wollte oder nicht.

Einmal saß eine besonders alte Hexe auf der Bank vor ihrem Haus. Runzlig, ein Gesicht wie getrocknetes Leder, die Augen milchig, aber die Zunge so scharf wie eh und je. Hannes lief vorbei, und sie rief: „Halt mal an, Bastard, ich will dein Gesicht sehen, damit ich's erkenne, wenn sie's eines Tages am Galgen zur Schau stellen!“ Das ganze Dorf brüllte vor Lachen.

Hannes blieb stehen. Er ging langsam auf die Alte zu, so nah, dass sie seinen Atem riechen konnte – Bier, Blut und Hunger. Er bückte sich, starrte sie an, diese milchigen Augen, und flüsterte: „Wenn ich hänge, Alte, dann kommst du mit. Ich nehm dich mit an meinen Strick.“

Sie kreischte, schlug um sich mit ihren knochigen Händen, schrie nach Gott. Die Leute verstummten, das Lachen starb in ihren Kehlen. Für einen Augenblick war da nur dieses Bild: der Bastard, der einer Alten drohte, und die Alte, die sich bekreuzigte, als hätte der Teufel selbst gesprochen.

Spott und Hohn waren Gift. Aber Hannes hatte gelernt, es wie Schnaps zu trinken: es brannte, es machte krank, doch es gab auch Kraft. Jede Beleidigung war für ihn kein Dolchstoß – sondern ein Beweis, dass er auffiel. Dass sie ihn nicht ignorieren konnten.

Und so ging er weiter durch die Gassen, mit erhobenem Kopf, während die Weiber schrien, fluchten, ihn verdamnten. Er grinste nur. Denn er wusste: Jeder ihrer Flüche war eine Krone, die sie ihm heimlich aufsetzten.

Hannes hatte schon Schrammen gesammelt, Beulen, aufgeplatzte Lippen und gebrochene Knöchel. Aber das waren Wunden, die heilten. Ein paar Tage, und der Schmerz war weg, die Haut wieder glatt. Doch irgendwann kam der Tag, an dem er eine Narbe bekam, die blieb. Ein Zeichen, das er fortan immer mit sich herumtrug – wie ein Siegel, das die Welt ihm in die Haut brannte.

Es war spät, tief in der Nacht, die Spelunke war schon halb leer. Hannes hatte zu viel getrunken, zu laut gelacht, zu viel gewonnen beim Würfeln. Ein Bauer, groß wie ein Ochse, verschwitzt und stinkend, hatte dabei seine letzte Münze verloren. Er stand auf, die Adern dick im Hals, und schrie: „Der Bastard hat betrogen!“

Noch bevor Hannes antworten konnte, flog der erste Schlag. Der Kerl war schnell, wütend, und in seiner Hand blitzte ein Messer. Nicht lang, kein Schwert – aber scharf genug. Hannes wich zurück, griff selbst nach dem Stahl an seinem Gürtel. Die Menge tobte, Stühle krachten, irgendwer schrie nach dem Wirt.

Dann kam der Schnitt. Nicht tief in die Brust, nicht tödlich. Aber quer über die linke Wange, vom Ohr bis fast zum Kinn. Warmes Blut schoss heraus, rann ihm über den Hals, tropfte in den Kragen. Hannes spürte den Schmerz, dieses brennende Feuer, das ihn fast niederstreckte. Aber er grinste. Er grinste, während ihm das Blut ins Maul lief, und spuckte es dem Ochsen ins Gesicht.

Dann schlug er zu. Erst mit der Faust, dann mit dem Messer. Der Bauer fiel, schreiend, die Männer zogen ihn weg. Hannes stand da, blutüberströmt, das Gesicht offen, aber die Augen voller Triumph.

Die Wunde entzündete sich. Sie heilte langsam, brannte tagelang, jede Nacht tropfte sie aufs Stroh. Aber sie heilte. Und zurück blieb die Narbe. Eine rote, schiefe Linie, die sein Gesicht für immer zeichnete.

Die Weiber sahen sie und flüsterten: „Das ist das Mal des Teufels.“ Die Männer sahen sie und schwiegen länger, wenn er in die Kneipe kam.

Hannes selbst? Er sah in einem alten, gesprungenen Spiegel die Linie quer über sein Gesicht – und grinste. „Jetzt erkennt mich jeder“, murmelte er. „Jetzt sieht jeder, dass ich einer bin, den man nicht übersieht.“

Es war nicht nur eine Narbe. Es war seine erste Krone.

Die Narbe heilte, aber sie machte Hannes nicht unsichtbarer – sie machte ihn sichtbarer. Jeder sah sie sofort, diese rote, schiefe Linie, die sich über seine Wange zog. Und die Alten im Dorf, die Weiber mit ihren zahnlosen Mäulern und rauen Stimmen, stürzten sich darauf wie Krähen auf Aas.

„Seht euch das an!“, kreischte eine, als er durch die Gasse ging. „Das ist das Zeichen! Der Teufel hat sein Kind gezeichnet, damit wir ihn am Galgen finden!“

„Ja,“ heulte eine andere, „der Bastard trägt schon sein Todesmal. Bald tanzt er mit dem Strick um den Hals, und die Raben picken ihm die Augen raus!“

Die Kinder lachten, die Männer grinnten schief, aber in den Gesichtern der Alten lag etwas anderes: Angst. Angst, die sie hinter ihrem Gekreische versteckten. Sie sahen in dieser Narbe nicht nur Schande – sie sahen eine Prophezeiung.

Hannes blieb wieder einmal stehen. Er drehte sich zu ihnen, langsam, das Gesicht halb im Schatten, die Narbe rot und frisch wie eine offene Wunde. „Ihr habt recht,“ sagte er ruhig. „Ich geh an den Galgen. Aber vorher nehmt ihr alle noch was von mir mit. Eure Söhne. Eure Männer. Eure Häuser. Und wenn ich dann hänge, dann tanze ich euch ins Gesicht.“

Die Weiber kreischten, warfen sich Kreuze auf die Stirn, schrien nach Gott. Manche packten ihre Enkel und zogen sie ins Haus, als wäre Hannes schon die Pest auf zwei Beinen. Aber er ging weiter, der Mantel schwer, die Augen schwarz, und grinste.

Denn die Flüche der Alten waren keine Strafe für ihn. Sie waren Treibstoff. Jede Verwünschung, jeder Schrei, jedes „Galgenkind!“ war wie ein Schlag, der ihn nicht niederstreckte, sondern aufrichtete.

Und tief drinnen, ganz tief, wusste er: Sie würden recht behalten. Aber nicht so, wie sie dachten. Nicht still, nicht schnell, nicht im Schatten. Wenn er fiel, dann laut, dann mit Feuer, dann so, dass ihr ganzes Dorf nie wieder schlafen konnte, ohne sein Lachen im Ohr zu haben.

Die Alten sahen in ihm den Galgen. Hannes sah darin seine Bühne.

Hass war der einzige Luxus, den Hannes sich leisten konnte. Kein Gold, kein Erbe, keine Zukunft – aber Hass, den hatte er im Überfluss. Und er sog ihn auf wie andere Leute warmen Wein.

Die Alten spien ihre Flüche, die Kinder warfen Steine, die Männer knurrten in die Krüge. Alles Hass. Und Hannes grinste. Denn er merkte: Der Hass machte ihn stärker. Jeder Blick, der ihn verachtete, war wie ein Faustschlag, der ihn härter machte. Jede Beleidigung war ein Stein, aus dem er seine eigene Festung baute.

Er war kein Junge mehr, der weinte, wenn sie ihn „Bastard“ nannten. Er war ein Bastard, der lachte, wenn sie es schrien. Er ging durchs Dorf mit der Narbe im Gesicht und dem Mantel um die Schultern, und je mehr sie spien, desto gerader hielt er den Kopf.

„Ihr hasst mich? Gut,“ murmelte er oft in die Nacht, während er im Stroh lag. „Dann geb ich euch Grund genug, mich zu hassen. Ich will euer Hass sein. Ich will, dass ihr nachts nicht schlafen könnt, weil ihr meinen Namen im Kopf habt.“

Es war nicht nur Trotz. Es war ein Motor. Hass trieb ihn weiter, wenn Hunger ihn fast umwarf. Hass ließ ihn die Fäuste ballen, wenn die Kälte seine Knochen steif machte. Hass war wie Schnaps – bitter, brennend, aber er hielt dich aufrecht.

Seine Bande sah es. Klos war ein Feigling, oft zu betrunken, um zu verstehen. Peter schwieg, aber er spürte, dass Hannes härter wurde. Anna verstand es am besten. „Die hassen dich, weil sie Angst haben“, flüsterte sie einmal. Hannes grinste zurück: „Und genau deshalb leb ich.“

Der Hass wurde sein Schild, seine Waffe, sein Treibstoff. Und während die Alten hofften, ihn mit ihren Flüchen kleinzukriegen, machten sie nur eins: Sie bauten ihn auf.

Ein Bastard, genährt von nichts anderem als Brotkrusten, billigem Bier – und dem Hass einer ganzen Welt.

Hannes merkte schnell: Mit Hass allein kommst du weit, aber nicht weit genug. Wenn du gegen ein ganzes Dorf stehst, brauchst du mehr als Fäuste, mehr als Messer. Du brauchst Leute. Nicht Freunde – Freunde sind was für Schwächlinge. Du brauchst Hunde, die beißen, wenn du's befiehlst. Ratten, die dir folgen, wenn du den Weg ins Dunkel zeigst.

Klos war längst an seiner Seite, ein Trottel, aber loyal wie ein Kettenhund. Peter war schweigsam, aber wenn er schlug, dann richtig. Anna war giftig und schlau, konnte mit ihrer Zunge mehr Schaden anrichten als mit einem Dolch. Aber das reichte nicht.

Also fing Hannes an, die anderen Ausgestoßenen zu sammeln. Die, die auch keine Zukunft hatten. Der Sohn vom Bettler, der schon mit zwölf das Klauen besser konnte als das Vaterunser. Ein Hirtenjunge, der lieber Schafe schlachtete, als sie zu hüten. Sogar ein Krüppel, humpelnd, aber mit einem Arm so stark, dass er Bretter spalten konnte.

Sie kamen zu ihm, weil er der war, den man am meisten hasste. Weil er der war, der lachte, wenn die Alten fluchten. Weil er der war, der trotz Narbe, trotz Mantel, trotz Bastardblut aufrecht ging. In seinem Schatten fanden sie eine Art Freiheit.

Es war keine Bande im romantischen Sinn. Keine Fahnen-schwenker, keine Schwüre mit Blut. Es war eher ein Rudel Wölfe, zerlumpt, hungrig, gefährlich. Sie trafen sich hinter den Hütten, in den Wäldern, an den Ufern der Bäche. Sie klauten, sie prügeln, sie jagten. Und wenn das Dorf tuschelte, hieß es nicht mehr nur: „Der Bastard.“ Es hieß: „Der Bastard und seine Hunde.“

Hannes gefiel das. Er war kein Anführer, der Befehle brüllte. Er war ein Magnet. Seine Narbe, sein Mantel, seine Augen – das reichte. Die Leute folgten, weil sie wussten, dass er weiterging, während sie alle schon längst aufgegeben hatten.

Und er wusste: Das hier war erst der Anfang. Ein Rudel hungriger Ratten in einem Dorf. Aber morgen? Morgen könnten sie ein ganzes Tal sein.

Die Alten hatten ihn verflucht, die Kinder verspottet, die Männer geschlagen. Und jetzt trug er die Narbe im Gesicht wie ein Wappen, das ihm keiner mehr nehmen konnte. Sie hatten ihn Bastard genannt, Teufelsbrut, Galgenfutter – und genau das brannte er sich in die Seele.

Doch wenn Hannes nachts im Stroh lag, den Mantel eng um sich, das Messer griffbereit, dann hörte er die Stimmen der Weiber noch in den Ohren. „Am

Galgen endest du, Bastard.“ Und er lachte. Nicht leise, nicht bitter – er lachte laut, als ob er ihnen direkt ins Gesicht lachen würde.

Er wusste, dass sie recht hatten. Natürlich würde er am Galgen enden. Männer wie er sterben nicht alt im Bett, sie sterben mit Strick, Stahl oder Blei. Aber er schwor sich: Wenn er fällt, dann fällt er nicht wie ein alter Knecht im Schnee, nicht wie ein Säufer in der Gosse. Nein. Er würde fallen wie ein Sturm, den man nicht vergessen kann.

Die Bande wuchs, die Narben wurden mehr, und Hannes spürte, dass das Dorf zu klein wurde für ihn. Es war ein Käfig voller Gekreische, voller Flüche, voller neidischer Augen. Bald musste er raus. Raus in die Welt, wo der Hass größer, das Bier stärker und die Beute reicher war.

Und wenn er die Alten sah, wie sie ihm hinterherfluchten, dann dachte er: *Ihr werdet mich nicht los. Selbst wenn ich hänge, werde ich in euren Köpfen weiterleben.*

So wurde der Bastard langsam zur Legende – noch nicht bekannt, noch nicht gefürchtet, aber geboren aus Narben, aus Flüchen und aus Hass.

Und während der Wind durch die Hütten heulte, schwor Hannes in die Nacht: „Ich gehe meinen Weg. Ihr habt’s prophezeit. Aber ich tanze zum Galgen, und ihr werdet zusehen.“

Wenn Fäuste reden und Zähne fliegen

Im Hunsrück redete keiner lange. Worte waren billig, und wer zu viel quatschte, bekam früher oder später die Faust ins Maul. Es war eine einfache Sprache, direkt und ehrlich: Entweder du stehst noch, oder du liegst im Dreck.

Hannes hatte das früh gelernt. Flüche, Beleidigungen, Drohungen – alles schön und gut. Aber am Ende entschied die Faust. Wenn er durchs Dorf ging und einer ihn „Bastard“ nannte, dann antwortete er nicht mehr mit Spott, nicht mit Gift, sondern mit einem Schlag. Gerade, hart, ohne Warnung. Der Bastard redete nicht. Der Bastard prügelte.

Es war ein Kodex ohne Regeln, und genau das machte ihn so klar. Niemand fragte nach Recht oder Unrecht. Niemand hielt lange Predigten. Ein Blick, ein

Schubser, und schon krachten Schädel aufeinander. Blut auf dem Pflaster war so normal wie Pferdescheiße in der Gasse.

Hannes mochte diese Sprache. Sie war einfach. Ehrlich. Du brauchtest keine Bücher, keine Priester, keinen Adelstitel. Alles, was du brauchtest, waren zwei Fäuste und den Willen, sie zu benutzen. Und Hannes hatte beides.

Die Bande sprach dieselbe Sprache. Peter, der schweigsame Hund, schlug härter als alle. Klos war laut, tollpatschig, aber er warf sich in jede Prügelei, als hätte er neun Leben. Anna war schneller als die meisten Kerle, trat gezielt dahin, wo's am meisten wehtat. Zusammen waren sie wie eine Faust mit vier Fingern – und jeder, der ihnen begegnete, wusste: Das ist keine Gruppe, das ist eine Drohung.

Die Leute mieden sie mehr und mehr. Nicht, weil sie plötzlich stark waren wie Riesen, sondern weil sie keine Angst mehr hatten, die Sprache zu sprechen, die im Hunsrück jeder verstand. Eine Sprache, die nicht „Bitte“ oder „Danke“ kannte. Eine Sprache, die nur aus Knochenbrüchen bestand.

Und jedes Mal, wenn Hannes mit blutigen Knöcheln nach Hause kam, die Lippen aufgesprungen, die Augen voller Glut, dachte er: *So redet man wirklich mit der Welt. Mit den Fäusten. Alles andere ist Gelaber.*

Es war Markttag, die Straßen voller Bauern, Händler und hungriger Hunde. Der Schnee war geschmolzen, der Dreck darunter dampfte, und die Luft stank nach Kohl, Mist und billigem Schnaps. Ein perfekter Tag, um jemandem die Zähne aus dem Maul zu prügeln.

Hannes stand mit seiner Bande am Rand, der Mantel schwer auf seinen Schultern, die Augen wach. Ein Bauer, groß wie ein Schrank, stapfte vorbei und knurrte: „Mach Platz, Bastard.“ Es war nicht mal besonders böse gemeint – nur so dahin. Aber an diesem Tag war's das falsche Wort.

Hannes lachte, spuckte dem Mann vor die Füße und sagte: „Mach du Platz. Oder ich mach dir Beine, dass du kriechst.“

Der Bauer drehte sich um, fassungslos, dann flog die erste Faust. Hart, schwer, ein Schlag, der einen normalen Jungen auf den Arsch gesetzt hätte. Aber Hannes blieb stehen. Er wankte, ja, das Blut lief ihm sofort aus der Nase – aber er grinste. Dieses irre Grinsen, das die Leute schon kannten.

Dann ging er los. Eine Faust in den Bauch, eine ins Gesicht. Peter stürzte sich auf den Rücken des Bauern, Klos schrie wie ein Irrer und drosch von der Seite,

Anna trat gezielt zwischen die Beine. Der Markt explodierte. Körbe fielen, Gemüse rollte durch den Dreck, Hühner flatterten kreischend davon.

Der Bauer taumelte, versuchte sich zu wehren, schlug wild um sich. Aber die Bande war wie ein Rudel Hunde: von allen Seiten, immer drauf, keine Pause. Hannes spürte, wie seine Knöchel krachten, wie der Schmerz ihm den Arm hinaufzog – und er lachte noch mehr. Blut im Mund, Blut in den Augen, aber dieses Gefühl, dass er lebte.

Schließlich lag der Bauer im Dreck, das Gesicht blutig, die Hände erhoben. Die Menge starrte, flüsterte, manche riefen nach dem Aufseher. Hannes wischte sich das Blut mit dem Mantelärmel ab, trat noch einmal gegen die Rippen und knurrte: „Das nächste Mal nenn mich Bastard – und du liegst tiefer.“

Die Bande rannte davon, das Lachen im Hals, die Münzen aus den umgestoßenen Körben in den Taschen. Zurück blieb ein Marktplatz voller Blut, Dreck und Angst.

Und von diesem Tag an wussten sie alle: Der Bastard und seine Hunde sind kein Gerücht mehr. Sie sind da.

Nach der Prügelei auf dem Markt sprach das ganze Dorf nur noch von einer Sache: dem Bastard und seinen Hunden. Es war kein Witz mehr, keine Spinnerei. Jeder hatte gesehen, wie sie zuschlugen, wie sie gemeinsam wie ein einziger Körper kämpften. Keine Helden, keine Krieger – aber gefährlich, weil sie keine Angst kannten.

Hannes spürte, dass etwas Neues entstanden war. Früher hatte er allein gestanden, mit Messer und Trotz. Jetzt hatte er eine Bande. Und zusammen waren sie stärker als jeder einzelne Bauer, stärker als die meisten Knechte, stärker sogar als die Aufseher, wenn die nicht gleich mit Peitschen und Knüppeln ankamen.

Sie hatten keine Regeln, keine großen Schwüre. Aber sie verstanden sich. Wenn Hannes einen Blick warf, wussten die anderen, wann sie zuschlagen mussten. Wenn Anna lachte, wussten alle, dass gleich einer schreit. Wenn Peter die Fäuste ballte, war's nur eine Frage von Sekunden, bis Knochen krachten.

Das Dorf lernte schnell: Wer einen von ihnen angriff, bekam alle. Es war wie eine Faust, die vier Finger hatte – und der Daumen war Hannes. Er hielt sie zusammen, nicht mit Worten, sondern mit seiner bloßen Präsenz. Mit der

Narbe im Gesicht, dem Mantel auf den Schultern und diesem Lachen, das die Leute in den Wahnsinn trieb.

Und jedes Mal, wenn sie gemeinsam zuschlugen, fühlte Hannes, wie seine Brust anschwell. Nicht vor Freundschaft, nicht vor Liebe – das waren für ihn Fremdwörter. Nein, es war Stolz. Stolz, dass er etwas hatte, was größer war als er selbst. Ein Rudel. Eine Waffe.

Die Bauern tuschelten: „Der Bastard baut sich seine eigene Armee.“ Die Weiber fluchten, murmelten Gebete, spien ihm nach. Aber tief drinnen, hinter allem Hass, lag eine neue Note: Angst.

Und genau das wollte Hannes. Denn er wusste: Eine Faust kann mehr zerbrechen als nur Knochen. Sie kann auch Türen einschlagen. Türen zu Geld. Türen zu Macht. Türen zu einer Welt, die größer war als dieses verfluchte Dorf.

Schlägereien hinterlassen Spuren. Blut, blaue Flecken, Narben – alles normal. Aber eines Abends in der Schenke bekam Hannes etwas Neues, etwas, das ihn veränderte: seinen ersten verlorenen Zahn.

Es fing an wie immer. Bier, Würfel, Gelächter, dann ein dummer Spruch. Ein Kerl, breit wie ein Bulle, lallte: „Der Bastard lacht schon wieder, der lacht wie einer, der bald keine Zähne mehr hat.“ Die Menge gröhlte. Hannes grinste nur, stand auf – und dann krachte die Faust des Bullen in sein Gesicht.

Es war kein normaler Schlag. Es war einer von der Sorte, die Knochen verschiebt. Hannes spürte sofort, wie etwas in seinem Mund knackte. Blut spritzte, ein Zahn lockerte sich, hing noch kurz – und dann spuckte er ihn auf den Tisch. Ein kleiner, weißer Splitter in einer Lache von Blut und Bier.

Die Kneipe verstummte für einen Herzschlag. Alle starrten. Hannes, die Wange geschwollen, die Lippe offen, spuckte den Zahn aus – und fing an zu lachen. Ein tiefes, kehliges, irrsinniges Lachen, das die Wände erzittern ließ. „Siehste, Schwein,“ brüllte er, „jetzt hab ich einen Grund, dich umzubringen.“

Dann schlug er zu. Mit einer Wut, die größer war als Schmerz. Er drosch auf den Bullen ein, bis dessen Nase platt war, bis der Tisch krachte, bis die Männer dazwischen gingen. Und als sie ihn endlich zurückhielten, grinste er immer noch, das Blut im Mund, die Zahnlücke wie ein Siegel seiner neuen Wahrheit.

Von da an war der Zahn kein Verlust mehr – er war ein Orden. Er zeigte jedem: Dieser Bastard hat schon Zähne verloren und lacht immer noch. Er war kein

Junge mehr mit Milchzähnen. Er war einer, der für jeden Zahn zehn andere rausschlägt.

Die Alten flüsterten: „Er sieht jetzt aus wie ein Räuber.“ Die Kinder starrten ihn mit großen Augen an. Und Hannes selbst betrachtete sich im gesprungenen Spiegel, grinste blutig und dachte: *Jetzt seh ich endlich so aus, wie ich bin.*

Ein Bastard mit Lücke. Ein Grinsen voller Gewalt.

Bis dahin war es immer nur Dorf gegen Bastard gewesen – Bauern, Knechte, Säufer, die ihre Wut an Hannes und seiner Bande ausließen. Doch irgendwann wurde es zu groß. Zu laut. Zu viel Blut auf den Straßen. Zu viele Schreie im Wirtshaus. Die Obrigkeit musste reagieren.

Es war an einem späten Nachmittag. Die Sonne hing tief, das Dorf war noch voll vom Markt. Hannes und seine Hunde standen am Brunnen, lachten, als Klos einen Händler ins Wasser gestoßen hatte. Plötzlich tauchten zwei Aufseher auf – Peitschen in der Hand, Gesichter kalt wie Eisen. „Genug, Bastard,“ knurrte einer. „Jetzt zeigen wir dir, wo dein Platz ist.“

Die Menge zog sich zurück. Keiner mischte sich ein. Alle wollten sehen, wie der Bastard endlich die Fresse poliert bekam.

Die Aufseher gingen auf ihn zu. Groß, kräftig, mit den Muskeln von Männern, die ihr Leben lang Befehle durchgesetzt hatten. Hannes hätte weglaufen können. Er hätte sich ducken, verschwinden, auf einen besseren Moment warten können. Aber das war nicht seine Art. Er lachte ihnen ins Gesicht, zog den Mantel enger und spuckte in den Schnee. „Kommt schon. Zeigt mir, was Obrigkeit kann.“

Der erste Schlag war die Peitsche. Sie schnitt durch die Luft, riss ihm die Haut am Arm auf. Blut spritzte. Hannes verzog nicht mal das Gesicht. Der zweite Schlag kam von der Faust des anderen – schwer, brutal, direkt in die Rippen. Hannes taumelte, hustete Blut, aber er stand.

Dann ging er los. Wie ein Hund, der den Maulkorb sprengt. Seine Fäuste krachten in die Gesichter der Aufseher, Anna trat einem von hinten in die Kniekehlen, Peter rammte seine Schulter wie ein Rammbock, und Klos warf sich blindlings ins Getümmel. Die Menge tobte, Kinder schrien, die Alten kreischten Gebete.

Es war Chaos. Ein Aufseher blutete aus der Nase, der andere stolperte rückwärts, die Peitsche im Schnee. Hannes lachte, die Zahnlücke rot

verschmiert, und brüllte: „Eure Obrigkeit ist nichts! Nur Männer, die auch bluten!“

Am Ende wurden sie auseinandergerissen, die Hunde fortgejagt, die Aufseher halb tot im Dreck. Aber die Botschaft blieb hängen. Die Obrigkeit hatte versucht, den Bastard niederzuschlagen – und war selbst im Dreck gelandet.

Von da an flüsterten die Leute nicht nur „Bastard“. Sie sagten: „Der Bastard lacht sogar über die Obrigkeit.“

Nach der Sache mit den Aufsehern war nichts mehr wie vorher. Hannes war nicht mehr nur der Bastard, der ständig in Prügeleien verwickelt war. Er war jetzt der Schläger. Der Name, den man flüsterte, wenn einer Ärger machen wollte. Der, den man besser nicht reizte, wenn man nicht mit blutiger Nase nach Hause gehen wollte.

In der Schenke rückten die Männer ihre Becher beiseite, wenn er den Tisch betrat. Manche spotteten immer noch, klar – aber sie taten es mit diesem nervösen Unterton, als hätten sie Angst, dass er sofort zuschlägt. Auf den Straßen mieden ihn die Händler, die Kinder huschten in die Gassen, die Weiber bekreuzigten sich.

Und die Jungen? Die, die früher selbst auf ihn eingepöbeln hatten? Sie schauten jetzt zu ihm auf. Manche kamen mit leuchtenden Augen, baten, mit ihm ziehen zu dürfen. Sie wollten Teil der Bande sein, Teil der Faust. Hannes wählte aus. Nicht jeden. Nur die, die keine Angst hatten, Blut zu sehen.

Jede neue Schlägerei machte seinen Namen größer. Mal auf dem Markt, mal in einer Schenke, mal einfach auf der Straße. Ein falsches Wort, ein falscher Blick – und schon krachten die Fäuste. Hannes war kein Rächer, kein Held. Er schlug nicht, weil er musste, sondern weil er es konnte. Weil er lebte, wenn die Knochen krachten.

Die Narbe im Gesicht, die Zahnücke im Grinsen, der Mantel über den Schultern – das alles wurde Teil seiner Legende. Ein Bild, das jeder im Kopf hatte: der Bastard, der lacht, während Blut tropft.

Und so wurde der Hass, der Spott, die Prügel seiner Kindheit zu seinem Kapital. Jeder Schlag, den er kassiert hatte, zahlte sich jetzt aus. Jeder Fluch der Alten, jede Ohrfeige der Mutter, jeder Spott der Kinder hatte ihn zu dem gemacht, was er nun war: ein Name, der in den Kneipen wie eine Drohung durch die Luft hing.

Der Bastard war jetzt nicht mehr nur einer, den man verhöhnte. Er war einer, den man fürchtete.

Die Fäuste hatten ihm einen Namen gegeben. Aus dem Bastard war der Schläger geworden, und das Dorf flüsterte seinen Namen inzwischen mit gesenkter Stimme, so wie man über eine Krankheit redet, die jeden treffen kann. Wer ihm begegnete, wusste: Ein falsches Wort, und du spuckst Blut.

Aber Hannes merkte auch: Die Fäuste allein reichten nicht mehr. Jeder Schlag, jede Prügelei, jeder gebrochene Knochen machte ihn zwar größer in den Köpfen der Leute – doch er fühlte, dass da draußen mehr wartete. Mehr als Bauern, die im Dreck lagen. Mehr als Aufseher, die mit gebrochener Nase nach Hause gingen.

Nachts, wenn er im Stroh lag, die Finger wund, die Knöchel geschwollen, dachte er: *So kann's nicht bleiben*. Fäuste sind gut, ja. Aber Fäuste sind nur der Anfang. Wenn er wirklich groß werden wollte, brauchte er mehr. Messer. Pferde. Waffen. Männer, die ihm nicht nur aus Angst, sondern aus Hunger folgten.

Seine Bande verstand es halb. Klos träumte schon von großen Beuten, von Wagen voller Wein. Anna wollte Schmuck, Kleider, Gold. Peter schwieg wie immer, aber auch in seinen Augen brannte dieses Funkeln. Sie alle wussten: Der nächste Schritt kommt.

Und Hannes? Er spürte, dass die Fäuste, so blutig sie auch waren, nur der Auftakt waren. Bald würde er Dinge nehmen, die größer waren als ein Becher Bier oder ein paar Münzen. Bald würde er das Dorf hinter sich lassen.

Denn Prügel verschaffen Respekt. Aber Respekt allein füllt keinen Bauch und baut keine Legende.

Und Hannes wollte beides.

Der erste Raubzug

Kneipenprügeleien, gestohlene Brote, ein Mantel vom Rücken eines Händlers – das alles war gut und schön. Aber Hannes hatte die Schnauze voll von Kleinkram. Er wollte mehr. Er wollte, dass sein Name größer wurde als ein Spottlied im Dorf. Und er wusste: Dafür brauchte es etwas, das man nicht übersehen konnte. Einen richtigen Raub.

Es war eine Nacht, kalt, still, der Rauch aus den Schornsteinen hing träge in der Luft. Die Bande hockte in der Scheune, das Feuer flackerte, ihre Gesichter waren hart wie Stein. Hannes stand auf, die Narbe quer über sein Gesicht glänzte im Feuerschein, und er sprach das erste Mal wie ein Anführer:

„Genug von den Krümeln. Wir nehmen jetzt das Brot. Einen Wagen. Ein Händler. Da draußen fährt genug durch, schwer beladen, allein, satt, dumm. Wir lauern auf. Wir nehmen, was wir wollen.“

Klos grinste, besoffen wie immer, schlug sich auf die Brust: „Endlich! Ein richtiger Hieb!“

Anna sah ihn scharf an, die Augen dunkel, funkelnd: „Und wenn’s schiefgeht? Dann hängen wir am nächsten Morgen.“

„Dann hängen wir eben,“ knurrte Hannes. „Lieber häng ich, als dass ich weiter Ratten fresse.“

Peter sagte nichts. Er sah nur ins Feuer, ballte die Fäuste, und in seinem Schweigen lag mehr Zustimmung als in jedem Wort.

Hannes trat näher ans Feuer, zog das Messer und hielt es hoch. „Wir sind keine Kinder mehr. Wir sind keine Bettler. Wir sind Hunde, die beißen. Und morgen, da beißen wir uns satt.“

Die Bande schwieg. Aber jeder wusste: Es gab keinen Weg zurück. Mit diesem Plan war der nächste Schritt getan.

Draußen heulte der Wind, als hätte er verstanden, dass das Dorf ab jetzt eine andere Geschichte erzählen würde. Eine Geschichte von Blut und Eisen.

Ein Plan ist nur so gut wie die Klagen, die ihn ausführen. Und Hannes wusste: Wenn sie das Ding durchziehen wollten, durfte es keinen Fehler geben.

Die Bande sammelte alles, was sie hatte. Ein paar rostige Messer, ein Hammer, eine Axt, die sie einem Bauern gestohlen hatten. Anna brachte ein Bündel Steine, rund und schwer, gut zum Werfen. Klos hatte ein Stück Kette, das er wie

eine Peitsche schwang, während er lachte wie ein Wahnsinniger. Peter brachte nichts – außer seinen Fäusten, und die waren härter als jedes Eisen.

In der Scheune schärfte Hannes sein Messer an einem alten Stein. Funken sprühten, die Klinge wurde dünn, scharf, gefährlich. Er hielt sie hoch, betrachtete den Glanz im Feuerschein. „Das hier,“ murmelte er, „ist unser Brot. Unser Wein. Unser Leben.“

Sie probten den Hinterhalt, so lächerlich es aussah. Anna spielte den Händler, Klos sprang sie an, Peter hielt sie fest, Hannes stieß das Messer knapp am Hals vorbei ins Holz. Dann lachten sie, ein heiseres, hungriges Lachen, das mehr Angst verriet, als sie zugeben wollten.

„Und wenn er bewaffnet ist?“ fragte Anna.
Hannes grinste. „Dann stirbt er schneller.“
„Und wenn Wachen dabei sind?“
„Dann sterben die auch.“

Seine Worte waren kalt, aber in seinen Augen flackerte ein Feuer. Angst hatte er natürlich. Nur ein Narr geht ohne Angst in einen Raub. Aber er versteckte sie hinter diesem Grinsen, das alle anderen glauben ließ, er wäre unantastbar.

Am Ende der Nacht war die Entscheidung gefallen. Morgen würden sie den Waldweg nehmen, an der alten Eiche. Da kam jeder Händler vorbei, ob mit Wagen oder zu Fuß. Dort würden sie warten.

Die Bande kroch ins Stroh, keiner schlief richtig. Jeder starrte in die Dunkelheit, hörte das Knacken der Balken, das Heulen des Windes. Und jeder dachte dasselbe: Morgen wird Blut fließen.

Der Morgen war grau und kalt, Nebel hing über den Hügeln wie ein Leichentuch. Die Bande schlich schweigend durch den Wald, jeder Schritt knackte im Frost. Keiner sprach, keiner lachte. Heute war kein Tag für Spott – heute war ein Tag fürs Messer.

Sie erreichten die alte Eiche, einen dicken, krummen Baum am Weg. Dort stellten sie sich auf. Anna kauerte im Gestrüpp, Klos hockte hinter einem Felsen, Peter stand breit im Schatten, und Hannes lehnte an der Rinde, das Messer locker in der Hand, die Augen schwarz und wach.

Die Minuten zogen sich wie Stunden. Jeder Atemzug dampfte, jeder Vogelruf klang wie eine Warnung. Der Hunger im Bauch war vergessen, die Kälte in den Knochen ebenso – alles war angespannt, ein einziger Nerv, kurz vorm Reißen.

Dann hörten sie ihn. Das Knarren von Rädern. Das Schnauben eines Pferdes. Metallisches Klirren von einem Wagen, schwer beladen.

Hannes spürte, wie sein Herz schneller schlug. Nicht aus Angst – aus Gier. Das war kein Brotkrumen-Diebstahl mehr. Das war Beute, die knurrte wie ein Tier, das gleich erlegt werden würde.

Er hob die Hand, das Zeichen. Alles wurde still. Der Wagen kam näher, der Nebel legte sich wie ein Schleier über die Straße. Der Händler, dick ver mummt, den Kragen hochgeschlagen, summte ein Lied, um die Stille zu brechen.

Noch ein paar Schritte. Noch ein Atemzug.

„Jetzt“, flüsterte Hannes.

Klos sprang als Erster hervor, schwang die Kette, die rasselnd auf die Pferde krachte. Anna warf Steine, die gegen den Wagen donnerten. Peter packte das Pferd am Zügel, zerrte es zur Seite. Und Hannes selbst trat in die Mitte des Weges, das Messer hoch, die Narbe im Gesicht wie ein blutiges Siegel.

„Runter vom Wagen!“ brüllte er. „Alles hier gehört jetzt uns!“

Der Händler riss die Augen auf. Der Nebel, das Schreien, die Waffen – alles kam über ihn wie ein Sturm. Er griff nach irgendwas unter der Plane, aber Peter war schneller, riss ihn runter, warf ihn in den Dreck. Das Pferd wieherte, der Wagen schwankte, der Morgen platzte auf wie ein Geschwür voller Chaos.

Und Hannes lachte. Weil er wusste: Sie hatten ihn.

Der Händler lag im Dreck, das Pferd schrie, der Wagen schwankte. Es war kein schneller Griff nach einem Laib Brot mehr – es war Krieg im Kleinen.

Der Mann war kräftiger, als sie gedacht hatten. Mit einer Faust rammte er Peter zurück, der taumelte, das Pferd losließ. Mit der anderen zog er ein kleines Messer aus der Tasche. Seine Augen waren groß, voller Panik, aber auch voller Wut. „Verfluchte Hunde!“ schrie er.

Hannes ging sofort auf ihn zu. Keine Angst, kein Zögern. Er packte ihn am Kragen, die Klinge seines Messers blitzte, und in einer Sekunde hatten sie sich. Der Händler stach zu, Hannes fühlte, wie die Spitze sein Hemd riss, die Haut an der Seite aufkratzte – doch er lachte. Dieses irre Lachen, das ihn unbesiegbar machte. „Komm schon, Schwein! Blut gegen Blut!“

Anna sprang auf den Rücken des Mannes, krallte sich fest, während Klos mit der Kette zuschlug. Ein dumpfer Schlag, ein Schrei, Blut spritzte auf den Schnee. Peter, wieder auf den Beinen, drosch mit den Fäusten auf ihn ein, bis er keuchte.

Der Wagen kippte zur Seite, ein Fass rollte heraus, zerbarst, Mehl stäubte wie Rauch in die Luft. Weißer Staub, rotes Blut, schwarzer Nebel – der Morgen verwandelte sich in ein einziges Höllengemälde.

Hannes drückte das Messer an den Hals des Mannes, so nah, dass die Haut sich spannte. „Gib’s auf,“ fauchte er. „Du bist allein. Wir sind viele.“

Der Händler schnappte nach Luft, Blut lief ihm aus der Nase. Er ließ das Messer fallen, die Hände zitterten, er keuchte wie ein Tier, das im Netz hängt.

Und in diesem Moment spürte Hannes zum ersten Mal, wie es war, wenn ein Leben in seiner Hand lag. Nicht Prügelei, nicht Spott, nicht Spiel – echte Macht. Die Macht, zu entscheiden, ob der Mann weiteratmete oder nicht.

Er hätte ihn töten können. Vielleicht wollte er’s auch. Aber Anna schrie: „Beeil dich, wir müssen die Beute holen!“ Also stieß Hannes ihn in den Schnee, spuckte ihm ins Gesicht und brüllte: „Du lebst noch – aber nur, weil ich’s will.“

Dann stürzten sie sich auf den Wagen. Rissen Fässer runter, zogen Säcke aus dem Karren, stopften Münzen in die Taschen. Es war Chaos, gierig, hastig – wie Wölfe, die das erste Mal richtiges Fleisch reißen.

Und Hannes lachte immer noch. Blut lief ihm die Seite runter, der Händler röchelte im Schnee – und er fühlte sich, als hätte er gerade das Tor zu einer neuen Welt aufgestoßen.

Der Wagen war kein Schatzhaus, kein königlicher Tross, kein Goldtransport. Aber für Hannes und seine Bande war er reiner Reichtum.

Ein Fass voll Mehl – zerborsten, Staub überall, sie schaufelten die Reste in Säcke. Ein paar Stücke Speck, salzig, fettig, riechend wie das Paradies selbst. Zwei Krüge Schnaps, billig, aber stark genug, um ihnen den Frost aus den Knochen zu brennen. Dazu ein Beutel Münzen, klirrend, glänzend im schwachen Licht – nicht viel, vielleicht genug für ein paar Nächte in der Schenke, aber für sie ein Vermögen.

Klos lachte wie ein Wahnsinniger, riss das Fass an sich, das halbe Gesicht voller Mehl, wie ein Clown des Elends. „Wir fressen heute wie Könige!“

Anna stopfte die Münzen in ihren Rock, ihre Augen glitzerten gierig. „Das ist erst der Anfang.“

Peter trug schweigend die Säcke, als wären sie leichter als Luft, und in seinem Blick lag Stolz.

Und Hannes? Hannes stand mitten im Nebel, die Seite blutig, das Messer noch rot, den Mantel schwer vom Kampf – und grinste. Die Beute war nicht groß, nicht einmal so viel, wie er in seinen Träumen gesehen hatte. Aber es war das Zeichen, dass sie's konnten. Sie hatten einen Wagen gestoppt, einen Mann niedergehen, Beute gemacht. Sie waren keine Kinder mehr, keine Bastarde, keine Bettler. Sie waren Räuber.

Der Händler lag noch im Schnee, keuchend, halb bewusstlos. Hannes sah ihn, überlegte einen Moment, ob er ihn töten sollte – dann schüttelte er den Kopf. „Lass ihn. Soll er erzählen. Soll er jedem sagen, dass wir da sind.“

Die anderen sahen ihn an, verwirrt, aber sie widersprachen nicht. Und Hannes wusste: Genau das brauchte er. Nicht nur Beute, sondern Geschichten. Geschichten, die wachsen, die von Dorf zu Dorf getragen werden. Geschichten von einem Bastard mit Narbe und Mantel, der den ersten Wagen ausgeraubt hatte.

Sie schleppten die Beute in den Wald, stolperten, lachten, tranken. Mehl im Haar, Blut an den Händen, Schnaps im Bauch. Es war schmutzig, erbärmlich, klein – aber es war ihr erster Sieg.

Und Hannes schwor sich: Der nächste Wagen würde größer sein. Viel größer.

Der Händler überlebte. Hannes hatte ihn bewusst am Leben gelassen, nicht aus Mitleid – Mitleid war für ihn ein Fremdwort – sondern aus Kalkül. Ein Toter bringt nur Stille. Ein Überlebender bringt Gerede. Und Gerede war die Währung, die er jetzt brauchte.

Und das Gerede kam. Noch am nächsten Tag tuschelten die Weiber am Brunnen, dass der Bastard mit seinen Hunden einen Wagen überfallen hätte. Die Männer in der Schenke spien ins Bier und sagten: „Es war nur ein Händler, ein armseliger Tross.“ Aber ihre Stimmen hatten diesen Unterton, dieses Flackern in den Augen: Angst.

Die Obrigkeit bekam es auch mit. Ein Aufseher kam ins Dorf, befragte den Händler, versprach, dass man „Maßnahmen“ ergreifen würde. Peitschen, Strafen, vielleicht sogar eine Patrouille auf den Straßen. Doch die Leute

wussten: Die Obrigkeit war weit, die Straßen lang, die Wälder tief. Ein paar Bastarde konnte man nicht so einfach jagen.

Hannes hörte all das – und grinste. Genau das wollte er. Nicht nur die Beute, nicht nur Brot und Schnaps. Nein, er wollte den Namen. Er wollte, dass jeder, der über den Hunsrück zog, wusste: Da draußen lauern Hunde. Und ihr Anführer hat eine Narbe im Gesicht und ein Lachen, das lauter ist als der Tod.

In der Scheune feierten sie wie Könige. Der Speck brutzelte im Feuer, das Mehl wurde zu Brot, der Schnaps floss wie Wasser. Sie aßen, tranken, lachten, als hätten sie die Welt erobert. Klos taumelte singend um das Feuer, Anna zählte die Münzen wieder und wieder, Peter saß schweigend, aber in seinem Blick lag ein Funkeln, das mehr sagte als Worte.

Und Hannes? Er saß mit dem Mantel über den Schultern, die Beine breit, das Messer neben sich, und er wusste: Jetzt ging's los. Die Leute hatten Angst, die Obrigkeit war aufmerksam geworden, und seine Bande hatte Blut geleckt.

Aus einem Bastard war ein Schläger geworden.
Aus einem Schläger ein Räuber.
Und aus einem Räuber – bald – eine Legende.

Die Nacht nach dem Überfall war still. Das Feuer knisterte, die Mägen waren voll, der Schnaps brannte warm in den Kehlen. Zum ersten Mal seit Langem schlief die Bande satt und zufrieden. Doch Hannes lag wach, den Mantel eng um die Schultern, das Messer auf der Brust.

Er dachte an den Wagen. An den Schrei des Händlers. An das Blut im Schnee. An das Gefühl, die Klinge an seiner Kehle zu haben und selbst zu entscheiden, ob er lebt oder stirbt. Dieses Gefühl brannte tiefer als jedes Bier, tiefer als jeder Schlag. Es war keine Prügelei mehr gewesen, kein Kinderspiel. Es war Macht gewesen. Reine, nackte Macht.

Und er wusste: Das war erst der Anfang.

Morgen würden sie reden. Überall. Von Mainz bis Frankfurt, von jedem Dorf bis zur nächsten Schenke. „Der Bastard mit der Narbe“ – so würden sie ihn nennen. Und jeder Händler, der die Straßen entlangfuhr, würde sich zweimal überlegen, ob er alleine zog. Angst war jetzt sein Begleiter. Angst war seine Währung.

Die Bande schnarchte um ihn herum, Klos mit offenem Mund, Anna zusammengerollt wie eine Katze, Peter still, die Fäuste noch im Schlaf geballt.

Hannes sah sie an und wusste: Das hier war mehr als ein Rudel Straßenhunde. Das war eine Saat. Eine Saat, die wachsen würde, die bald ganze Landstriche in Angst versetzen würde.

Die Alten hatten gesagt, er würde am Galgen enden. Vielleicht stimmte das. Aber Hannes schwor sich: Bevor er dort hing, würde die Welt seinen Namen kennen. Nicht als Bastard. Nicht als Bettler. Sondern als Schinderhannes.

Und draußen im Wald, im Dunkel, schien der Wind seinen Namen schon zu flüstern.

Ein König aus Dreck und Schnaps

Die Tür flog auf wie ein Maul, das Schlamm und Rauch ausspuckte. Und hinein trat Hannes. Nicht mehr als Bastard, nicht mehr als Straßenköter – sondern wie einer, der glaubt, er sei König. Der Mantel schwer auf den Schultern, die Narbe quer übers Gesicht, die Zahnücke im Grinsen wie ein verfluchtes Wappen. Hinter ihm seine Bande: Klos mit der Kette um den Hals, Anna mit Augen wie glühende Kohlen, Peter schweigend, aber mit Fäusten, die Bäume spalten konnten.

Die Schenke verstummte kurz. Nicht ganz – aber genug, dass man das Knacken des Feuers hörte, das Tropfen von Schnaps auf Holz, das Zucken in den Gesichtern der Männer, die sich fragten: Wer zum Teufel glaubt dieser Bastard, dass er ist?

Hannes genoss das. Diesen Moment der Stille, dieses Flackern der Angst in den Augen. Er trat mitten in den Raum, stieß einen Stuhl mit dem Fuß zurück und setzte sich, als hätte er das Recht dazu. Nicht in die Ecke, nicht am Rand – nein, mitten hinein, auf den Platz, wo sonst die Bauernführer hockten.

„Schenken!“ brüllte er. Seine Stimme war heiser, rau, aber sie schnitt durch den Raum wie ein Messer. Der Wirt, ein fatter, verschwitzter Hund, zögerte. Dann stellte er ihm den größten Krug hin, den er hatte. Voll, schäumend, golden.

Klos lachte, Anna stieg mit einem Schwung auf die Bank, breitete die Arme aus wie eine Königin ohne Reich. Peter stellte sich hinter Hannes, ein Schatten, eine stille Drohung.

Und Hannes? Er griff den Krug, hob ihn hoch, das Bier schwappte über den Rand, und er grinste in die Menge. „Na?“ knurrte er. „Wer will was sagen? Wer will mir widersprechen?“

Niemand tat es. Manche senkten die Augen, andere lachten gezwungen, ein paar murrten leise. Aber keiner erhob sich.

In diesem Augenblick, in diesem Rauch, in diesem Gestank von Schweiß und Schnaps, war er, der Bastard, der König. Ein König aus Dreck, aber ein König.

Hannes hob den Krug wie eine Krone, schwer, tropfend, glänzend im Licht der rußigen Kerzen. Der Schaum lief ihm über die Finger, aber er kümmerte sich nicht darum. Er stand auf, breitbeinig, die Zahnlücke im Grinsen wie ein Siegel.

„Auf uns!“ brüllte er. „Auf die Hunde, die beißen! Auf die Bastarde, die euch das Brot vom Tisch nehmen, während ihr noch betet!“

Die Bande gröhlte. Klos kippte seinen Becher in einem Zug, das halbe Bier lief ihm über die Brust, er lachte wie ein Wahnsinniger. Anna schwang den Rock, drehte sich auf der Bank, ihre Stimme scharf wie Glas: „Auf den Bastard, der mehr Eier hat als alle Männer hier zusammen!“ Peter nickte nur, trank, und seine Stille sprach lauter als jedes Wort.

Der Rest der Kneipe schwieg. Manche hoben zögerlich die Krüge, andere blieben stumm. Doch sie hörten zu. Und genau das war der Triumph.

Hannes setzte den Krug an die Lippen, trank tief, lange, gierig. Das Bier floss wie Feuer durch seinen Hals, brannte nicht, sondern wärmte. Er spürte, wie es ihn größer machte, schwerer, stärker. Er knallte den Krug auf den Tisch, das Holz splitterte, und er lachte.

„Seht ihr's?“ schrie er, das Gesicht rot, die Narbe glänzend. „Ihr habt eure Könige in Mainz, in Frankfurt, in Paris. Aber hier – hier habt ihr mich!“

Ein paar Männer brummten, lachten nervös, ein paar Huren klatschten im Hintergrund. Der Wirt wischte sich den Schweiß von der Stirn, als hätte er Angst, dass der Bastard ihm die ganze Schenke zerlegt, wenn er nicht mitspielt.

Und Hannes stand da, ein blutiger, dreckiger König ohne Krone, nur mit einem Krug in der Hand – und er fühlte sich, als würde ihm die Welt gehören.

Das Bier war nur der Anfang. Bald kamen die Krüge mit Schnaps – klar, beißend, wie Feuer im Glas. Der Wirt stellte sie zitternd auf den Tisch, als ob er selbst schon wusste, dass er den Teufel mit Alkohol füttert.

Hannes griff zu, kippte das erste Glas wie Wasser runter. Es brannte ihm den Hals hinab, biss in den Magen, und er lachte. „Das ist meine Krone!“ brüllte er, und hielt das Glas hoch, als wäre es Gold. „Kein Samt, kein Zepter – nur Schnaps! Und er passt mir besser als jede verdammte Krone!“

Die Bande johlte. Klos fiel fast von der Bank, heulte vor Lachen und kippte gleich hinterher. Anna leckte einen Tropfen vom Glasrand, biss sich auf die Lippe und schrie: „Ein König, jawohl! Aber ein König, der sich selber nimmt, was er will!“ Peter trank still, sein Blick hart wie Stein, aber auch er konnte das Funkeln im Auge nicht verbergen.

Die Kneipe tobte. Manche lachten mit, andere verzogen das Gesicht, tuschelten. Ein paar Männer spien auf den Boden, als wollten sie zeigen, dass sie nichts davon hielten. Aber ihre Hände zitterten, ihre Augen verrieten das Gegenteil: Angst und Neid.

Hannes fühlte, wie der Schnaps ihn größer machte. Jeder Schluck war ein Schritt weiter weg vom Bastard, weiter weg vom Dreck seiner Geburt. Jeder Tropfen war ein Beweis, dass er jetzt regierte – über Lumpen, über Hunde, über Elend.

Er stand auf, breitete die Arme aus, der Mantel rutschte ihm von der Schulter, das Messer blitzte am Gürtel. „Ich bin der König aus Dreck und Schnaps!“ schrie er. „Und solange ich trinke, solange ich atme, gehört mir alles, was ihr habt!“

Der Satz hallte durch die Spelunke, mischte sich mit Rauch und Schweiß, und in diesem Moment war er es wirklich: König. Nicht über Länder, nicht über Burgen – sondern über den Sumpf, in dem er lebte.

Und er liebte es.

Die Schenke war längst außer Kontrolle. Der Rauch hing dick unter der Decke, die Krüge flogen, der Schnaps floss wie ein dreckiger Bach, und mittendrin tobte Hannes' Bande wie ein Rudel ausgehungertes Wölfe.

Klos stand auf einem Tisch, wacklig, das Hemd offen, die Kette in der Hand wie eine Krone. Er sang irgendwas, das nach Lied klang, aber nur aus Flüchen und besoffenem Gebrüll bestand. Jeder zweite Vers endete mit einem Rülps, doch die Menge lachte und gröhlte mit.

Anna tanzte auf den Bänken. Ihre Röcke wirbelten, ihre Stiefel krachten auf das Holz, während sie den Männern ins Gesicht lachte. Einer griff nach ihr, sie schlug ihm mit der Faust den Zahn locker und schrie: „Nur der König darf mich anfassen!“ – dann zeigte sie auf Hannes, der mit blutigem Grinsen zurücknickte.

Peter saß wie ein Bollwerk am Tisch, schweigend, die Arme verschränkt, doch jeder, der zu nah kam, bekam diesen Blick – kalt, finster, so schwer, dass er schlimmer war als jede Faust. Er war der Schatten des Königs, der Wächter, der zeigte: Wenn ihr den Bastard anfasst, brech ich euch.

Und Hannes selbst? Er thronte über all dem, der Mantel halb offen, der Krug nie leer, das Messer blitzend im Kerzenlicht. Er prostete, trank, lachte, spuckte Bier auf den Boden und brüllte: „Seht ihr, ihr Hunde? Ich bin euer König, und ihr fresset mir aus der Hand – ob ihr wollt oder nicht!“

Ein paar der Bauern knickten ein, lachten mit, taten so, als wären sie Teil des Spektakels. Andere zogen sich zurück, murmelten dunkle Worte, fluchten leise. Aber niemand wagte, ihn direkt anzugreifen. Nicht an diesem Abend. Nicht, während die Bande tobte wie ein Sturm im Dreck.

Es war keine Feier. Es war eine Krönung. Laut, schmutzig, voller Blut und Schnaps – genau die Art von Thronbesteigung, die Hannes verdiente.

So sehr die Bande tobte, so laut Klos sang, so wild Anna tanzte – der Rest der Schenke spielte nicht mit. Manche lachten, ja, aber es war dieses gezwungene Lachen, das im Hals stecken bleibt. Andere hockten still in den Ecken, die Krüge fest umklammert, als hofften sie, unsichtbar zu werden.

Die Bauern, die Knechte, die Händler – sie prosteten nicht. Sie sahen nur zu. Manche mit blankem Hass, andere mit dieser stummen Angst, die tief in den Knochen sitzt. Für sie war Hannes kein König. Er war nur ein Bastard mit Messer und Mantel, ein Hund, der gerade groß genug geworden war, dass man ihn nicht mehr treten konnte. Aber ein Hund bleibt ein Hund.

Ein alter Mann am Tresen murmelte laut genug, dass es jeder hören konnte: „Ein König? Pah. Ein König braucht Krone, Land, Leute. Der da hat nur Schnaps und Dreck.“ Das Murmeln kroch wie ein Wurm durch die Menge, und plötzlich nickten ein paar, andere grinsten schief.

Hannes hörte es. Natürlich hörte er es. Seine Ohren waren geschärft wie die Klinge an seinem Gürtel. Er sah die gesenkten Augen, die verschränkten Arme, die Gesichter, die ihn nicht als Herrscher sahen, sondern als Clown im Mantel.

Es stach tiefer als jede Faust. Er stand auf, schwankend vom Schnaps, und breitete die Arme aus. „Ihr wollt mich nicht? Ihr lacht mich aus? Dann kommt her! Kommt, holt euch den Thron!“

Niemand rührte sich. Ein paar grinnten nur, andere starrten in ihre Krüge. Es war das Schweigen, das schlimmer war als jeder Spott.

Und in diesem Schweigen begriff Hannes: Er konnte sich selbst König nennen, er konnte saufen wie einer, brüllen wie einer, herrschen über seine Hunde – aber in den Augen des Volkes war er nichts weiter als ein Bastard, der auf einem wackligen Stuhl saß.

Ein König aus Dreck. Ein König aus Schnaps. Und beides rinnt zwischen den Fingern, wenn du's zu fest packst.

Es war klar, dass einer es wagen würde. Immer wagt es einer.

Ein Bauernlümmel, kaum älter als Hannes, mit rotem Gesicht vom Schnaps und der Dummheit, stand auf. Er grinste schief, die Augen glasig, und rief: „König? König von was? Von Ratten, von Huren, von Säufern? Du bist nix, Bastard! Nicht mehr als Dreck im Schnee.“

Das Gelächter war scharf, spitz, wie Messer, die an Knochen kratzen. Ein paar klatschten, einer pfiff.

Und in diesem Moment kippte die Luft.

Hannes stand auf, langsam, ohne zu blinzeln. Der Krug in der Hand, schwer, tropfend, wie eine zweite Waffe. Er ging auf den Jungen zu, jeder Schritt dumpf wie ein Trommelschlag. Das Gelächter wurde leiser, bis nur noch das Knacken des Feuers zu hören war.

„Sag's nochmal,“ knurrte Hannes, und sein Grinsen war kein Grinsen mehr. Es war ein Tiergebiss.

Der Junge holte Luft – doch weiter kam er nicht. Der Krug zerschmetterte sein Gesicht, Glas und Bier und Blut spritzten in die Menge. Er fiel wie ein Sack, schreiend, die Hände voller Splitter, das Auge zugeschwollen.

Stille. Atemlose Stille.

Dann trat Hannes nach. Ein harter, brutaler Tritt in die Rippen. Noch einer. Noch einer. Jeder Schlag ein Gesetz: *So redet man nicht mit einem König.*

Anna lachte schrill, Klos gröhlte, Peter stand daneben, die Arme verschränkt. Keiner griff ein. Der Junge wimmerte, röchelte, kroch im eigenen Blut – und Hannes spuckte auf ihn.

„Seht ihr?“ brüllte er in die Menge. „So redet man mit Königen! Wer mir widerspricht, redet morgen nicht mehr!“

Keiner lachte mehr. Keiner klatschte. Alle starrten. Angst, Ekel, Respekt – alles in den Gesichtern, alles durcheinander.

Und Hannes stand da, blutig, schwankend, das Messer am Gürtel, der Krug zerbrochen – und er sah wirklich aus wie ein König. Ein König aus Gewalt. Ein König aus Dreck. Ein König aus Schnaps.

Die Schenke stank nach Schnaps, Blut und Angst. Der Junge lag noch im Dreck, röchelnd, mit Glas im Gesicht und Bier in den Haaren. Niemand wagte, ihn aufzuheben. Niemand wagte, Hannes anzusehen. Sie alle starrten in ihre Krüge, als wären sie plötzlich blind geworden.

Hannes setzte sich wieder, schwer, den Mantel über den Schultern, das Messer auf dem Tisch. Sein Atem ging stoßweise, der Schnaps rauschte durch seine Adern, und in seinen Augen flackerte das Feuer von etwas, das größer war als er selbst.

Für einen Moment glaubte er es wirklich: Er war König. Nicht von Mainz, nicht von Frankfurt, nicht von Burgen und Schlössern. Aber von diesem Raum. Von diesen Gesichtern. Von diesem Dreck. Ein König aus Blut, Rauch und billigem Schnaps.

Doch tief drinnen nagte etwas. Er wusste, dass Könige nicht aus Schnaps gebaut sind. Dass Kronen aus Glas zerbrechen, wenn man sie zu fest packt. Er wusste, dass alles, was er heute Abend war, mit dem Morgengrauen wieder im Rinnstein lag, zwischen Erbrochenem und kalter Asche.

Aber er scherte sich nicht drum. Er grinste, die Zahnlücke blutig, und hob den letzten Rest aus einem Krug. „Morgen vielleicht Galgen,“ murmelte er. „Heute bin ich König.“

Die Bande gröhnte, lachte, trank mit. Der Wirt wischte nervös den Tresen, die Gäste mieden seinen Blick, und draußen peitschte der Wind gegen die Läden, als würde er warnen.

Und Hannes, halb im Rausch, halb im Traum, wusste: Das hier war nur ein Vorgeschmack. Ein König aus Dreck und Schnaps war nur der Anfang. Bald würde er mehr nehmen. Viel mehr.

Die Spelunken von Mainz

Die Stadt roch, bevor man sie sah. Ein Gestank aus Rauch, Mist, Schweiß, Bier und tausend Leben, die dicht gedrängt zwischen Mauern kochten. Für Hannes und seine Bande war es, als würde man in den Rachen eines Riesen treten – und der Riese hatte schlechte Zähne.

Die Gassen waren eng, laut, voller Menschen, die keine Zeit hatten, sich umzudrehen. Händler schrien ihre Waren hinaus, Kinder schrien nach Brot, Huren schrien nach Kunden, und irgendwo schlugen die Glocken, als könnten sie all das Elend übertönen.

Klos blieb stehen, den Mund offen wie ein Ochse, der zum ersten Mal mehr als zehn Leute auf einem Haufen sah. „Scheiße,“ murmelte er, „hier stinkt’s noch schlimmer als bei uns.“

Anna grinste schief, ihre Augen glitten über die Menschenmenge. „Hier merkt keiner, wenn wir zuschlagen. Hier sind wir nur ein Schatten unter tausend.“

Peter schwieg, wie immer, aber seine Fäuste öffneten und schlossen sich, als wollten sie den ganzen Lärm packen und zerdrücken.

Und Hannes? Hannes sog es auf. Der Lärm, der Gestank, das Chaos – es war wie ein Schlag ins Gesicht, und er liebte es. Er war kein Bastard mehr, der durch ein Dorf lief, wo jeder seinen Namen kannte. Hier war er frei. Hier konnte er sich neu erfinden.

Die Stadtmauer ragte hoch, die Tore standen offen, Wagen rollten hinein und hinaus. Pferde wieherten, Soldaten marschierten, Bettler krochen im Dreck. Überall Leben, überall Hunger, überall Gier.

Hannes lachte. Ein kurzes, hartes Lachen, das seine Bande aufhorchen ließ. „Hier,“ knurrte er, „hier ist unser Spielplatz. Hier wird’s ernst.“

Und mit jedem Schritt tiefer in die Gassen wusste er: Mainz war nicht nur eine Stadt. Mainz war ein Schlachtfeld. Und er war gekommen, um zu kämpfen.

Die Schenken von Mainz waren keine Dörfchen-Kneipen mehr, wo ein paar Bauern Bier verschütteten und ein Wirt mit fettigen Händen fluchte. Nein – das hier war ein anderes Biest. Jede Spelunke war ein Bauch voller Lärm, Rauch und verdammtem Elend.

Die erste, die sie betraten, war so dunkel, dass man kaum die eigene Hand sah. Der Boden klebte vom Bier, die Luft war so dick, dass man sie kauen konnte. An den Tischen saßen Männer mit Narben, die mehr Geschichten erzählten als jedes Dorfweib. Söldner, die im Krieg mehr Blut gesehen hatten, als Hannes sich bis dahin vorstellen konnte. Händler mit zu fetten Bäuchen und zu schnellen Händen. Spieler, die ihre letzten Münzen auf den Tisch knallten, mit Augen so gierig, dass sie selbst die Schatten fraßen.

Und mittendrin die Huren. Nicht wie die abgehalfterten Weiber aus dem Dorf, die schon mit zwanzig aussahen wie Leder. Nein, hier waren junge Gesichter, bemalt, mit Kleidern, die mehr zeigten, als sie verbargen. Aber auch die Alten, mit Rissen in den Lippen und Stimmen wie rostige Nägel, die trotzdem noch Kunden fanden.

Klos stolperte gleich zum ersten Tisch, griff nach einem Becher, trank, als gehöre er ihm. Anna lachte, kniete sich zwischen zwei Spieler und stahl eine Münze, während die beiden noch stritten. Peter stand wie ein Turm an der Wand, die Augen finster, bereit, jeden umzuhauen, der zu nah kam.

Und Hannes? Hannes ging mitten durch den Raum. Der Mantel schmutzig, die Narbe glänzend, das Grinsen breit. Manche sahen auf, manche lachten, manche spien. Aber keiner ignorierte ihn.

Er bestellte keinen Krug. Er nahm sich einen. Von einem Mann, der gerade trinken wollte. Der Kerl wollte protestieren – bis er Hannes' Augen sah. Schwarz, kalt, voller Gewalt. Dann schwieg er.

Die Bande war angekommen. Nicht als Gäste. Als Eindringlinge.

Und Hannes wusste: Genau hier wollte er sein. In diesem stinkenden, lauten, gierigen Dreck, wo man entweder fraß oder gefressen wurde.

Die Spelunken von Mainz waren wie ein Markt der Verdammten. Jeder, der reinkroch, brachte eine andere Geschichte, und keine davon endete gut. Für

Hannes war das wie ein Schaufenster der Zukunft: so konnte man werden, wenn man lange genug im Dreck lebte.

Da war der Söldner mit dem halben Ohr, der jedem erzählte, wie er in Italien gegen Franzosen gekämpft hatte, während seine Hand nie vom Messergriff wich. Ein Spieler mit vergilbten Karten, die er wie Reliquien behandelte, obwohl jeder wusste, dass er sie markiert hatte. Eine Hure mit einem Gesicht wie zerknittertes Leder, die trotzdem so laut lachte, dass die Männer ihr hinterherliefen wie Hunde.

Hannes sog die Gesichter auf. Jeder von ihnen war stärker, erfahrener, gefährlicher als die Bauern in seinem Kaff. Aber sie waren auch gebrochener. Sie hatten mehr gesehen, mehr verloren. Und das machte sie angreifbar.

Einer kam direkt zu ihm. Ein fatter Händler mit einem Goldzahn, der nach billigem Parfüm roch. „Neu hier?“ lallte er, und legte Hannes die Hand auf die Schulter. „Pass auf, Junge. Mainz frisst dich, wenn du nicht zahlst.“ Hannes grinste nur, zeigte die Narbe, und flüsterte: „Ich beiße zurück.“

Die Huren tuschelten über ihn, lachten, musterten den Mantel. Einer rief: „Schöner Stoff für so’n Bastard!“ Anna knurrte zurück: „Der Mantel hat mehr Blut gesehen, als du Münzen.“ – und die Hure verstummte.

Am Rand saßen zwei Männer mit kalten Augen, die kein Bier anrührten. Sie beobachteten Hannes, musterten seine Bande, und er spürte: Das hier war kein Spiel. Das war ein Test. Jeder hier prüfte ihn, ob er nur ein aufgeblasener Bastard war oder einer, der bleiben konnte.

Und Hannes? Er genoss es. Diese Blicke, dieses Flüstern. Für ihn war es Bestätigung. Er war im Spiel. Ein kleiner, aber sichtbarer König – in einem Reich voller Hunde, Diebe und verlorener Seelen.

Die Karten waren fettig, vergilbt, an den Kanten ausgefranst – aber sie waren Gold wert, wenn man wusste, wie man sie spielte. Und genau darum ging’s in Mainz: nicht nur saufen, nicht nur ficken, sondern setzen, bluffen, verlieren, gewinnen.

Hannes hatte Würfel gekannt, kleine Spiele in den Dörfern, Bauern, die ihre letzten Kupferstücke auf den Tisch warfen. Aber hier war es anders. Hier lagen Beutel mit Münzen, Messer, Schmuckstücke, sogar ein halber Pelz auf dem Tisch. Einsatz genug, um einen Mann für Wochen satt zu halten – oder ihn in den Ruin zu treiben.

„Setz dich,“ knurrte ein alter Spieler mit Augen wie zwei Löcher in verfallener Erde. „Wenn du Eier hast.“

Hannes grinste, zog den Mantel enger und ließ sich nieder. Die Bande blieb dicht bei ihm: Anna direkt hinter seiner Schulter, Klos nervös wippend, Peter unbeweglich wie ein Stein.

Die ersten Runden waren hart. Hannes verlor. Schnell. Ein paar Münzen, die er aus der letzten Beute hatte, verschwanden wie Wasser im Sand. Die Männer lachten, spotteten, einer spie ihm sogar fast ins Gesicht. „König aus Dreck, was? Hier bist du nur ein Bauer, Junge.“

Hannes' Augen blitzten. Er blieb ruhig, trank, spielte weiter. Er beobachtete die Finger, die Zuckungen in den Gesichtern, das kleine Zittern, wenn einer bluffte. Er sah, wann einer zu tief ins Glas sah, wann einer die Karten zu schnell legte.

Und dann drehte er es um. Ein Einsatz, dreist, größer als sie dachten. Würfel rollten, Karten knallten auf den Tisch – und Hannes grinste, als er die Beute einsackte. Der alte Spieler fluchte, die anderen knurrten, aber die Münzen rollten zu ihm.

„Merkt euch das,“ sagte er leise, die Stimme kalt wie Stahl. „Ich verliere gern. Aber nur, bis ihr denkt, ich sei schwach. Dann nehm ich euch alles.“

Die Menge hinter ihm murmelte, die Huren kicherten, und selbst die härtesten Spieler musterten ihn anders. Der Bastard hatte nicht nur Fäuste. Er hatte Verstand.

Und in diesem Moment wusste Hannes: Glücksspiel war Blut ohne Messer. Und er liebte es.

Es musste so kommen. Immer wenn Münzen den Tisch wechseln, immer wenn einer lacht und der andere verliert, gibt's Blut. Mainz war da keine Ausnahme – nur größer, härter, brutaler.

Ein Söldner, breitschultrig, das Gesicht von Narben zerfressen, knallte die Faust auf den Tisch. „Der Bastard hat betrogen!“ brüllte er. Das war der Funke. Der Rest war Feuer.

Der Tisch kippte, Becher flogen, Karten und Würfel wirbelten durch die Luft. Hannes sprang auf, das Messer in der Hand, die Augen schwarz vor Wut. Peter schlug den ersten Mann nieder, so hart, dass dessen Kopf wie ein Stein gegen die Wand krachte. Klos schwang seine Kette, traf einen im Gesicht, Zähne

flogen über den Boden. Anna stieg einem Spieler auf den Rücken, zog ihm die Haare, schrie wie eine Furie.

Der Söldner stürzte auf Hannes zu. Ein Berg von Fleisch und Stahl, die Adern dick, der Atem stank nach altem Bier. Hannes wich knapp aus, das Messer ritzte über den Arm, Blut spritzte, der Kerl brüllte wie ein Tier.

Die ganze Spelunke tobte. Männer schlugen sich, ohne zu wissen, warum. Huren kreischten, Stühle zerbrachen, Bier schwappte über Tische, der Wirt schrie vergeblich, dass sie aufhören sollten. Es war ein Sturm aus Fäusten, Holzsplittern und Schreien.

Hannes landete endlich einen Treffer – das Messer in die Seite des Söldners, tief genug, dass der Riese auf die Knie ging. Der Bastard packte ihn am Haar, riss seinen Kopf hoch, spuckte ihm ins Gesicht und brüllte: „Hier ist Mainz, du Hund, und hier regier ich!“

Dann ließ er ihn fallen. Der Kerl wälzte sich im eigenen Blut, röchelnd, während die Bande lachte, keuchte, schwitzte.

Als die Schenke endlich still wurde, lagen Männer auf dem Boden, blutig, stöhnend, manche reglos. Hannes stand noch, blutig, lachend, das Messer tropfend in der Hand.

Und jeder, der ihn sah, wusste: Das hier war kein Bauerndorf mehr. Das war Mainz. Und der Bastard hatte gerade gezeigt, dass er auch hier überlebt.

Die Spelunke war ein Schlachtfeld. Blut im Bier, Splitter im Stroh, Männer stöhnend im Dreck. Der Wirt stand zitternd hinter dem Tresen, die Huren sammelten Münzen von den Tischen, als wäre nichts gewesen. Und mitten drin stand Hannes.

Der Mantel war vollgesogen mit Bier und Blut, die Narbe glänzte frisch aufgerissen, das Messer tropfte rot. Er stand breitbeinig, die Zahnlücke im Grinsen, und sah sich um, als gehöre ihm der ganze verdammte Raum.

Klos kauerte neben ihm, das Gesicht voller Blut, lachte aber wie ein Wahnsinniger. Anna schob sich eine gestohlene Münze in den Ausschnitt, zwinkerte Hannes zu, als wüsste sie, dass sie gerade an etwas Größerem teilnahm. Peter stand wie ein Turm neben dem Tisch, schweigend, mit einer Faust so groß wie ein Pflasterstein.

Und die anderen? Sie starrten. Selbst die, die ihn hassten. Selbst die, die ihn töten wollten. Niemand rührte sich. Niemand wagte, ihm ins Gesicht zu sagen, dass er nur ein Bastard war.

In diesem Moment war er König. Nicht über Land, nicht über Burgen, nicht über ein Volk – sondern über Dreck, Angst und Schnaps. Ein kleiner König, ja. Aber ein König.

Er setzte sich auf den umgestürzten Tisch, legte das Messer vor sich hin, griff nach einem halb vollen Becher und hob ihn. „So sieht’s aus,“ knurrte er. „Ich nehme mir, was ich will. Und keiner von euch stoppt mich.“

Keiner widersprach. Der Raum roch nach Blut und Rauch, und Hannes sog es auf wie ein Parfum.

Es war keine Krönung mit Krone und Zepter. Es war eine Krönung mit Bier und Klängen. Und das war ihm lieber.

Die Nacht in Mainz endete nicht mit Liedern. Sie endete mit Blut im Stroh, mit gebrochenen Stühlen und Gesichtern, die im Schatten verschwanden. Der Wirt schloss die Läden, als wäre er froh, dass der Bastard und seine Hunde endlich abzogen.

Hannes trat hinaus in die kalte Luft, der Mantel schwer, das Messer noch nicht ganz sauber. Der Rauch der Stadt lag über den Gassen, Stimmen aus dutzenden Schenken hallten wie ein Chor der Verdammten. Und Hannes wusste: Hier, in Mainz, war er nicht mehr nur der Schrecken eines Dorfes. Hier war er ein Spieler auf einer größeren Bühne.

Aber er war nicht allein. In den Augen, die ihm folgten, lag Neugier, Angst – und Neid. Jeder in dieser Stadt wollte mehr. Jeder wollte überleben, egal, wer dafür bluten musste. Und Hannes spürte: Früher oder später würde er nicht nur Bauern oder Söldner schlagen. Hier warteten Gegner, die härter, klüger, skrupelloser waren als alles, was er kannte.

Er grinste trotzdem. Die Zahnlücke glänzte rot, und er murmelte: „Sollen sie kommen. Ich bin bereit.“

Die Bande trottete hinter ihm her, Klos lallend, Anna mit Münzen in der Hand, Peter schweigend wie immer. Sie waren kein Heer. Kein Hofstaat. Aber sie waren genug, um in dieser Stadt den ersten Kratzer zu hinterlassen.

Und während über Mainz die Glocken schlugen, wusste Hannes: Dies war erst der Anfang. Bald würde die Stadt seinen Namen flüstern – nicht als Bastard, sondern als Schinderhannes.

Karten, Würfel und gebrochene Versprechen

Die Karten lagen fettig und schwer auf dem Tisch, die Würfel rollten wie kleine Knochen über das Holz. Für die meisten war es ein Zeitvertreib, ein Rausch neben dem Rausch aus Schnaps und Huren. Für Hannes war es Krieg.

Er hatte gelernt: Mit Fäusten schlägst du einem die Zähne aus. Mit Messern reißt du ihm die Haut auf. Aber mit Karten und Würfeln? Da kannst du ihm das Herz rauben, Münze für Münze, bis er nichts mehr hat außer einem leeren Blick und zitternden Händen.

Die Spelunken von Mainz waren voll mit solchen Gestalten: Männer, die ihre letzte Hoffnung auf ein Stück Pergament oder den Wurf zweier Würfel legten. Verlierer, die bei jedem Wurf ein Stück weiter im Dreck versanken. Gewinner, die für ein paar Stunden Könige waren, bevor sie selbst wieder alles verloren.

Hannes liebte das. Es war wie eine Schlacht ohne Blut – zumindest am Anfang. Ein Tisch, ein Einsatz, ein Bluff – und schon lag einer offen da. Nicht auf dem Boden, sondern in der Seele. Und er begriff: Am Spieltisch ist jeder nackt. Keine Rüstung, kein Adel, kein Titel schützt dich. Nur dein Mut und deine Lügen.

Er spielte nicht, weil er Geld brauchte. Geld war Mittel zum Bier, zum Brot, zu den Huren. Er spielte, weil er sehen wollte, wie Männer brechen. Wie ihre Gesichter zerfielen, wenn die Karten nicht fielen wie erhofft. Wie ihre Hände zitterten, wenn sie merkten, dass der Bastard ihnen das Letzte nahm.

„Das ist Krieg,“ murmelte er einmal, als er die Würfel über die Finger rollen ließ. „Und ich hab noch nie einen Krieg verloren.“

Die Bande verstand es halb. Klos lachte, wenn er gewann, und heulte, wenn er verlor. Anna spielte mit ihren Augen, stahl mehr vom Nebentisch, als sie selbst setzte. Peter stand einfach hinter Hannes, still wie ein Schatten, und jeder wusste: Wer ihn beim Spielen beschuldigte, riskierte mehr als nur Münzen.

So wurde der Tisch zum Schlachtfeld. Und Hannes der General, der seine Armee aus Würfeln und Lügen führte.

Die ersten Würfe fielen wie Geschenke des Teufels. Hannes gewann. Wieder und wieder. Münzen klirrten auf den Tisch, Becher wurden voller, Gesichter um ihn herum leerer. Und jedes Mal, wenn er die Würfel über das Holz rollen ließ, spürte er, wie etwas in ihm aufstieg – ein heißes Fieber, das stärker war als Schnaps, härter als Blut.

Es war kein Glück, sagte er sich. Glück war für Bauern, für Trottel, die beteten, dass der Himmel ihnen einen Segen schickt. Nein – es war sein Wille. Er zwang die Würfel, so zu fallen. Er zwang die Karten, sich ihm zu beugen. Er war der Bastard, der selbst das Schicksal in die Tasche steckte.

Die Männer am Tisch fluchten, einer schlug mit der Faust aufs Holz, ein anderer schwitzte, als ob er gerade um sein Leben spielte. Huren drängten sich hinter Hannes, kichernd, streichelten über seine Schultern, als hätten sie schon gerochen, dass sein Beutel voller wurde. Klos heulte vor Lachen, Anna zählte die Münzen mit blitzenden Augen, Peter stand wie eine Statue, während sein Schatten schwer auf die anderen Spieler fiel.

Hannes grinste, seine Zahnlücke glänzte, die Narbe zog sich rot durch sein Gesicht. „Seht ihr’s?“ rief er, und schob den nächsten Einsatz in die Mitte. „Das ist kein Spiel. Das ist mein Thron.“

Das Fieber packte ihn. Jeder Gewinn machte ihn gieriger, hungriger. Er fühlte sich unantastbar, als würde die Welt ihm zufallen, solange er nur die Würfel warf. Und während die Menge raunte, während das Bier floss, während der Rauch die Decke schwärzte, glaubte Hannes für einen Moment wirklich: Er konnte nicht verlieren.

Ein König – diesmal nicht aus Schnaps, sondern aus Würfeln und Karten.

Doch tief im Bauch nagte schon der Hunger nach mehr. Und Hunger ist der Bruder des Falls.

Das Fieber des Gewinnens machte blind. Erst waren die Münzen wie Regen, der nicht aufhörte zu fallen. Aber Regen wird zu Schlamm, und Schlamm frisst dich.

Die Karten drehten sich. Erst langsam, fast unsichtbar – ein verlorener Einsatz, ein Würfel, der zu tief rollte. Dann schneller. Zwei Runden, drei Runden, weg war die Hälfte der Beute. Die Gesichter am Tisch wurden härter, die Blicke giftiger. Das Lachen verstummte.

Hannes spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss. Jeder Verlust war ein Schlag ins Gesicht. Er knurrte, setzte höher, immer höher, wie ein Mann, der

glaubt, er könne die Welt zwingen, ihm wieder zu dienen. Doch die Würfel lachten. Die Karten spien ihm ins Gesicht.

„Der Bastard verliert,“ raunte einer, und es war wie ein Messer im Rücken. Anna fauchte, packte seine Schulter: „Hör auf, Hannes. Wir haben genug.“ Aber er stieß sie weg, die Augen schwarz vor Zorn. „Noch nicht. Noch einmal. Ich hol’s mir zurück.“

Klos wimmerte, halb betrunken, die Hände voller leerer Becher. Peter stand unbeweglich, aber seine Stirn zog sich zusammen, als wüsste er, dass das schiefging.

Und Hannes? Hannes war gefangen. Jeder Verlust machte ihn rasender, jeder Wurf war wie ein Schlagabtausch mit dem Teufel selbst. Er konnte nicht aufhören. Nicht jetzt. Nicht, wo alle sahen.

Er war kein König mehr am Tisch. Er war ein Gejagter, der verzweifelt nach einer Krone griff, die immer weiter wegrutschte.

Die Falle der Verluste schnappte zu – und Hannes biss hinein, als könnte er sie zerreißen.

Es begann mit einem Flüstern. „Ich schwör, ich geb’s dir morgen zurück.“ Ein abgerissener Spieler, zitternd, verschwitzt, die Finger klamm um den letzten Becher. Er bat Hannes um eine Münze, nur eine, damit er weiterwürfeln konnte. Er versprach, er würde doppelt zurückzahlen, schwor bei Gott, bei seiner Mutter, bei allem, was ihm heilig war.

Hannes grinste. Er gab ihm die Münze. Nicht aus Güte, sondern weil er sehen wollte, wie schnell der Mann lügen würde.

Und natürlich log er. Der Kerl verzockte das Geld in einem Zug, verlor, und als Hannes ihn am Kragen packte, stammelte er nur noch: „Beim nächsten Mal, Bastard, beim nächsten Mal!“

Es war nicht nur er. Selbst in der Bande rissen die Risse auf. Klos hatte im Suff ein paar Münzen aus dem gemeinsamen Beutel verschwinden lassen. Anna erwischte ihn dabei, schlug ihn mit der Faust so hart, dass er kotzte. Peter schwieg wie immer, aber sein Blick lag schwer auf Hannes: *Du verlierst die Kontrolle.*

Gebrochene Versprechen lagen in der Luft wie Rauch. Jeder schwor, jeder log, jeder brach sein Wort, sobald es ums Überleben ging.

Und Hannes begriff es: In den Spelunken von Mainz war ein Versprechen weniger wert als ein verschütteter Tropfen Schnaps. Worte waren billig. Nur Münzen und Messer zählten.

Er packte den zitternden Spieler, drückte ihm das Gesicht auf den Tisch, so dass die Karten sich in seine Haut ritzen. „Dein Wort,“ knurrte er, „ist weniger wert als mein Dreck.“ Dann stieß er ihn beiseite, ließ ihn blutend im Stroh liegen.

Die Bande sah zu. Anna mit kaltem Grinsen, Peter mit stiller Zustimmung, Klos mit schuldbewusstem Lallen.

Und Hannes schwor sich: Nie wieder vertraue ich auf Worte. Wer lügt, zahlt. Wer betrügt, blutet.

Es begann mit einem Wurf, der zu perfekt war. Zwei Sechsen, glänzend im Kerzenlicht, als hätten sie der Teufel selbst auf den Tisch gespien. Ein Raunen ging durch die Runde. Einer fluchte. Ein anderer spie.

„Der Bastard hat gezinkt!“ brüllte einer, ein Kerl mit einer Narbe, die von der Stirn bis zum Kinn lief. „Kein Schwein würfelt so!“

Das war der Funke.

Hannes sprang auf, die Würfel in der Hand, und knallte sie dem Mann vor die Nase. „Sieh hin, du Hund! Reines Glück – und ich bin reiner als du’s je sein wirst!“

Der Mann lachte, bitter, zog ein Messer aus dem Stiefel. „Glück? Nein. Betrug.“ Die Luft im Raum schnappte zusammen wie eine Falle. Jeder wusste, was jetzt kam.

Hannes stieß den Tisch um. Karten flogen wie Vögel, Münzen klirrten über den Boden. Dann krachte die Faust. Ein Schlag, ein Schrei. Stühle kippten, Männer sprangen auf. Anna warf einem Spieler Bier ins Gesicht, Klos schwang seine Kette, Peter packte den ersten Angreifer am Hals und drückte ihn gegen die Wand, bis der Kerl röchelte.

Das Messer blitzte. Hannes wich knapp aus, fühlte die Klinge an seiner Wange vorbeiziehen, roch das Eisen. Er griff zu, packte den Arm, drehte, das Gelenk knackte, der Mann brüllte. Dann rammte er ihm den Kopf auf den Tisch, so hart, dass das Holz splitterte.

Die Spelunke tobte. Schläge, Schreie, Blut auf dem Boden. Männer kämpften, ohne zu wissen, warum. Würfel rollten zwischen Füßen, Karten klebten an Bierlachen. Es war kein Spiel mehr, es war Schlacht.

Hannes stand mittendrin, das Messer tropfend, das Grinsen breit, die Zahnlücke rot. „Das ist mein Spiel!“ brüllte er, während der Mann mit der Gesichtsnarbe röchelnd zu Boden ging. „Und ich gewinn es immer!“

Das war kein Spieltisch mehr. Das war ein Schlachtfeld aus Holz, Eisen und Lügen. Und Hannes herrschte über die Trümmer.

Als der Lärm sich legte, war der Tisch nur noch ein Haufen Splitter. Münzen klebten im Bier, Karten im Blut. Männer lagen stöhnend im Stroh, einer mit gebrochenem Arm, einer mit einem Zahn weniger, einer reglos, vielleicht tot.

Und mitten in diesem Dreck stand Hannes. Blutig, keuchend, die Narbe neu aufgerissen, das Messer in der Faust. Sein Mantel war mehr rotes Tuch als Fell, seine Knöchel blau, aber sein Grinsen war breit. Die Zahnlücke funkelte wie eine Krone.

Klos hockte neben ihm, die Kette voller Blut, lachte noch, obwohl er kaum Luft bekam. Anna sammelte Münzen vom Boden, als hätte sie das ganze Chaos nur dafür angerichtet. Peter stand da wie eine Statue, ein Schatten, der mit seinen Fäusten mehr Ruhe erzwungen hatte als jedes Gebet.

Die restlichen Spieler schwiegen. Manche wischten sich Blut aus den Augen, andere taten so, als sähen sie nichts. Aber in ihren Blicken lag etwas, das Hannes süchtig machte: Angst.

„Ich hab euch gesagt,“ knurrte er, die Stimme heiser, „das ist mein Spiel. Ich verliere nicht.“

Er trat in die Mitte des Saals, hob eine Handvoll Münzen auf, hielt sie hoch. „Euer Gold, euer Glück, eure Leben – alles gehört mir. Ich nehm’s mir, wenn ich will. Und keiner von euch kann mich stoppen.“

Niemand widersprach. Niemand wagte es.

Es war kein Sieg mit Trompeten, kein Sieg mit Liedern. Es war ein Sieg im Dreck. Blut, Bier, Lügen – und mittendrin der Bastard, der König der Verlierer, der Herrscher über Karten, Würfel und Angst.

Und in dieser Stille, die nach dem Sturm kam, wusste Hannes: Er hatte nicht nur Münzen gewonnen. Er hatte Macht gewonnen. Eine Macht, die süchtig machte.

Die Spelunke war ein Grab voller Rauch. Männer lagen im Dreck, Huren sammelten Münzen aus Pfützen, der Wirt wischte verzweifelt über Blut, das sich nicht wegwischen ließ. Der Gestank von Schnaps, Schweiß und Eisen hing schwer in der Luft.

Hannes saß auf einem umgestürzten Stuhl, die Beine breit, das Messer auf dem Tisch, den Beutel voll. Seine Knöchel brannten, seine Narbe pochte, und trotzdem grinste er. Ein Grinsen, das lauter war als jedes Lied.

Er hatte gewonnen. Nicht, weil die Karten auf seiner Seite waren. Nicht, weil die Würfel richtig fielen. Sondern, weil er bereit gewesen war, Blut zu vergießen, wo andere nur spielen wollten.

Aber tief drinnen nagte etwas. Er spürte, dass Karten und Würfel wie Götter waren – sie gaben dir alles, um dich im nächsten Moment alles verlieren zu lassen. Heute hatte er gesiegt. Morgen konnte er der sein, der im Dreck lag.

Anna sah ihn an, die Augen blitzend. „Du spielst mit mehr als Münzen, Hannes.“

Er grinste zurück. „Genau. Ich spiel mit Leben.“

Die Bande schwieg, aber jeder wusste: Das war keine Übertreibung. Jeder Wurf, jede Karte, jedes Versprechen – es war ein Schritt weiter in den Abgrund.

Und während die Glocken von Mainz dumpf durch den Rauch hallten, dachte Hannes: *Das ist mein Weg. Verlieren oder gewinnen. Blut oder Gold. Und ich nehm beides.*

Ein Versprechen – diesmal an sich selbst. Ein Versprechen, das er nicht brechen würde.

Blutige Finger im Brotkorb

Münzen klimperten im Beutel, Schnaps floss in den Krügen, Huren kicherten in den Gassen – und trotzdem nagte er noch immer. Der Hunger. Dieses alte, vertraute Tier in Hannes' Bauch, das sich nicht mit Gold oder Bier abspeisen ließ.

Brot. Einfach nur Brot. Warm, knusprig, schwer in der Hand. Kein Schnaps, kein Fleisch, kein süßes Gelächter konnte diesen Hunger vertreiben. Brot war Macht. Brot war Leben. Und wer es hatte, konnte Befehle erteilen.

Die Märkte von Mainz waren voll davon. Reihenweise Brote, große runde Laibe, Körbe, die duften wie Himmel und Folter zugleich. Für die Bauern, die Händler, die feisten Bürger war es Alltag. Für Hannes war es ein Versprechen – und eine Beleidigung.

„Wir haben Münzen,“ murmelte Anna, ihre Augen scharf wie Dolche. „Warum nicht kaufen?“

Hannes lachte, ein kurzes, hartes Bellen. „Kaufen? Ich kauf nichts. Ich nehm's.“

Seine Finger zuckten, wenn er die Körbe sah, die Brote übereinander gestapelt. Es war wie damals, als er noch ein halber Junge war, der im Dreck nach Krusten gegraben hatte. Nur dass er jetzt kein Hund mehr war. Jetzt war er der Bastard mit Mantel, Messer und Bande.

Klos sabberte fast beim Anblick. „Scheiße, ich würd einen umbringen für'n Stück.“

„Dann fang schon mal an,“ knurrte Hannes. „Denn genau das machen wir.“

Der Hunger verwandelte das Brot in Gold. Und jeder Bissen würde im Blut bezahlt werden.

Der Markt von Mainz war voll, Händler schrien, Kinder kreischten, Hunde bissen sich um Knochen. Überall Lärm, überall Gerüche – faule Äpfel, billiger Fisch, Schweiß, Bier. Und mittendrin der Bäckerstand: Körbe voll Brote, noch warm, der Duft wie eine Peitsche in den Magen.

Hannes' Augen brannten. Der Hunger nagte, die Gier noch mehr. Er sah den Bäcker, ein fetter Hund mit roten Backen, wie er prahlte: „Bestes Brot von Mainz! Nur für ehrliche Münze!“

Hannes grinste schief. Ehrlich. Ein Wort, das für ihn nichts bedeutete.

Ohne zu zögern, trat er nach vorn, die Menge teilte sich widerwillig. Der Bastard im Mantel, die Narbe wie ein Warnschild. Er griff in den Korb, packte einen Laib, noch heiß, dampfend, die Kruste knackte in seinen Händen.

Der Bäcker brüllte sofort: „He, du Hund! Zahlen oder ab mit der Hand!“ Die Menge lachte, gröhnte, manche nickten. Einer murmelte: „Endlich kriegt der Bastard, was er verdient.“

Hannes biss ab. Ein tiefer Biss, die Kruste splitterte, die Krume klebte an seinen Zähnen. Er kaute langsam, sah dem Bäcker in die Augen, das Grinsen voller Hohn. „Schmeckt nach Sieg,“ murmelte er mit vollem Mund.

Da packte der Bäcker ihn am Arm. Dicke Finger, stark vom Kneten, die sich wie Schraubstöcke in seine Haut bohrten. „Das ist Diebstahl, Bastard,“ knurrte er. „Und Diebe werden bestraft.“

Hannes grinste nur. Spuckte Brotkrumen auf den Boden – und das erste Blut folgte. Sein Messer blitzte, riss die Haut zwischen den Fingern des Bäckers auf. Ein Schrei, die Menge wich zurück, Kinder kreischten.

„Wer in meinen Brotkorb greift,“ knurrte Hannes, „der soll Blut sehen. Meins oder seins – ist mir egal.“

Die Finger waren voller Krümel und Blut. Der Markt tobte. Und der Bastard lachte.

Der erste Schrei des fetten Bäckers war wie ein Hornsignal. Aus den Hinterhöfen, aus den Buden, aus den Ständen tauchten sie auf – Gesellen, Lehrlinge, Männer mit Armen wie Baumstämme und Händen, die härter waren als jeder Knüppel. Keine Soldaten, keine Söldner – aber Bäcker, verdammt nochmal. Männer, die Tag für Tag Teig kneteten, bis die Muskeln wie Eisen waren.

„Packt den Bastard!“ brüllte der erste, Blut tropfte von seiner Hand, aber sein Gesicht war rot vor Wut.

Und sie kamen. Zwei stürzten auf Hannes zu, einer schwang einen hölzernen Brotschieber, als wär's eine Lanze. Der Schlag krachte ihm gegen die Schulter, er taumelte, die Kruste fiel aus seiner Hand. Die Menge johlte.

Klos sprang vor, fuchtelte mit seiner Kette, traf einen Lehrling am Ohr, der schreiend zu Boden ging. Anna war schneller, biss einem ins Handgelenk, dass das Blut spritzte. Peter packte einen Gesellen, warf ihn über den Marktstand, dass die Brote durch die Luft flogen.

Doch es war wie eine Welle. Jeder Bäcker, der fiel, machte Platz für den nächsten. Starke Arme, schwere Schläge. Sie schlugen nicht für Münzen, nicht für Ehre – sie schlugen fürs Brot.

Hannes lachte, obwohl sein Arm brannte. „Na los, ihr Teigknechte! Zeigt mir, was ihr könnt!“ Er holte aus, das Messer blitzte, schnitt durch den Brotschieber, durch Fleisch, durch alles, was im Weg stand. Doch einer packte ihn, riss an seiner Hand, die Klinge entglitt beinahe. Ein Fausthieb krachte auf seine Finger – Knochen knackten, Blut spritzte.

Er schrie auf, ein rauhes, wildes Brüllen. Die Finger schwollen sofort, klebten voller Krümel und Blut. Aber er ließ das Messer nicht los. Niemals.

Die Bäcker tobten, die Menge gröhlte, Kinder warfen Steine. Und Hannes stand da, blutig, lachend, die Finger gebrochen, aber das Brot noch immer im Arm.

Blutige Finger im Brotkorb – und er schwor, niemand würde sie ihm wegnehmen.

Die Prügelei wälzte sich vom Markt in den Hinterhof der Bäckerei. Säcke mit Mehl stapelten sich dort, das weiße Pulver hing schon in der Luft, als hätte jemand Schnee in den Sommer geschüttet.

Hannes stolperte hinein, die Finger pochten, jeder Knochen schrie, aber er grinste. Das Messer in seiner Hand war blutig, die Klinge klebte schon halb an seinen Fingern. Klos taumelte neben ihm her, schreiend, die Kette wirbelnd, während Anna den ersten Lehrling in den Mehlhaufen stieß. Peter schlug sich den Weg frei, jede Faust ein Hammer.

Die Bäcker kamen hinterher, brüllend, wütend, und dann krachte alles zusammen. Mehl flog in die Luft, Brote rollten über den Boden, Blut spritzte. Einer der Bäcker schwang einen Sack wie eine Keule, der platzte, eine weiße Wolke stob auf. Alle husteten, stolperten, sahen kaum noch etwas.

Und in diesem Chaos war Hannes in seinem Element. Er packte einen Gesellen, drückte sein Gesicht ins Mehl, bis der keuchte und würgte, dann riss er ihn hoch und lachte: „So schmeckt Brot, Hund!“ Das weiße Pulver klebte am Blut, verwandelte ihn in ein groteskes Bild: ein Bastard mit weiß-rotem Gesicht, halb Clown, halb Dämon.

Die Schläge wurden härter. Einer der Bäcker rammte Hannes mit voller Wucht gegen die Wand, die Luft wich ihm aus der Lunge. Er stach zurück, die Klinge

schnitt durch Schürze und Bauch, ein Schrei gellte, Blut mischte sich ins Mehl. Es sah aus, als würden sie im Schnee kämpfen, der rot gefärbt war.

Anna trat einem mit voller Kraft ins Knie, er brach zusammen. Klos wirbelte, schlug, traf, lachte hysterisch. Peter war der Turm, der die Wucht der Bäcker auffing, sie zurückdrängte, als wären sie nichts.

Als die Wolke sich legte, war der Boden eine einzige Hölle: Brote zertrampelt, Mehl wie Nebel, Blutspuren quer durch den Hof. Und Hannes stand mittendrin, die Finger blutig, das Messer tropfend, das Grinsen breit.

„Das ist mein Brotkorb,“ knurrte er. „Und jeder, der reinfasst, zahlt mit Blut.“

Nach der Schlacht im Mehlhaufen war die Bande zerschlagen, aber nicht besiegt. Sie schlepten sich in eine Seitengasse, Brote unter dem Arm, Blut an den Händen. Es hätte ein Sieg sein sollen, ein Triumph über die Bäcker und ihren Zorn. Doch der Hunger machte die Kehlen trocken, die Finger gierig.

Ein Junge war dabei gewesen, ein Mitläufer, kaum sechzehn, den Hannes am Markt aufgegebelt hatte. Einer von denen, die nichts hatten außer zerrissenen Schuhen und leerem Bauch. Er war mitgerannt, hatte zugelangt, hatte ein Brot an sich gerissen, als gehöre es ihm.

Doch als die Bande sich niederließ, das Blut tropfte und der Atem schwer ging, war der Junge verschwunden. Weg. Mit dem Brot.

Anna bemerkte es zuerst. „Wo ist der Hund?“ zischte sie, die Augen schmal. Klos lachte dumm. „Vielleicht pisst er gerade.“
Doch Peter sah nur in die Dunkelheit und knurrte: „Er rennt. Mit unserem Brot.“

Und er hatte recht. Schon am nächsten Tag hörten sie es. Der Junge war bei den Bäckern, mit vollem Bauch und ein paar Münzen in der Tasche. Er hatte ihnen erzählt, wo die Bande sich versteckt hielt. Hatte alles verraten – für ein Stück Brot.

Hannes' Finger zuckten. Die gebrochenen Knochen schmerzten, jeder Atemzug brannte. Aber der Schmerz war nichts gegen die Wut.

„Für ein Brot,“ murmelte er, die Stimme heiser. „Der Hund verrät uns für ein Brot.“

Die Bande schwieg. Jeder wusste, was das bedeutete. Verrat war kein Spaß, kein Fehler. Verrat war eine Krankheit. Und Hannes schwor: Krankheit wird ausgerissen.

„Wir holen ihn,“ knurrte er, „und wir zeigen Mainz, dass kein Stück Brot der Welt reicht, um mich zu verraten.“

Sie fanden den Jungen zwei Nächte später. Am Rand des Marktes, satt gefressen, die Krümel noch im Gesicht, die Taschen klimpernd mit den Münzen, die er von den Bäckern bekommen hatte. Er sah sie nicht kommen. Kein Verräter sieht es je kommen.

Hannes packte ihn am Kragen, zog ihn in die Dunkelheit einer Gasse. Der Junge strampelte, winselte, stammelte: „Ich musste doch! Ich war hungrig! Sie haben mir Geld gegeben, Brot—“

Die Worte schnitten in Hannes' Ohr wie stumpfe Messer. Hunger? Geld? Brot? Alles Ausreden. Alles Dreck.

„Du hast uns verkauft,“ knurrte Hannes, seine Stimme tiefer als der Schatten um ihn herum. „Für ein Laib Brot. Für Krümel.“

Der Junge weinte, fiel auf die Knie, schwor, er würde zurückkommen, schwor, er würde alles wieder gut machen. Aber Hannes hörte nicht zu. Er sah nur den Verrat, roch nur die Angst, fühlte nur das Messer in seiner Hand.

Anna stand daneben, die Arme verschränkt, ihre Augen glühten kalt. „Zeig's ihnen,“ flüsterte sie. Peter schwieg, doch sein Blick war schwer wie Eisen. Selbst Klos war still, die Kette in der Hand, aber er lachte nicht.

Hannes packte den Jungen an der Hand, presste sie auf einen alten Brotkorb aus Holz, der im Müll lag. „Du wolltest Brot,“ knurrte er, „also frisst du jetzt dein Blut.“

Dann kam das Messer. Ein Schnitt, hart, tief. Der Junge schrie, seine Finger spritzten rot, tropften auf den Korb. Hannes hielt ihn fest, sah ihn an, grinste blutig. „Das ist der Preis für Verrat. Kein Brot der Welt ist so teuer wie meine Wut.“

Sie ließen den Jungen zurück, wimmernd, blutend, krümmend im Dreck. Am nächsten Morgen erzählte das ganze Viertel von der Gasse, die voller Brotkrumen und Blut gewesen war.

Und jeder wusste: Wer den Bastard verrät, bezahlt. Immer.

Der Junge lag im Dreck zurück, die Finger verstümmelt, das Brot verraten, sein Schrei noch in den Gassen. Mainz sprach schon am Morgen davon. Manche flüsterten, andere spien auf den Boden, doch in allen Stimmen lag derselbe Ton: Angst.

Brot, das einfachste aller Dinge, war zum Symbol geworden. Kein Laib, kein Korb, keine Kruste war mehr harmlos. Jeder wusste jetzt: Wo Hannes zugriff, floss Blut. Selbst beim Brot.

Die Bande hockte wieder in der Scheune am Stadtrand, satt vom geklauten Mehl, doch stiller als sonst. Klos kaute, ohne zu lachen. Anna schnitt Krusten in Stücke, als wären es Feinde. Peter starrte ins Feuer, seine Fäuste geschlossen.

Hannes hielt einen Laib in der Hand. Seine Finger pochten, die Haut voller Risse und Blut, und doch riss er Stücke ab, kaute, grinste. „Das ist kein Brot mehr,“ murmelte er. „Das ist Krieg.“

Er spürte, dass dies nur ein Vorgeschmack war. Heute war's ein Junge, ein Mitläufer, der für Krümel verriet. Morgen würden Männer folgen, ganze Banden, vielleicht sogar Freunde. Brot war Leben, Brot war Macht, und wer darum kämpfte, tat es mit Blut.

Der Bastard sah in die Glut, spürte den Schmerz in den Fingern, und lachte leise. „Sollen sie kommen,“ flüsterte er. „Ich geb ihnen mehr Blut, als sie Brot haben.“

Und tief in der Nacht wusste er: Ab jetzt war jeder Bissen ein Schwur. Und jeder Schwur ein Schritt näher zum Galgen.

Der Geruch von Pulver und billigem Parfüm

Die Spelunke war lauter als sonst. Nicht wegen der Würfel oder der Huren, nicht wegen der Lieder, die gröhrend durch den Rauch flogen. Sondern wegen eines Klangs, den Hannes noch nicht kannte. Ein Knall. Kurz, hart, wie ein Donnerschlag im Bauch.

Die Männer schrien, einer lachte, ein anderer fluchte. Und da lag er: ein alter Tisch, darauf eine Pistole, schwarz, schwer, mit dem Geruch von Schwefel, der noch in der Luft hing. Rauch kringelte sich durch die Spelunke, mischte sich mit Bierdunst und Schweiß.

Hannes trat näher. Sein Herz schlug schneller, nicht aus Angst, sondern aus Gier. Messer, Fäuste – das war seine Welt. Aber das hier? Das war ein Donner, den man in der Hand halten konnte.

Ein Söldner, halb kahl, das Gesicht voller Narben, hob die Pistole auf. „Frisch aus Frankreich,“ prahlte er, die Stimme rau. „Mit so was jag ich dir das Herz aus'm Leib, bevor du dein Messer ziehst.“ Er grinste, zeigte schwarze Zähne, und legte die Waffe wieder auf den Tisch.

Hannes starrte. Der Rauch brannte in seiner Nase, das Knallen vibrierte noch in seinen Knochen. Er sah nicht nur eine Waffe – er sah Macht. Mehr als jede Faust, mehr als jede Klinge.

Klos flüsterte ehrfürchtig: „Scheiße... damit bist du Gott.“

Anna grinste schief, ihr Blick glitt zwischen der Pistole und Hannes hin und her. „Oder Teufel.“

Peter sagte nichts. Aber seine Augen waren auf das Ding geheftet, als wüsste er: Hier hat sich das Spiel verändert.

Und Hannes? Hannes lachte leise, die Zahnlücke dunkel, die Narbe rot im Licht. „Pulver,“ murmelte er. „Der Geruch von Macht.“

In diesem Moment wusste er: Der Bastard mit dem Messer war nur der Anfang. Mit so einem Knall konnte er die Welt aufschrecken.

Kaum hatte sich der Rauch der Pistole gelegt, kroch ein anderer Dunst durch die Spelunke. Süßlich, klebrig, schwer. Billiges Parfüm, das die Wände nicht überdeckte, sondern sich wie eine zweite Haut auf den Gestank von Bier, Schweiß und Schwefel legte.

Die Huren kamen näher, wie Motten ins Licht. Ihre Gesichter bemalt, die Lippen rot wie frisches Blut, die Augentränder verschmiert, die Kleider billig, aber tief genug ausgeschnitten, um den Männern den Atem zu rauben. Sie lachten, sie kicherten, sie setzten sich auf Schöße, als wollten sie den Schießknall mit ihrem süßen Gestank übertönen.

Eine setzte sich neben Hannes. Das Kleid roch nach altem Rauch, nach fremden Männern, nach Parfüm, das eher an Blumenfäule erinnerte als an Rosen. Sie beugte sich vor, ihr Atem warm, ihre Stimme heiser. „Du siehst aus wie einer, der mehr will.“

Hannes grinste. „Ich will alles.“

Sie lachte, ein schmutziges Lachen, das in ihrem Hals hängen blieb, und strich ihm mit den Fingern durch das Haar, das noch nach Rauch roch.

Anna beobachtete es vom Rand, die Augen schmal. Peter blieb wie ein Stein, aber selbst er sog den Geruch ein, der sich mit dem Schwefel mischte. Klos taumelte, begriff nichts, außer dass ihm die Hüften der Dirne im Takt des Lachens den Kopf verdrehten.

Pulver und Parfüm. Zwei Düfte, die gegensätzlicher nicht sein konnten – Tod und Lust, Blut und Haut. Und doch passten sie perfekt. Sie klebten zusammen, wie Dreck am Stiefel.

Hannes inhalierte beides, tief, gierig. Der Geruch von Tod in der Luft, der Geruch von Frauenhaut an seiner Schulter. Und er wusste: Das war Mainz. Kein Brot, kein Würfel. Sondern Pulver und Parfüm. Gewalt und Begierde.

Und er grinste, weil er wusste: Er gehörte hierher.

Der Rauch hing noch wie eine Wolke über dem Tisch, das Parfüm legte sich wie ein klebriger Film auf die Haut. Und Hannes merkte: Das war kein Zufall. Pulver und Parfüm gehörten zusammen. Zwei Seiten derselben verdammten Münze.

Das eine versprach den Tod. Ein Knall, ein Loch, ein Körper, der zuckt. Das andere versprach das Leben – oder zumindest das, was davon übrig blieb: Wärme, Haut, ein Rausch im Dreck. Beides gleich falsch, gleich süß, gleich süchtig.

Er sog es auf, tief, gierig. Der Schwefel im Hals, der Duft der Dirne in der Nase. Es vermischte sich zu einem Rausch, der stärker war als Schnaps, härter als jeder Sieg mit den Fäusten.

Anna sah es, die Lippen schmal. „Du riechst wie einer, der sich verkauft,“ zischte sie.

Hannes lachte. „Verkauft? Ich kauf das alles. Mit Blut.“

Die Männer im Raum grinnten, einige nickten. Sie verstanden, was er meinte. Hier in Mainz ging es nicht um Moral, nicht um Recht. Hier ging es um Besitz. Wer das Pulver hatte, hatte Macht. Wer die Frauen hatte, hatte Ruhm.

Klos kicherte, während eine Hure ihm die Kette aus der Hand nahm und um ihren Hals legte, als sei es Schmuck. Peter stand im Rauch, unbewegt, aber seine Fäuste zuckten, als wüsste er, dass das hier gefährlicher war als jede Schlägerei.

Pulver und Parfüm. Gewalt und Lust. Zwei Rauschmittel, die dasselbe Ziel hatten: dich vergessen lassen, wer du warst – und dich verwandeln in das, was du sein wolltest.

Und Hannes? Er sog die Mischung ein, als hätte er sie schon immer gebraucht. Der Bastard roch zum ersten Mal wie ein König. Ein König aus Rauch und Haut.

Der Söldner legte sie auf den Tisch, als sei es nichts Besonderes. Ein Stück Eisen, schwarz, schwer, mit einem Lauf, der wie ein offenes Maul in die Welt starrte. Aber der Geruch hing noch immer in der Luft: Schwefel, Rauch, verbranntes Fleisch von irgendwem, der gerade zu nah dran gestanden hatte.

„Los, Bastard,“ knurrte der Söldner, die Stimme wie ein rostiges Scharnier. „Pack sie an, wenn du Eier hast.“

Hannes griff zu. Keine Zögerung, kein Zittern. Er schloss die Finger um den Griff – kalt, schwer, fremd. Es war nicht wie ein Messer, das leicht in der Faust lag, nicht wie eine Kette, die man schwingen konnte. Nein, das hier war anders. Eine verdammte Welt in seiner Hand.

Er hob sie, zielte grob in den Raum. Ein paar Männer duckten sich sofort, lachten nervös, einer rief: „Pass auf! Der Bastard ballert gleich die Decke weg!“

Aber Hannes grinnte nur. Die Narbe glänzte, die Zahnlücke dunkel, die Augen voll Gier. Dieses Gewicht, dieses Versprechen im Eisen – das war keine Waffe, das war ein Thron.

„Ein Messer muss rein,“ murmelte er, leise, mehr zu sich selbst. „Aber das hier... das geht von fern. Ein Finger, und du bist Gott.“

Anna starrte ihn an, die Lippen zu schmalen Strichen gepresst. Sie wusste, dass sich gerade etwas änderte. Klos stand daneben, mit offenem Mund, als hätte er den Himmel gesehen. Peter trat einen Schritt näher, legte Hannes eine Hand auf die Schulter – schwer, warnend. „Das Ding macht dich nicht unbesiegbar,“ sagte er leise.

„Doch,“ knurrte Hannes, die Pistole noch immer im Griff, „es macht mich unsterblich.“

Der Söldner nahm sie ihm zurück, spöttisch, als hätte er einem Kind ein Spielzeug weggenommen. „Zu teuer für Bastarde wie dich.“

Hannes' Grinsen blieb. „Noch,“ murmelte er. „Noch.“

Und in diesem Moment wusste er: Früher oder später würde er eine eigene haben. Kein Messer, kein Würfel, kein Schrei konnte das aufhalten.

Die Pistole war kaum vom Tisch verschwunden, da brach der nächste Sturm los – und er roch nicht nach Pulver, sondern nach billigem Parfüm.

Eine Hure, jung, bemalt, die Lippen rot wie frisches Fleisch, saß auf Hannes' Schoß, kicherte, strich ihm durchs Haar. Der Duft von altem Rauch und Rosenwasser hing an ihr, süß und faul zugleich. Hannes grinste, biss ihr spielerisch ins Ohr, und sie lachte, als wäre er schon ihr neuer Herr.

Doch dann trat ein anderer auf. Ein Söldner, noch halb besoffen, das Gesicht voller Narben, die Hand schwer von Ringen. „Die gehört mir,“ knurrte er, und packte die Frau am Arm.

Sie kreischte, mehr aus Gewohnheit als aus Angst, und sofort kippte die Luft. Hannes' Grinsen gefror, sein Blick wurde schwarz. Der Söldner beugte sich über ihn, der Atem stank nach Schnaps. „Runter mit ihr, Bastard. Oder ich brech dir die Fresse.“

Die Bande spannte sich. Anna stand sofort, die Augen blitzten. Klos wirbelte die Kette, lallte: „Fass ihn an, und ich hau dir die Zähne raus!“ Peter schwieg, aber trat einen Schritt nach vorn, die Fäuste wie Steine.

Hannes stand langsam auf, die Frau glitt von seinem Schoß, duckte sich weg. Er sah dem Söldner direkt ins Gesicht. Keine Fäuste, kein Messer diesmal – nur sein Wille. „Wenn du was willst,“ knurrte er, „nimm's dir.“

Der erste Schlag kam von dem Söldner, hart, ein Faustschlag wie ein Hammer. Hannes wankte, Blut spritzte aus seiner Lippe – und er lachte. Dieses irre, hohle Lachen, das jeden im Raum erstarren ließ. Dann rammte er ihm das Knie in die Weichteile, packte ihn am Nacken, knallte seinen Schädel auf den Tisch, dass die Kerze umfiel.

Die Hure kreischte, der Rauch mischte sich mit dem Gestank von Parfüm. Der Söldner brüllte, zog ein Messer – und in diesem Moment griff einer der anderen Männer zur Pistole.

Pulver. Parfüm. Blut. Alles in einem Atemzug.

Hannes grinste, Blut im Mund, und brüllte: „Dann lasst uns tanzen!“

Der Söldner mit dem Messer fuchtelte wild, Blut tropfte aus seiner Nase, die Augen voller Hass. Neben ihm hob ein anderer die Pistole, das Eisen glänzte im Licht der umgestoßenen Kerze, Rauch hing schon wieder schwer in der Luft.

Für einen Herzschlag war die Spelunke still. Nur das Keuchen der Männer, das Kichern einer Hure, die zu betrunken war, um die Gefahr zu spüren, und das Knarren der Dielen.

Dann packte Hannes zu. Blitzschnell, entschlossen. Er griff nach der Pistole, riss sie dem Mann aus der Hand, und plötzlich war er es, der das Donnerrohr hielt. Das Gewicht war wieder da, kalt, tödlich – aber diesmal gehörte es ihm.

Er hob sie, die Mündung direkt ins Gesicht des Söldners gerichtet. Der Kerl erstarrte, das Messer zitterte in seiner Faust. Hannes grinste, die Lippe aufgeplatzt, Blut zwischen den Zähnen. „Na los,“ zischte er. „Sag noch mal, dass sie dir gehört.“

Stille. Niemand rührte sich. Selbst Klos hielt die Kette still, Anna stand mit verschränkten Armen, Peter wie ein Schatten hinter ihm.

Hannes drückte nicht ab. Noch nicht. Aber er trat näher, das Eisen so nah, dass der Söldner den Schwefelgeruch schmeckte. „Seht ihr’s?“ brüllte er in die Menge. „Fäuste, Messer – alles nur Kinderkram. Mit dem Ding hier regierst du!“

Ein paar nickten, andere senkten die Augen. Keiner lachte mehr.

Dann schlug er zu – nicht mit der Kugel, sondern mit dem Eisen. Er rammte dem Söldner die Pistole quer ins Gesicht, Knochen knackten, der Mann stürzte zu Boden, das Messer klirrte davon.

Hannes spuckte auf ihn, hob die Pistole hoch, als wäre sie eine Krone. „Das ist mein Zeichen,“ knurrte er. „Wer mich herausfordert, frisst Blei – oder meinen Zorn.“

Die Spelunke tobte nicht, sie schwieg. Und genau das war sein Sieg.

Die Pistole lag wieder auf dem Tisch, schwer, schwarz, stumm. Doch in den Köpfen aller im Raum hallte ihr Knall noch nach. Und in Hannes' Brust hämmerte er wie ein Herz, das nicht mehr schweigen wollte.

Der Geruch von Schwefel hing immer noch in der Luft, vermischt mit dem süßlich-fauligen Parfüm der Huren. Es war eine Mischung, die man nie mehr loswird, wenn man sie einmal geschluckt hat. Gewalt und Lust, Tod und Haut – die beiden Gerüche, die fortan sein Leben begleiten würden.

Anna sah ihn an, misstrauisch, aber auch mit einem Funkeln in den Augen, als wüsste sie, dass Hannes auf etwas Größeres zusteuerte. Klos taumelte lachend herum, die Kette um den Hals einer Dirne, als sei er ein König. Peter stand schweigend im Schatten, doch in seinen Fäusten spannte sich die Stille wie ein Seil: Er wusste, Pulver würde alles verändern.

Hannes nahm die Pistole noch einmal kurz in die Hand, wog sie, grinste. „Bald,“ murmelte er. „Bald gehört mir so ein Ding. Und dann gehört mir nicht nur Mainz.“

Die Worte waren kein Prahlen, sondern ein Versprechen – an sich selbst, an seine Bande, an jeden, der es hören wollte.

Pulver war Zukunft. Messer waren Vergangenheit. Und zwischen beidem lag er, der Bastard mit der Narbe, der nach mehr gierte, als sein Bauch je fassen konnte.

Und draußen im Nebel von Mainz roch die Nacht schon nach Blut und Rauch.

Freunde wie rostige Nägel

Die Nacht nach Mainz hatte sie ausgespien wie Ratten, die zu vollgefressen waren, um noch zu beißen. Sie hockten in einem verlassenen Stall am Stadtrand, zwischen Stroh, das nach Urin roch, und Balken, die jeden Moment zusammenkrachen konnten. Kein Palast, kein Versteck – nur ein Loch, gerade gut genug für Bastarde.

Klos lag auf dem Rücken, die Kette noch um den Hals, lallte ein Lied, das nicht mal er verstand. Anna saß mit dem Rücken an der Wand, kaute auf einem Stück Brot, das längst hart war, aber ihre Augen waren wach, immer wach. Peter stand im Eingang, wie eine Statue, die Fäuste an den Seiten, als würde er selbst im Schlaf die Welt bewachen.

Und Hannes? Hannes lag dazwischen, der Mantel unter ihm, das Messer neben ihm, und starrte ins Dunkel. Sein Kopf war voller Rauch, voller Schnaps, voller Gesichter, die er am Abend zuvor gesehen hatte. Doch in diesem Chaos dachte er nicht an Beute oder Blut. Er dachte an sie. Seine Bande.

Keine Freunde im klassischen Sinn. Keine Brüder, die für ihn sterben würden, keine Familie, die ihn je gehalten hatte. Nein – sie waren wie Nägel. Rostig, krumm, schief. Nägel, die irgendwas zusammenhielten, solange man sie nicht zu sehr belastete. Aber jeder Nagel rostet. Jeder Nagel bricht.

Er hörte Klos kichern, Anna fluchen, Peter atmen. Und er wusste: Ohne sie wäre er nichts. Mit ihnen war er etwas. Nicht König, nicht Herrscher – aber eine Faust, ein Schatten, ein Name.

Und während die Mäuse durch das Stroh huschten und draußen die Glocken von Mainz dumpf schlugen, dachte Hannes: *Freunde? Nein. Hunde. Nägel. Dreck. Aber sie sind mein Dreck. Und solange sie halten, halte auch ich.*

Anna saß noch immer im Schatten, das Brot in der Hand, die Augen auf Hannes gerichtet. Sie kaute nicht wirklich – sie biss, langsam, als wäre jeder Bissen ein Urteil.

„Du hast ein Problem, Hannes,“ sagte sie schließlich, die Stimme rau vom Rauch.

Er grinste schief. „Nur eins?“

„Du glaubst, du bist König. Aber du bist nur ein Bastard mit Messer. Ein König kauft sich Frauen, du nimmst sie dir. Ein König hat Soldaten, du hast Säufer. Ein König hat Kronen, du hast nur Narben.“

Ihre Worte schnitten härter als jedes Messer. Doch Hannes lachte. „Und trotzdem folgst du mir.“

Anna lehnte sich zurück, ihre Augen funkelten im Dunkeln. „Weil du verrückt bist. Und Verrückte sterben schnell. Aber bis dahin... ist es verdammt unterhaltsam.“

Klos kicherte im Schlaf, als hätte er was gehört, und drehte sich um. Peter blieb stumm am Eingang, doch sein Schatten spannte sich über die beiden, wie ein stummer Wächter.

„Du durchschaut mich,“ murmelte Hannes, „und bleibst trotzdem.“

„Vielleicht,“ zischte sie, „weil ich weiß, dass du der Einzige bist, der groß genug träumt, um das alles hier zu sprengen.“

Für einen Moment war Stille. Kein Spott, kein Lachen. Nur ihre Augen, kalt und nah.

Dann grinste Hannes, breit, blutig, die Zahnlücke dunkel. „Dann träumen wir weiter, Anna. Und wenn wir fallen, dann mit Lärm.“

Sie lachte, kurz, hart, ohne Wärme. Und Hannes wusste: Anna war kein Freund, keine Geliebte, keine Schwester. Sie war ein rostiger Nagel, krumm, scharf, gefährlich – aber einer, der das Ganze noch zusammenhielt.

Klos lag im Stroh, die Kette noch um den Hals wie ein lächerliches Schmuckstück, und schnarchte. Ab und zu murmelte er, lachte im Schlaf, als würde er in seinen Träumen immer gewinnen. Er roch nach Schnaps, Schweiß und altem Blut – eine wandelnde Spelunke, selbst im Schlaf.

Für Hannes war Klos wie ein rostiger Nagel, der wackelte, knarrte, und trotzdem irgendwie hielt. Treu wie ein Hund, aber eben ein Hund, der mehr sabberte als biss. Einer, der dir blind folgte, selbst ins Feuer, solange du ihm vorher einen Krug in die Hand drücktest.

Manchmal hasste Hannes ihn dafür. Für die Dummheit, für das Lallen, für die Art, wie er sich immer zu sehr freute, wenn das Blut floss. Aber manchmal war genau das sein Wert. Klos dachte nicht nach. Er handelte. Ein Schlag, ein Sprung, ein Lachen – er war Chaos, und Chaos war nützlich.

Anna verachtete ihn. „Ein Hund, der beißt, weil er glaubt, das sei Liebe,“ hatte sie einmal gespottet. Peter sagte nichts, doch wenn er Klos ansah, war da dieses Funkeln – als wüsste er, dass der taumelnde Hund eines Tages zum Problem werden würde.

Und Hannes? Er grinste. Klos war ein Narr, ein Trinker, ein Kettenhund, der mehr Lärm machte, als er Schaden anrichtete. Aber er war *sein* Narr. Sein Hund. Und solange Klos lachte, solange er seine Kette schwang, solange er neben ihm im Dreck schnarchte, war Hannes nicht allein.

Er sah den Kerl an, wie er sabbernd ins Stroh grinste, und dachte: *Wenn er rostet, rostet er für mich. Und das reicht.*

Peter stand noch immer am Eingang, regungslos, die Schultern breit wie ein Scheunentor. Die Fäuste locker, aber schwer, als hingen an jedem Finger Gewichte aus Eisen. Sein Gesicht war eine Mauer – hart, still, ohne Risse.

Er sprach selten. Manchmal ganze Tage kein Wort. Aber wenn er redete, war es wie ein Schlag: kurz, brutal, nicht zu überhören. Für Hannes war er kein Hund wie Klos, kein Dolch wie Anna – er war ein Turm. Ein rostiger, alter Turm vielleicht, aber einer, der noch immer hielt, auch wenn der Regen schon Jahre auf ihn niederging.

Die Bande wusste, dass sie ohne Peter längst untergegangen wäre. Er war das Gewicht, das sie am Boden hielt, wenn Hannes' Größenwahn sie in den Himmel trieb. Einer, der im Lärm der Spelunken nicht lachte, sondern schlug. Einer, der im Chaos nicht kippte, sondern stehen blieb.

Hannes sah ihn oft an und fragte sich: Warum folgt er mir? Keine Gier in den Augen, kein Lachen, kein Glanz. Nur diese stille Wut, die ihn antrieb, als wäre er aus demselben Dreck geboren wie er selbst.

Anna meinte einmal: „Peter redet nicht, weil Worte ihn enttäuscht haben.“ Klos lallte: „Er redet nicht, weil er keinen Hals hat!“ – und kassierte dafür eine Faust, die ihn fast ins Stroh drückte.

Hannes grinste. Peter war kein Freund im warmen Sinn. Er war ein Nagel, rostig, hart, krumm, aber einer, der die Planken zusammenhielt. Ohne ihn wäre die Bande nur lose Bretter im Sturm.

Und tief in sich wusste Hannes: Wenn alle anderen fielen, Peter würde noch stehen. Bis auch er irgendwann rostet und bricht. Aber bis dahin war er der Turm. Sein Turm.

Die Nacht kroch tiefer in den Stall, und der Schnaps kroch tiefer in die Bande. Klos war längst wieder wach, taumelte durchs Stroh, die Kette rasselnd, das Lachen laut. Anna trank direkt aus der Flasche, wischte sich mit dem

Handrücken über den Mund, die Augen glänzten fiebrig. Peter nahm kaum einen Schluck, aber selbst er ließ den Becher nicht ganz stehen.

Hannes hob seinen Krug, halb leer, halb voller Blut vom letzten Streit. „Auf uns,“ knurrte er. „Auf die Hunde, die nicht verrecken wollen.“

„Auf uns!“ gröhlte Klos, fiel fast um, stieß sich am Balken den Kopf, lachte, als wäre es ein Witz.

„Auf den Bastard,“ sagte Anna trocken, und trank so tief, dass sie keuchte. Peter hob nur kurz den Becher, ohne ein Wort. Aber das war genug.

Sie stießen an. Schwer, klirrend, als wären ihre Becher Eisenstücke und keine Tonkrüge. Ein kleiner Schwur, geboren im Suff, genagelt mit Schnaps und Müdigkeit: dass sie einander nicht im Stich lassen würden, dass sie zusammen blieben, bis der Galgen kam – oder länger.

Doch jeder wusste es. Schwüre im Suff sind wie Bretter im Regen. Sie quellen, sie reißen, sie zerbrechen, sobald der nächste Sturm kommt.

Aber für diesen Moment, zwischen Stroh, Gestank und Dunkelheit, hielten sie. Sie lachten, sie tranken, sie grölten, und für einen Augenblick war die Bande mehr als Hunger, mehr als Gewalt. Sie waren Nägel, rostig, krumm – und trotzdem hielten sie zusammen.

Hannes grinste, die Zahnlücke dunkel. „Wenn wir fallen,“ murmelte er, „dann fallen wir zusammen.“

Und die Bande prostete, als glaubten sie daran.

Der Suff war kaum verflogen, da kam die Probe. Es brauchte keinen Verräter von draußen, keinen Bäcker mit Fäusten – manchmal reicht ein Stück Brot.

Klos hatte im Dunkel einen Laib beiseite geschafft. Ein Brot, halb zerdrückt, aber echt, noch vom Markt. Als Hannes am Morgen erwachte, sah er die Krümel in Klos' Bart, den Sack unter dem Stroh.

„Was hast du da?“ fragte er, die Stimme rau, voller Drohung.

Klos stotterte, lachte, hob abwehrend die Hände. „Nix, Bastard. Nur'n Stück für mich. Ich schwör's.“

Anna sprang sofort auf, packte ihn am Ohr, zerrte ihn ins Licht. „Für dich? Alles, was wir holen, ist für uns. Es gibt kein *für mich*. Du Hund.“

Klos winselte, zappelte, doch da war Peter. Er trat vor, die Faust wie ein Urteil. „Er hat uns verraten. Erst ein Brot, dann mehr.“

Hannes schwieg. Er sah Klos an, den taumelnden Hund, treu, aber schwach. Ein rostiger Nagel, der schon jetzt knarrte. Und er wusste: Wenn er ihn jetzt brach, war die Bande kleiner – aber härter. Wenn er ihn ließ, riskierte er, dass andere es ihm nachmachten.

Klos kniete, Tränen im Gesicht, Krümel auf den Lippen. „Ich wollte nur... ich hatte Hunger. Nur Hunger.“

Hannes trat vor, packte ihn am Haar, zog ihn hoch. Seine Finger zitterten, die Faust zuckte. Dann ließ er los. „Hunger haben wir alle. Aber verrät mich noch einmal, Klos – und du frisst keine Kruste mehr.“

Anna fauchte, Peter nickte, Klos heulte und schwor alles, was ein Hund schwören konnte.

Und Hannes dachte: Ein Nagel kann rosten, krumm werden, fast brechen. Aber solange er noch hält, schlägt man ihn nicht raus. Noch nicht.

Die Bande schlief wieder, verteilt im Dreck wie Hunde nach der Jagd. Klos schnarchte, Anna starrte ins Dunkel, Peter stand im Eingang, unbeweglich wie ein Baumstamm im Sturm.

Hannes aber blieb wach. Er lag im Stroh, den Mantel über den Schultern, das Messer in der Hand, und hörte das Knacken der Balken, das Pfeifen des Windes durch die Ritzen. Und er dachte an Nägel.

Freunde wie rostige Nägel – das war alles, was er hatte. Krumm, stumpf, halb verrottet. Aber sie hielten ihn zusammen. Noch. Und er wusste: Eines Tages würde einer brechen. Einer würde den Hammer nicht überstehen, einer würde aus dem Holz springen.

Anna war zu klug, zu kalt, um ewig zu bleiben. Klos zu dumm, zu gierig, um nicht irgendwann zu verraten. Peter zu stumm, zu schwer, um nicht irgendwann zu kippen.

Aber solange sie hielten, war er mehr als nur ein Bastard. Solange sie hielten, war er Schinderhannes.

Er drehte das Messer in der Hand, das Licht der Glut blitzte auf der Klinge. „Solange sie rosten,“ murmelte er, „rosten sie für mich.“

Draußen bellten Hunde, und die Nacht roch nach Regen und Eisen. Hannes wusste: Es würde nicht ewig halten. Aber für den Moment tat es das. Und das reichte.

Verrat für eine Schüssel Suppe

Die Spelunken von Mainz hatten viel zu bieten: Schnaps, Frauen, Messer im Rücken. Aber an diesem Abend war es nicht der Rausch, nicht das Fleisch, nicht das Blut, nach dem die Bande lechzte. Es war Suppe. Eine armselige Brühe, so dünn, dass man durch sie hindurch den Boden des Napfs sehen konnte. Aber sie war heiß. Sie roch nach Knochen, nach Salz, nach Leben.

Hannes starrte in die dampfenden Kessel, die hinterm Tresen standen. Ein paar alte Weiber schöpften daraus, ihre Arme sehnig, die Gesichter faltig wie altes Leder. Jeder bekam nur einen Löffel, wenn er zahlen konnte. Wer nicht zahlte, bekam nichts – außer Spott.

Klos sabberte fast, als er den Geruch in der Nase hatte. „Scheiße,“ murmelte er, „ich würd alles geben für 'nen Napf davon.“

Anna lachte trocken. „Alles? Du hast doch nichts.“

Peter schwieg, aber sein Blick klebte an der dampfenden Brühe, so starr, dass man ahnte: Auch er wollte.

Und Hannes? Er grinste. Bitter, voller Zähne und Hunger. Er hatte schon Blut getrunken, Schnaps gesoffen, Fleisch gerissen – aber jetzt spürte er: Nichts war wertvoller als eine Schüssel Suppe, wenn dein Magen knurrte wie ein Hund.

Er sah die anderen Gestalten in der Schenke. Arme Schlucker, Bettler, halbe Kinder, die um ein paar Tropfen Suppe wimmerten, ihre Hände flehend, die Gesichter eingefallen. Er lachte sie aus, aber tief drinnen wusste er: Er war keinen Schritt besser. Nur dreckiger, nur lauter.

Eine Schüssel Suppe. Warm, fettig, armselig. Und trotzdem – heute Nacht war sie Gold.

Die Schenke war voll von leeren Mägen. Männer mit eingefallenen Wangen, Frauen mit Kindern auf dem Arm, die so dünn waren, dass sie aussahen wie Vogelkücken. Alle drängten sich um den Kessel, hielten die Hände auf, flehten um einen Napf.

„Bitte, nur einen Löffel, Herrin... ich zahl's zurück...“

„Mein Kind, es stirbt, gib uns was...“

„Nur eine Kruste, nur ein Rest...“

Die Stimmen kratzten an den Wänden wie Ratten. Hannes lachte erst, spuckte auf den Boden, grinste mit seiner blutigen Zahnlücke. „Seht sie euch an,“ rief er. „Hunde, die winseln. Für Brühe, die nach Schuhsohle schmeckt.“

Doch dann knurrte sein eigener Magen, laut, schmerzhaft, wie ein Tier, das ausbrechen wollte. Anna warf ihm einen Blick zu, scharf wie ein Messer. „Und was bist du, Hannes? Glaubst du, du bist besser? Dein Bauch schreit lauter als ihrer.“

Klos drängte sich schon nach vorn, versuchte, eine alte Frau zur Seite zu stoßen. Sie schlug ihn mit der Kelle, das Fett spritzte auf sein Hemd, und er johlte, als hätte er gewonnen. Peter blieb still, doch seine Augen waren dunkel, hart – Hunger macht selbst Steine weich.

Hannes sah die Schüssel vor sich. Dünne Brühe, ein Stück Rübe, ein Fetzen Fleisch, der kaum den Namen verdiente. Aber in diesem Moment war es kein Spott mehr. Es war Leben.

Und er merkte: Hunger frisst Stolz schneller als jede Klinge.

Er hieß Jakob. Ein dürres, verfrorenes Ding von vielleicht achtzehn, der sich der Bande angeschlossen hatte, weil er glaubte, bei Hannes gäbe es Brot und Mut im Überfluss. Stattdessen fand er Blut, Angst – und leere Mägen.

Jakob war schwach. Kein Kämpfer, kein Räuber, eher ein Schatten, der hinter ihnen herdackelte und von Resten lebte. Hannes hatte ihn geduldet, weil ein Hund mehr im Rudel manchmal nützlich war. Aber Hunger macht Hunde bissig.

An diesem Abend hielt Jakob nicht mehr durch. Sein Magen knurrte so laut, dass selbst Klos ihn auslachte. Anna spie ihm vor die Füße. „Friss die Steine, Junge, mehr kriegst du nicht.“ Peter schwieg, doch sein Blick sagte alles: der bricht bald.

Und er brach.

Hannes sah es, als die Wirtin ihm plötzlich zuzwinkerte, als ein Kerl in der Ecke zu lange grinste. Worte waren geflossen. Worte über die Bande, über ihr Versteck, über den Bastard mit der Narbe. Jakob hatte geredet. Für was? Für eine Schüssel Suppe.

Als sie ihn später fanden, hockte er im Dunkeln, den Napf in den Händen, das Gesicht fettig von Brühe. Er löffelte gierig, als wäre es Gold. Seine Augen glänzten, nicht vor Reue, sondern vor Satttheit.

Hannes trat näher, die Narbe dunkel, das Grinsen kalt. „War’s das wert, Junge?“ fragte er.

Jakob zitterte, hielt die Schüssel fester, als wäre sie ein Schild. „Ich... ich musste. Ich wär sonst verreckt.“

Und in diesem Moment wusste Hannes: Suppe war stärker als Schwüre. Hunger brach jede Treue.

Es dauerte keine Stunde, bis die Falle zuschlug. Hannes spürte es schon, bevor es passierte – die Blicke, die Stille, das Tuscheln am Tresen. Mainz war voller Augen, und jetzt waren sie alle auf ihn gerichtet.

Die Bande hatte sich kaum zurückgezogen, da hörten sie Stiefel. Viele. Nicht das torkelnde Stampfen besoffener Bauern, sondern harte Schritte, gleichmäßig, schwer. Stadtwachen. Bewaffnet, mit Spießen und Knüppeln.

„Verdammt,“ knurrte Anna, „der Kleine hat gequatscht.“

Klos fluchte, zog die Kette aus dem Hemd. „Ich reiße ihm den Kopf ab!“

Peter sagte nichts, doch er ballte die Fäuste, trat einen Schritt vor, als könne er die ganze Stadt mit seinen Händen aufhalten.

Und Hannes? Hannes lachte. Dieses harte, hölzerne Lachen, das nur kam, wenn der Boden unter ihm brannte. „Eine Schüssel Suppe,“ murmelte er. „So billig verkauft man uns.“

Dann krachten die Türen. Die Wachen stürmten hinein, das Licht der Fackeln blendete, Spieße blitzten. Einer schrie: „Da sind sie!“ – und schon war der Raum voller Eisen und Gewalt.

Die Bande schlug zurück. Klos wirbelte die Kette, traf einen an der Schläfe. Anna riss einen Krug hoch, schlug ihn einem Wachsoldaten ins Gesicht, dass das Blut spritzte. Peter donnerte durch die Reihen wie ein Rammbock, einer nach dem anderen krachte zu Boden.

Doch es war zu viele. Zu viele Speere, zu viele Fäuste, zu viel Ordnung gegen ihren wilden Dreck.

Und im Chaos, zwischen Schreien, Blut und Rauch, sah Hannes noch einmal Jakob. Den Napf in den Händen, die Lippen fettig glänzend. Er duckte sich weg, während die Wachen zuschlugen.

Hannes' Finger zuckten um das Messer. Er schwor: Verrat würde nicht ungesühnt bleiben. Nicht für Gold, nicht für Frauen – und schon gar nicht für eine Schüssel Suppe.

Der Kampf war vorbei, bevor er richtig begonnen hatte. Die Wachen hatten sie nicht geschnappt – zu wild, zu hart hatte die Bande zurückgeschlagen. Aber sie hatten sie verletzt, zerstreut, gezeichnet. Blut tropfte, Knochen schmerzten, der Atem ging schwer.

Sie hockten wieder im Stall am Stadtrand. Der Gestank von Suppe hing Hannes noch in der Nase, obwohl er selbst keinen Tropfen davon gekostet hatte. Und in seinem Kopf nagte die Frage: Was war stärker – Hunger oder Treue?

Klos lag im Stroh, jammerte, weil ein Speer seine Rippen gestreift hatte. Anna fluchte, während sie das Blut von ihrem Arm leckte. Peter schwieg wie immer, doch sein Blick brannte, als wollte er Hannes selbst fragen: *Worauf bauen wir hier eigentlich?*

Und Jakob? Jakob fehlte. Er hatte seine Schüssel gehabt, seinen warmen Napf, und dafür den Bastard verraten.

Hannes ballte die Faust. Er wusste, dass Loyalität in dieser Welt dünner war als Suppe. Jeder Schwur, jedes Versprechen, jedes „Für immer“ war nur so stark wie der Hunger schwach war. Und Hunger bricht jeden.

„Freundschaft?“ lachte er heiser, spuckte ins Feuer. „Scheiß drauf. Ihr bleibt, solange ihr satt seid. Das ist die Wahrheit.“

Anna sah ihn scharf an. „Und du, Hannes? Bleibst du bei uns, wenn du Hunger hast?“

Er grinste, die Zähne blutig. „Ich bleib, bis der Hunger mich frisst. Dann fress ich euch.“

Klos lachte wie ein Wahnsinniger, Peter schwieg, Anna kniff die Augen zusammen. Doch keiner widersprach. Sie wussten, er hatte recht.

Hunger war stärker als Loyalität. Immer.

Sie fanden Jakob drei Nächte später. Er hockte hinter einer Bäckerei, den leeren Napf noch in den Händen, als wär er sein letzter Schatz. Fettflecken im Gesicht, aber die Augen hohl, wie einer, der satt ist und trotzdem verloren.

Hannes trat aus dem Schatten. Kein Wort, kein Spott. Nur die Narbe, die im Mondlicht glänzte, und das Messer, das in seiner Faust lag. Anna neben ihm, kalt wie Stein. Peter im Rücken, still wie ein Grab. Klos taumelte, betrunken, aber grinsend – er wusste, was kommen würde.

Jakob sah sie, versuchte aufzustehen. „Hannes... ich musste... es war nur Suppe... ich wär sonst—“

„Halt’s Maul,“ knurrte Hannes. „Du hast uns verkauft. Für Brühe, die nach Schuhsohle schmeckt.“

Jakob fiel auf die Knie, der Napf schepperte im Dreck. „Bitte... ich komm zurück... ich schwör’s... ich—“

Hannes packte ihn am Haar, zog seinen Kopf zurück. „Du schwörst? Worte sind Suppe. Dünn, heiß, und morgen kalt.“

Dann kam die Strafe. Kein kurzer Schnitt, kein schneller Tod. Hannes riss den Napf hoch, presste Jakobs Gesicht hinein, trat ihn zu Boden. Der Junge wimmerte, strampelte, Blut und Dreck mischten sich mit den Resten der Brühe.

„So stirbt, wer uns verrät,“ knurrte Hannes, während er das Messer in die Seite des Jungen trieb, langsam, tief. Jakob röchelte, die Hände zitterten, bis sie schlaff wurden.

Als er still lag, war der Napf zerbrochen, die Suppe verschüttet, das Blut dampfte im Mondlicht.

Hannes stand über ihm, grinste. „Eine Schüssel Suppe... und du zahlst mit deinem Leben. Billiger Tausch.“

Die Bande schwieg. Keiner lachte. Aber jeder verstand.

Der Junge lag im Dreck, der Napf zerbrochen, die Brühe längst in den Boden gesickert. Nur das Blut blieb, dunkel und klebrig, wie ein neues Rezept, das Mainz so schnell nicht vergessen würde.

Die Bande stand im Kreis. Klos schielte, als wolle er kotzen. Anna kaute auf der Lippe, die Augen kalt, aber wachsam. Peter blickte schweigend auf den Toten, als prüfe er, ob der Leichnam noch atmete.

Hannes spürte den Geruch – nicht von Suppe, nicht von Blut, sondern von Verrat. Es war ein süßer, fauler Gestank, der immer wiederkam. Und er wusste: Es würde nicht das letzte Mal sein.

„Heute Suppe,“ murmelte er, während er das Messer am Mantel abwischte. „Morgen vielleicht ein paar Münzen. Oder ein Weib. Oder nur ein scheiß Blick.“

Anna nickte langsam. „Verrat hat immer Hunger. Er frisst sich durch alles.“ Hannes grinste schief, die Zahnlücke dunkel. „Dann frisst er sich an mir die Zähne aus.“

Er spuckte auf den Boden, trat vom Leichnam zurück. Der Wind wehte durch die Gasse, Hunde bellten in der Ferne. Und in seinem Bauch wuchs die Gewissheit: Verrat war nicht Ausnahme, sondern Gesetz. Jeder hatte seinen Preis.

Und sein Name, Schinderhannes, würde nur größer werden, je härter er den Preis eintreiben würde.

Das Gelächter der Galgenvögel

Der Marktplatz von Mainz stank nach Fisch, Pferdescheiße und billigem Bier. Doch über all dem hing noch ein anderer Geruch: Eisen, Schweiß, kaltes Holz. Der Galgen stand mitten drauf, schwarz, knorrig, als wäre er aus den Rippen der Stadt gezimmert.

Hannes blieb stehen, das Messer am Gürtel, den Mantel halb offen, das Grinsen blutig. Seine Bande taumelte hinter ihm her, noch voll von Schnaps und Schlägerei. Klos lachte, als er das Ding sah, zeigte mit seiner Kette drauf, als wär's ein Spielzeug. „Da häng ich nie, Bastard, hörst du? Nie!“

Aber der Galgen war keine Drohung. Er war Gewohnheit. Die Leute gingen daran vorbei wie an einem Brunnen. Manche spuckten, andere machten Witze, Kinder warfen Steine nach dem Holz, als wollten sie schon mal üben für den Tag, an dem wieder einer zappelte.

Anna starrte lange hoch, die Arme verschränkt, die Augen dunkel. „Hier enden sie alle,“ murmelte sie. „Früher oder später.“

Peter schwieg, doch seine Fäuste spannten sich, als hätte er den Strick schon im Nacken gespürt.

Hannes lachte, scharf, kurz, als wollte er den Platz selbst verhöhnen. „Ein Galgen?“ knurrte er. „Scheiß auf den Galgen. Wenn sie mich hängen wollen, müssen sie mich erst kriegen.“

Über ihnen kreischten die Krähen, fett und schwarz, die Flügel glänzend. Sie saßen auf dem Querbalken, pickten an alten Stricken, lachten wie kleine Teufel.

Und Hannes spürte es: Die Vögel warteten. Nicht heute, nicht morgen – aber sie warteten.

Um den Galgen herum sammelte sich die Menge, nicht weil einer hing, sondern weil es immer Geschichten gab. Der Galgen war Theater, und jeder war sein eigener Dichter.

„Weißt du noch den Letzten?“ lachte ein alter Kerl, seine Zähne schwarz, der Atem nach Knoblauch. „Hat gezappelt wie ein Hahn, dem sie den Kopf halb abgeschlagen haben!“

Die Menge lachte, gröhnte, spuckte Bier auf die Erde.

Eine Frau mit schiefem Hut erzählte, wie einer beim Sterben noch geschrien habe, dass er unschuldig sei. „Unschuldig!“ Sie prustete, als wäre das der größte Witz. „Wer hängt, der war’s auch wert.“

Kinder kicherten, warfen Steine auf den Balken, schrien „Henker! Henker!“ und spielten das Zappeln nach, bis ihre Mütter sie fortzogen.

Hannes und seine Bande standen mittendrin, hörten es, rochen den Schweiß, das Bier, das Lachen. Es war nicht grausam – es war alltäglich. Der Galgen war kein Schrecken mehr, sondern Volksbelustigung.

Klos gröhnte mit, schlug sich auf die Schenkel. „Geil! Wenn ich mal häng, lach ich euch alle aus!“

Anna schnaubte. „Du lachst, bis dir die Zunge rausfällt.“

Peter schwieg, die Augen starr auf den Strick gerichtet.

Und Hannes? Hannes grinste. Aber es war kein warmes Grinsen. Es war kalt, voller Zähne. Er hörte das Lachen und wusste: Es galt nicht nur den Toten. Es galt jedem, der lebte wie er.

Das Volk lachte über die Gehängten – aber im selben Atemzug lachten sie über ihn.

Je länger Hannes auf dem Platz stand, desto schwerer wurde das Lachen. Es war nicht mehr das Johlen der Menge, nicht mehr die blöden Witze der Bauern.

Es war ein Kratzen, tief im Nacken, als würde ihm jemand unsichtbar den Strick schon umlegen.

Er hörte es überall. In jedem Rülpsen, in jedem kichernden Kind, in jedem spöttischen Kommentar klang es wie ein Versprechen: *Auch du, Bastard. Auch du hängst bald hier.*

Die Krähen über ihm schrien, flatterten, setzten sich wieder hin. Ihr Gekrächze war wie ein Gelächter, das älter war als Mainz, älter als alle Märkte, älter als er selbst. Sie lachten nicht über die Toten. Sie lachten über die Lebenden, die glaubten, sie könnten dem Strick entkommen.

Anna spürte es auch. „Hörst du’s?“ zischte sie, ihre Augen kalt. „Das ist unser Lied. Das Lachen der Vögel. Und sie lachen schon über uns.“

Klos lachte noch lauter, schwankte, zeigte mit der Kette nach oben. „Sollen sie lachen! Ich lach zurück!“ Doch seine Stimme zitterte, und jeder hörte es.

Peter stand still, aber sein Atem ging schwerer, tiefer. Er wusste, was es hieß, wenn der Galgen dich ansah.

Und Hannes? Er grinste trotzig, aber der Schweiß kroch ihm den Rücken hinab. Das Gelächter war wie ein ständiger Atem im Nacken, heiß und kalt zugleich.

Er ballte die Fäuste, spuckte auf den Boden und murmelte: „Lacht nur, ihr Vögel. Ich lach zuletzt.“

Doch tief drinnen wusste er: Vielleicht war genau das die größte Lüge seines Lebens.

Am Rand des Platzes stand er. Alt, dürr, ein Henker oder einer, der gern so tat. Sein Gesicht war eingefallen, die Augen gelb, die Hände knochig wie Äste. Er lehnte sich an den Galgenbalken, als wäre er sein bester Freund.

Hannes spürte sofort: Der Kerl roch nach Strick und kalter Erde. Nicht nach Schnaps, nicht nach Schweiß – nach Tod.

„Na, Bastard,“ krächzte er, seine Stimme brüchig wie altes Holz. „Schöner Platz, nicht wahr? Hier enden sie alle. Große Namen, kleine Hunde. Keiner entkommt.“

Hannes grinste breit, die Zahnlücke schwarz. „Ich entkomme. Ich geh nicht mit’m Strick um den Hals, Alter.“

Der Alte lachte trocken, wie Knochen, die aufeinander schlugen. „So reden sie alle. Bis sie hier stehen. Dann wird geheult, gespuckt, geschrien. Am Ende lacht nur noch der Galgen.“

Anna verschränkte die Arme, musterte den Alten wie ein Aas, das schon stinkt, bevor's tot ist. Klos wich zurück, das Lachen im Hals stecken geblieben. Peter trat näher, die Fäuste hart, als wolle er den Knochenmann mit einem Schlag in Staub zerlegen.

Doch der Alte ließ sich nicht beeindrucken. „Ich seh dich schon hängen, Hannes. Deine Beine zappeln, deine Zunge blau. Und die Vögel... oh, die Vögel fressen dir die Augen, bevor der Schnaps aus deiner Leiche verdunstet.“

Für einen Moment war es still. Selbst die Menge schien zuzuhören.

Hannes trat vor, so nah, dass er den fauligen Atem des Alten roch. „Wenn ich häng, Alter, dann lach ich. Lauter als deine scheiß Vögel.“

Der Alte grinste. „Dann lachen wir eben zusammen.“

Als sie den Galgenplatz verließen, hing das Lachen der Krähen noch in der Luft. Aber diesmal war es nicht nur draußen. Es steckte in ihren Kehlen, in ihren Worten, in der Art, wie sie einander ansahen.

Klos fing an, natürlich. Er taumelte, die Kette rasselte, und er johlte: „Stellt euch vor, der Bastard am Strick! Hah! Zappelt wie'n Fisch, und die Leute unten schreien: ‚Schinderhannes, der König vom Galgen!‘“ Er kugelte sich fast im Staub, lachte, bis ihm die Tränen liefen.

Anna lachte auch, aber kalt, schneidend. „Ach, und du, Klos? Du wärst der Erste, der heult, wenn sie dir die Schlinge über den Schädel werfen. Du würdest kotzen, noch bevor du baumelst.“

„Scheißdreck!“ gröhnte Klos, wischte sich die Augen. „Ich würd tanzen!“

Selbst Peter, der Stumme, ließ ein trockenes, tiefes Knurren hören – etwas zwischen Husten und Lachen. Es war das erste Geräusch seit Stunden.

Und Hannes? Er lachte mit. Kurz, hart, rostig. Aber sein Blick blieb düster. Es war kein heiteres Gelächter, kein warmes Band zwischen ihnen. Es war das Lachen derer, die wissen, dass sie längst vom Galgen bestellt sind – und die sich nur einen Spaß draus machen, weil Schreien nichts bringt.

Sie lachten über sich selbst, über den Tod, über die Stricke, die schon auf sie warteten.

Doch als das Lachen verklang, war die Stille noch lauter. Jeder wusste, wie nah die Schlinge war.

Sie saßen in einer Schenke, die noch nach dem Galgenplatz roch, nach Bier, Rauch und dem Atem derer, die gerade Geschichten vom letzten Gehängten erzählt hatten. Die Bande war stiller geworden, aber Hannes nicht.

Er stand auf, schwankend, den Krug in der Hand, und stellte sich mitten in den Raum. „Ihr lacht über mich,“ knurrte er. „Über uns. Über jeden Bastard, der noch lebt. Und ihr glaubt, wir hängen bald da draußen.“

Ein paar Köpfe hoben sich, neugierig, manche belustigt.

Hannes hob den Krug, die Augen schwarz, die Stimme laut. „Scheiß auf euren Strick! Scheiß auf eure Krähen! Wenn sie mich kriegen wollen, müssen sie mich mit zehn Stricken binden. Und selbst dann beiß ich ihnen noch die Finger ab.“

Gelächter. Erst spöttisch, dann lauter, dann tosend. Manche lachten über ihn, manche mit ihm. Klos schlug mit der Faust auf den Tisch, gröhnte: „So redet’n König!“ Anna schüttelte den Kopf, doch ein Grinsen zuckte an ihren Lippen. Peter nickte nur, hart, zustimmend.

Hannes trank den Krug leer, das Bier floss ihm über das Kinn, und er schrie: „Ich lach dem Strick ins Gesicht! Wenn sie mich hängen, dann tanze ich! Und wenn ich sterbe, dann als Bastard, der lacht, während die Vögel fressen!“

Die Menge tobte, nicht aus Respekt, sondern aus Hunger nach Unterhaltung. Aber Hannes fühlte es wie eine Krönung. Für einen Moment war er größer als der Galgen. Für einen Moment war er unsterblich.

Und in diesem Moment spürte er: Der Strick war nah – aber er würde ihm trotzen, bis zum letzten Atemzug.

Die Schenke leerte sich, doch draußen hörte man sie noch: die Krähen. Sie kreischten im Dunkel, flatterten über den Dächern, als lachten sie weiter, obwohl der Platz längst still war.

Hannes trat hinaus, der Mantel schwer vom Rauch, das Messer kalt an seiner Seite. Die Bande hinter ihm – Klos taumelnd, Anna mit funkelnden Augen, Peter wie ein Turm. Sie sagten nichts. Das Lachen der Vögel sprach für alle.

Er sah zum Galgen hinüber, schwarz gegen den Himmel. Kein Körper hing daran, und doch schwor er, dass er die Seile baumeln sah, dass er das Knarren hörte, als ob der Balken schon ungeduldig war.

„Sie warten,“ murmelte Anna.

„Sollen sie,“ knurrte Hannes, das Grinsen breit, die Zahnlücke dunkel. „Ich lass sie lange warten. Und wenn ich häng, dann lach ich lauter als ihre verdammten Vögel.“

Doch tief im Bauch wusste er: Der Galgen stand schon für ihn bereit. Jeder Schritt, den er machte, führte näher dorthin. Jeder Raub, jeder Mord, jedes Lachen war ein Schritt auf die Bretter.

Und die Vögel? Sie wussten es längst. Sie lachten, nicht weil er gefallen war, sondern weil sie wussten, dass er fallen würde.

Hannes spuckte in den Staub, ballte die Faust und ging weiter. Aber das Lachen blieb ihm im Nacken, wie ein unsichtbarer Strick.

Wenn Kinder Steine werfen

Die Gasse war eng, feucht, voller Abfall. Ratten huschten über das Pflaster, und irgendwo tropfte es von einem zerbrochenen Dach. Doch dazwischen – Kinder. Sie spielten, lachten, jagten sich mit Stöcken, als wären es Schwerter. Ihre Stimmen schrien heller als die Glocken der Stadt.

Hannes' Bande stapfte mittendurch. Abgerissen, blutig, der Mantel zerrissen, die Gesichter wie aus Stein. Sie rochen nach Schnaps, nach Rauch, nach Blut – Fremdkörper in einer Gasse voller kleiner Leben.

Die Kinder hielten inne. Ein paar starrten mit großen Augen, andere kicherten. Einer, kaum älter als zehn, flüsterte: „Das ist er. Der Bastard.“ Und sofort war es, als hätte er ein Feuer entfacht.

Die Kleinen rückten zusammen, mal neugierig, mal spöttisch. Keiner lief weg. Nicht wie die Erwachsenen, die flüsterten oder die Straßenseite wechselten. Die Kinder blieben. Ihre Gesichter kannten keine Angst – nur diesen kindischen Mut, der so oft gefährlicher war als Messer.

Anna zischte: „Lass uns weiter. Die sind Dreck.“

Klos grinste, wackelte mit der Kette. „Ha! Vielleicht wollen sie mitspielen.“

Peter schwieg, aber sein Blick war hart.

Und Hannes? Er sah die Kinder, wie sie ihn musterten, wie ihre Augen glänzten. Kein Respekt, kein Staunen – nur dieses rohe, freche Lachen. Und er spürte: Das hier würde kein einfacher Durchgang werden.

Es fing harmlos an. Ein kleiner Kiesel, der Klos an der Schulter traf. Er lachte erst, dachte, es sei Zufall, bis ein zweiter kam – diesmal direkt gegen seine Stirn. „Aua, verdammte Scheißbratzen!“ brüllte er und stolperte nach vorn.

Die Kinder kicherten. Einer bückte sich, griff nach einem Pflasterstein, so groß, dass er ihn kaum heben konnte, und warf ihn in hohem Bogen. Er krachte ins Stroh neben Hannes' Fuß.

„Sie werfen!“ rief Anna, die Stimme scharf, die Augen glühend. Peter stand still, aber sein Kiefer mahlte. Er hätte jeden dieser Steine mit bloßen Händen zurückschleudern können – doch er rührte sich nicht.

Dann kam der nächste, und der nächste. Kleine Fäuste, kleine Arme, aber die Wut war groß. Bald regnete es Steine. Erst Kies, dann richtige Brocken, die gegen die Mauern klatschten, an ihren Rücken prallten, in den Dreck spritzten.

Klos fluchte, wollte losstürmen, die Kinder packen, doch Hannes hielt ihn zurück. Die Narbe auf seiner Wange brannte, als ein Stein ihn streifte. Er ballte die Fäuste, sah die Kleinen lachen – lachen, während sie ihn trafen.

Es war kein Spiel mehr. Es war Krieg in Miniatur. Und das Messer in seiner Hand zitterte vor Wut.

Die Steine trafen – hart, schmerzhaft, spitz. Einer schnitt Hannes die Lippe auf, Blut tropfte in seinen Bart. Ein anderer krachte gegen Peters Brust, so dass er kurz zurückwich. Anna duckte sich, fluchte, Klos kreischte wie ein geprügelter Hund.

Und die Kinder? Sie lachten.

Kein Zittern, kein Weglaufen, keine Angst. Sie standen da, mit roten Gesichtern und dreckigen Händen, die Augen hell vor Wut und Spaß. Jedes Mal, wenn ein Stein traf, brüllten sie lauter, kreischten vor Freude, als hätten sie ein Theaterstück aufgeführt.

„Bastard!“ rief einer, kaum acht Jahre alt. „Galgenhund!“ schrie ein anderer. Und alle fielen sie in dieses höhnische, scharfe Gelächter ein.

Für Hannes war es schlimmer als jede Kugel. Männer, die ihn hassten – das war normal. Frauen, die ihn verfluchten – das war Alltag. Aber Kinder, die ihn auslachten, während sie ihn bewarfen? Das fraß sich tiefer in ihn hinein als jede Klinge.

Anna knurrte, spuckte in ihre Richtung. „Scheißbrut. Die lachen, weil sie noch nicht wissen, wie’s ist, wenn man Blut frisst.“

Klos tobte, wollte losstürmen, doch stolperte im Dreck. Das Gelächter wurde nur lauter. Selbst Peter, der Turm, sah kurz zu Boden, als wolle er nicht zeigen, dass ihn das traf.

Und Hannes? Hannes stand blutig da, das Grinsen schmal, aber finster. Er hörte das Lachen, das ihn wie Stricke band, und dachte: *Wenn selbst Kinder mich auslachen – dann bin ich schon Legende.*

Doch das Lachen klang nicht nach Ruhm. Es klang nach Galgen.

Ein Stein traf Anna am Schienbein. Sie fauchte, beugte sich vor, die Augen blitzten wie Dolche. Ein anderes Geschoss streifte Peters Stirn, ließ einen roten Striemen zurück, und selbst er knurrte tief im Hals.

Doch es war nicht der Schmerz, der die Bande traf. Es waren die Gesichter. Diese kleinen, verdreckten Fratzen, die voller Hass waren. Keine Angst, keine Unsicherheit – blanker Spott, blanke Verachtung.

„Bastard!“ kreischte ein Mädchen mit zerrissenem Kleid. Ihre Stimme war so schrill, dass sie über den ganzen Hof hallte.

„Galgenfleisch!“ brüllte ein Junge, kaum größer als Hannes’ Messer. „Hängt ihn, hängt den Hund!“

Ihre Augen brannten. Jung, aber schon vergiftet. Sie spuckten Worte, die sie von ihren Eltern gehört hatten, Worte, die in den Gassen von Mainz im Kreis gingen. Doch auf ihren Lippen waren sie schärfer, härter. Kinderstimmen, die klangen wie Stricke.

Klos wollte zurückschreien, doch ein Stein traf ihn an der Schläfe. Blut lief ihm ins Gesicht, und die Kinder lachten noch lauter.

Anna ballte die Fäuste, trat nach vorn, aber Hannes hielt sie zurück. Peter stand unbewegt, doch sein Blick war düster, fast verloren.

Und Hannes selbst? Er sah diese Augen – diese jungen, hasserfüllten Augen – und spürte, wie es ihn zerriss. Es war nicht die Wut, es war nicht der Schmerz. Es war die Gewissheit: Selbst die Kinder der Stadt hatten ihn schon verurteilt.

Kein Richter, kein Henker musste mehr sprechen. Der Strick war längst um seinen Hals gelegt – von kleinen Händen, die noch nicht mal wussten, wie man eine Klinge hält.

Klos rastete zuerst aus. Er brüllte, schwang seine Kette wie ein Wahnsinniger, doch die Kinder sprangen lachend zurück, nur um gleich wieder neue Steine zu werfen. Einer traf ihn am Zahn, und er spuckte Blut. „Ich schlag euch alle tot, ihr kleinen Bastarde!“ schrie er, doch seine Stimme klang mehr nach Geheul als nach Drohung.

Anna spuckte zurück, ein scharfer Strahl in den Staub, knapp vor die nackten Füße der Kinder. „Kommt nur!“ fauchte sie. „Noch ein Schritt, und ich zerreiße euch.“ Doch die Kleinen lachten nur, zogen Grimassen, schrien Schimpfwörter, die sie kaum verstanden.

Peter stand da wie ein Fels, reglos, die Fäuste an den Seiten. Ein Stein prallte von seiner Schulter, er zuckte nicht einmal. Aber seine Augen verrieten alles – sie waren dunkel, tiefer als sonst, als würde er etwas in sich hineinfressen, das nie wieder rauskommt.

Und Hannes? Er stand blutig, das Messer in der Hand, und grinste dieses schmale, kalte Grinsen. Jeder Stein, der ihn traf, schnitt in seine Haut, aber er bewegte sich nicht. Nur die Zahnlücke blitzte. „Lasst sie,“ murmelte er. „Lasst sie lachen. Lasst sie werfen. Je mehr sie spucken, desto größer bin ich.“

Die Bande sah ihn an, fassungslos. Klos wollte losstürmen, Anna knurrte, Peter ballte die Fäuste. Aber Hannes' Stimme schnitt durch den Lärm wie ein Messer. „Sie werfen, weil sie meinen Namen kennen. Kinder oder Männer, ist mir scheißegal – sie wissen, wer ich bin.“

Und die Kinder warfen weiter.

Einer von den Steinen traf Anna hart an der Schläfe. Sie schwankte, das Blut lief sofort heiß an ihrer Wange hinab. Da war es vorbei mit Geduld. Sie sprang vor wie eine Katze, packte den Werfer – ein Junge, vielleicht zwölf, mit Dreck im Gesicht und Wut in den Augen.

Die anderen Kinder schrien, stoben auseinander, doch Hannes' Bande blieb stehen, gespannt wie Bögen. Anna riss den Jungen hoch, hielt ihn am Kragen, als wär er nichts als ein zappelnder Hund. „Willst du werfen, Kleiner?“ fauchte sie, ihre Augen voller Gift. „Dann spür auch, wie's ist, wenn man getroffen wird.“

Der Junge kreischte, trat nach ihr, schlug mit kleinen Fäusten. Aber er hatte keine Chance. Klos lachte, taumelte heran. „Lass ihn mir! Ich zeig ihm, wie man mit Steinen umgeht!“ Er hob die Kette, das Metall glänzte.

„Nein,“ knurrte Hannes, seine Stimme kalt. Er trat vor, nahm dem Jungen das Gesicht in die Hand, grob, brutal. Er sah in diese Augen – jung, voller Hass, aber auch voller Trotz. Kein Flehen, kein Betteln. Nur blanke Verachtung.

Für einen Moment zögerte Hannes. Ein Kind. Bloß ein Kind. Doch die Steine in seinem Blut, die Schreie in seinen Ohren sagten etwas anderes. *Kind oder nicht – der Hass ist derselbe.*

Er ließ den Jungen fallen, hart in den Staub. „Lauf,“ zischte er. „Aber sag den anderen, wer dich in der Hand hatte. Sag ihnen, dass Schinderhannes Kinder leben lässt, wo Männer sterben.“

Der Junge rappelte sich auf, rannte, spuckte noch im Davonlaufen. Und die Kinder, die blieben, lachten. Nicht aus Mut, sondern aus Spott.

Hannes stand da, das Messer in der Faust, und wusste: Selbst Kinder hatten keine Angst mehr. Nur Hass.

Die Gasse war leer, die Kinder verschwunden, doch ihr Gelächter blieb wie ein Echo zurück. Es hing in den Mauern, klebte an den Steinen, als hätten sie ihren Spott in den Dreck genagelt.

Die Bande stand still. Klos fluchte, hielt sich die Stirn. Anna wischte sich das Blut von der Schläfe, ihre Augen brannten, aber sie sagte nichts. Peter schwieg, doch seine Fäuste waren so fest geballt, dass die Knöchel weiß hervortraten.

Und Hannes? Er starrte in den Staub, wo der Junge gelegen hatte. Er spürte das Brennen auf seiner Haut, hörte noch das Kreischen: *Bastard! Galgenfleisch!*

Kinderstimmen, so leicht, so scharf. Er wusste: Die Erwachsenen hassten ihn, das war nichts Neues. Aber wenn selbst die Kinder schon Steine warfen – dann war sein Name größer als er dachte. Größer, aber auch schwerer.

„Sie wachsen mit meinem Namen auf,“ murmelte er, fast stolz, fast wütend. „Noch bevor sie wissen, wie man ein Messer hält, wissen sie, dass ich der Feind bin.“

Anna kniff die Augen zusammen. „Das heißt, Hannes... sie lachen schon jetzt, wenn sie sich deinen Strick vorstellen.“

Die Krähen über den Dächern schrien, flatterten davon, als ob sie das nächste Schauspiel schon witterten.

Hannes grinste schmal, die Zahnlücke dunkel. „Sollen sie lachen. Ich geb ihnen genug Gründe. Aber wenn ich fall... dann lach ich lauter.“

Doch tief in seinem Bauch nagte es: Die Kinder hatten den Strick schon um seinen Hals gelegt – lange bevor der Henker es tat.

Ein Winter voller Ratten

Der Winter kam wie ein Messer, das nicht schneidet, sondern langsam schabt. Tag für Tag biss er tiefer. Mainz erstarrte unter Schnee, der nicht weiß war, sondern grau vom Rauch und gelb vom Dreck. Jeder Atemzug brannte in der Brust, jede Bewegung war schwer, als zöge dir jemand die Knochen aus dem Leib.

Die Märkte waren leer. Kein Brot mehr in den Körben, kein Fleisch an den Ständen. Nur ein paar alte Frauen, die gefrorene Rüben verkauften, härter als Steine. Die Reichen verschanzten sich hinter Mauern, die Armen starben in den Gassen, ihre Körper starr, die Münder offen wie leere Schalen.

Hannes' Bande hauste in einer Scheune am Stadtrand. Der Wind pfiff durch Ritzen, die Balken knarrten, das Stroh war feucht und voller Dreck. Klos hustete, Anna fror trotz der Decken, Peter stand wie immer, doch selbst sein Atem klang schwerer.

Und Hannes? Hannes spürte den Hunger wie ein zweites Herz in seiner Brust. Es schlug nicht im Takt mit Blut, sondern im Takt mit dem Schmerz im Magen. Jeder Tag ohne Beute machte ihn wilder, härter, schärfer.

Sie hatten Münzen, ja – aber was nützen Münzen, wenn es nichts mehr zu kaufen gibt? Kein Wirt schenkte Schnaps aus, wenn seine Fässer leer waren. Kein Bäcker backte Brot, wenn kein Mehl mehr da war. Und so hockten sie da, mit Geld in den Taschen, aber leerem Bauch.

„Wir verrecken,“ murmelte Klos, die Zähne klappernd. Anna starrte ins Feuer, das kaum noch brannte. „Nein,“ zischte sie. „Ratten verrecken. Wir nicht.“

Doch in der Ferne hörte man sie schon huschen, kratzen, fiepen.

Und Hannes wusste: Der Winter gehörte den Ratten.

Sie kamen in der Nacht. Erst hörte man nur das Kratzen in den Wänden, dann das Rascheln im Stroh. Kleine Schatten huschten über den Boden, glänzende Augen blitzten im schwachen Feuerlicht. Ratten – fett, frech, hungrig wie sie selbst.

Klos wachte auf, fluchte, schlug mit der Faust ins Leere. „Verdammte Viecher!“ Doch kaum war eine verschwunden, kamen zwei andere. Sie krochen durch Ritzen, fielen über den letzten Laib her, als wäre es ein Festmahl. Die Kruste knackte, die Krümel flogen – und ehe Hannes sie verjagen konnte, war das Brot nur noch Staub.

Anna sprang auf, barfuß, das Haar wild, fuchtelte mit einem Stock. „Haut ab, ihr Drecksbrut!“ schrie sie. Aber die Ratten lachten, oder so klang es – ein schrilles Quieken, das durch die Nacht schnitt.

Peter trat auf eine, hart, das Knacken der Knochen mischte sich mit dem Quieken. Doch selbst er konnte sie nicht aufhalten. Für jede, die er zertrat, kamen drei neue.

Hannes sah zu. Das Messer in der Hand, die Zähne gebleckt. Er erkannte etwas in ihren Bewegungen, in ihrer Gier. Sie fraßen, sie stahlen, sie scherten sich um nichts. Keine Angst, keine Scham. Nur Hunger.

„Sie sind wie wir,“ murmelte er. „Nur kleiner.“

Klos hörte es, lachte wahnsinnig, während er nach einer Ratte schlug. „Dann sind wir die großen Ratten, Hannes!“

„Nein,“ knurrte Hannes, die Augen dunkel. „Noch nicht. Aber bald.“

Die Ratten huschten weiter, ihre Augen glühten wie kleine Feuer. Und die Bande wusste: Sie waren nicht allein in dieser Scheune. Sie hatten Konkurrenz – hungrige, unerbittliche Konkurrenz.

Klos hatte schon immer mehr Schnaps im Kopf als Verstand, und der Hunger machte es schlimmer. Als die Ratten wieder durchs Stroh huschten, sprang er auf wie ein Irrer. Die Kette rasselte in seiner Hand, die Augen glänzten fiebrig.

„Euch krieg ich! Euch kleine Bastarde! Ihr fresst unser Brot, ihr fresst unser Leben!“ brüllte er, und stolperte mitten ins Dunkel.

Er schlug um sich, die Kette zischte durch die Luft, krachte gegen Balken, gegen Wände, gegen alles außer die Ratten. Er lachte dabei, dieses schrille, betrunken-verzweifelte Lachen, das mehr nach Heulen klang.

Eine Ratte sprang ihm ans Bein, biss sich fest. Klos kreischte, torkelte, fiel ins Stroh. „Sie fressen mich! Hannes, sie fressen mich!“ Er schlug sich selbst fast die Knochen blau, während er versuchte, die Viecher abzuschütteln.

Anna stand im Schatten, ihre Lippen schmal. „Lass ihn doch, vielleicht merken sie, dass er genauso dumm ist wie sie.“

Peter griff schließlich zu, packte Klos am Kragen und riss ihn hoch, die Ratte baumelnd an seinem Bein, bis sie losließ und kreischend davonrannte.

Klos atmete keuchend, die Stirn blutig, die Augen glasig. „Ich hasse sie,“ keuchte er. „Ich hasse sie mehr als die Wachen, mehr als die Bauern, mehr als alles!“

Hannes sah ihn an, lange, mit diesem kalten, schmalen Grinsen. „Hass macht keinen Unterschied, Klos. Die Ratten fressen, weil sie Hunger haben. Genau wie wir.“

Klos schüttelte den Kopf, lachte hysterisch. „Nein, Hannes... wir sind schlimmer.“

Und in der Stille danach hörten sie wieder das Rascheln. Die Ratten waren nie besiegt.

Anna war die Einzige, die den Kopf behielt. Während Klos tobte und Peter schwieg, während Hannes grinste, als würde er in den Ratten sein Spiegelbild sehen, saß sie am Feuer und rührte in einem Topf.

„Man verjagt sie nicht mit Ketten,“ sagte sie, ohne aufzusehen. „Man vergiftet sie.“

Der Geruch, der aus dem Topf stieg, war scharf, ätzend, brannte in der Nase. Sie hatte irgendwo altes Pulver aufgetrieben, Kräuter, die mehr töteten als heilten, und rührte es in das bisschen Mehl, das sie noch hatten. „Frisst eine Ratte davon, verreckt sie. Frisst die nächste vom Kadaver, verreckt sie auch. So fällt eine nach der anderen.“

Klos starrte in den Topf, das Gesicht verzogen. „Und was, wenn einer von uns frisst?“

Anna grinste kalt. „Dann ist er wohl auch 'ne Ratte.“

Peter schwieg, doch sein Blick wanderte von Anna zum Topf, und man sah, dass er nachdachte – nicht über die Ratten, sondern über sie selbst.

Hannes lehnte sich zurück, das Messer in der Hand, das Grinsen breit. „Gift für die Ratten,“ murmelte er. „Schön. Aber sag mir, Anna... sind wir nicht selbst genau das? Wir fressen, wir klauen, wir beißen. Und wenn einer von uns verreckt, gehen die anderen über ihn her.“

Sie sah ihn an, ihre Augen schwarz und funkelnd. „Dann vergiften wir uns eben selbst. Wen kümmert’s?“

Für einen Moment war die Scheune still, nur das Knistern des Feuers und das Rascheln der Ratten.

Und Hannes dachte: Vielleicht ist das Gift längst in uns.

Der Winter biss tiefer, und selbst Peter, der Turm, bekam Risse. Er stand eines Abends draußen, während die anderen in der Scheune fluchten, tranken, stritten. Der Schnee fiel hart, peitschte ihm ins Gesicht, doch er rührte sich nicht.

Hannes trat hinaus, sah ihn dort stehen – reglos, die Schultern voller Flocken, der Atem wie Rauch. Am Boden lag eine Ratte, tot, von Peters Faust zerdrückt. Daneben eine zweite, halb im Schnee vergraben, das Maul offen, als hätte sie schreien wollen.

Peter sagte nichts, aber Hannes sah es. Seine Fäuste waren blutig, die Knöchel offen. Er hatte sie nicht getreten, nicht mit Holz erschlagen. Er hatte sie mit den Händen erwürgt, als wollte er ihnen persönlich zeigen, dass er noch stärker war.

Doch sein Blick war leer. Kein Sieg, kein Triumph. Nur diese dunkle, stille Verzweiflung.

„Sie kommen immer wieder,“ murmelte Hannes.
Peter nickte langsam. Nur dieses eine Nicken, schwer wie Stein.

Anna trat später hinaus, sah das Blut an seinen Händen, und spottete: „Der große Turm prügelt jetzt schon auf Ratten ein. Bald beißt er selbst in die Kruste.“

Peter reagierte nicht. Er stand einfach da, die Fäuste im Schnee, als müsse er sich daran erinnern, dass er noch warmes Blut in den Adern hatte.

Hannes beobachtete ihn, das Messer locker in der Hand. *Selbst der Stärkste fällt irgendwann, dachte er. Und wenn Peter fällt, dann sind wir nichts anderes als Ratten ohne Zähne.*

Der Schnee legte sich auf die Leichen der Tiere, als wollte er sie begraben. Doch sie würden wiederkommen. Immer.

Am nächsten Abend saßen sie alle wieder um das kümmerliche Feuer. Klos hustete und fluchte, Anna rührte schweigend an ihrem Gift, Peter hielt die Hände still im Schoß. Das Stroh raschelte, Rattenaugen blitzten im Schatten, überall, wo das Feuerlicht nicht reichte.

Da stand Hannes auf. Blut am Kinn vom letzten Biss ins harte Brot, die Narbe wie ein zweites Maul in seinem Gesicht. Er hob sein Messer, als wäre es ein Priesterstab, und begann zu reden.

„Seht ihr sie?“ knurrte er, zeigte ins Dunkel. „Sie fressen, sie stehlen, sie schleichen. Immer hungrig, immer dreckig, immer im Schatten. Und keiner kriegt sie tot. Schlag eine, zehn kommen nach.“

Klos lachte heiser. „Scheißviecher!“

„Scheißviecher?“ Hannes grinste breit. „Nein. Brüder. Spiegel. Wir sind nichts anderes als sie.“

Anna hob den Kopf, die Augen kalt. „Sprich weiter, Bastard.“

„Wir fressen, was wir kriegen. Wir nehmen, was nicht uns gehört. Wir gehen in die Häuser der anderen, und sie hassen uns dafür. Aber sie kriegen uns nicht tot. Sie schlagen uns, sie treten uns, sie stellen Fallen – und wir kommen wieder. Wir sind Ratten. Große, hungrige Ratten.“

Peter blickte ihn lange an, und für einen Moment zuckte es um seine Lippen – fast ein Grinsen.

Hannes trat näher ans Feuer, das Messer blitzte. „Also hört auf zu jammern, hört auf zu winseln. Seht euch an – ihr wollt Könige sein? Ihr seid Ratten. Aber Ratten, die lachen, während sie fressen. Ratten, die beißen, bis der Galgen selbst knackt.“

Es war keine Rede, es war ein Bekenntnis. Ein Fluch.

Und in der Scheune hallte das Kratzen der echten Ratten wie Applaus.

Die Nacht war still, aber nicht leer. Das Feuer glomm, die Bande hockte wie Schatten darum, jeder mit seinen eigenen Gedanken, jeder hungrig, jeder zornig. Im Dunkel raschelte es. Immer. Das Kratzen kleiner Krallen im Stroh, das leise Quieken, das Huschen im Schatten.

Hannes lag halb auf dem Rücken, das Messer in der Hand, die Augen offen. Er hörte sie kommen und gehen, sah sie im Augenwinkel. Ratten – unaufhaltsam, unbesiegbar.

Und er wusste: Es war nicht nur der Winter, der sie jagte. Es war das Leben selbst. Jeder Winter, jedes Jahr, jedes verdammte Stück Brot war ein Kampf gegen Ratten – und er war eine von ihnen.

„Wenn der Schnee schmilzt,“ murmelte er, „sind wir nicht besser. Nur größer.“ Anna sah ihn an, ihr Blick finster, aber sie widersprach nicht.

Klos lachte leise, ein heiseres, wahnsinniges Kichern. „Dann beißen wir eben härter.“

Peter schwieg, aber seine Hände zuckten im Takt, als würde er die Nager in seinen Fäusten zerdrücken.

Über ihnen kreischten die Krähen, als hätten sie schon gerochen, wer den Winter nicht überstehen würde.

Und Hannes grinste, die Zahnlücke dunkel. „Ratten sterben nicht,“ sagte er. „Sie werden nur mehr.“

Doch tief im Bauch wusste er: Dieser Winter würde sie zerreißen. Und wenn sie ihn überlebten – dann nicht als Menschen, sondern als Tiere, die gelernt hatten, den Dreck zu fressen.

Dirnen, Dämonen, Desaster

Die Spelunke glühte wie ein offenes Maul. Rauch hing in der Luft, Musik stolperte von einer Ecke zur anderen, Krüge klirrten. Aber am lautesten war das Lachen – schrill, scharf, das Lachen der Frauen.

Sie hockten überall. Auf Schößen, auf Tischen, in dunklen Ecken. Lippen rot, Haut bleich, Kleider zu dünn für den Winter. Parfüm, das mehr stank als lockte, gemischt mit Schweiß und Schnaps. Und doch war es süß genug, die Männer anzuziehen wie Fliegen.

Hannes trat ein, den Mantel offen, das Messer am Gürtel, und sofort legten sich die Augen auf ihn. „Das ist er,“ flüsterten sie. „Der Bastard. Der Räuber. Schinderhannes.“ Und dann kamen sie, wie Katzen. Fingernägel über seinen Arm, Lippen an seinem Ohr, Stimmen, die versprachen, was er längst wusste: Es war kein Trost, nur ein Handel.

Klos taumelte hinterher, die Kette klimpernd, sofort von zwei Dirnen gepackt, die ihn wie eine Geldbörse ausquetschten. Er johlte, lachte, ließ sich fallen. Anna blieb im Schatten, die Augen kalt, die Lippen schmal. Peter folgte wie immer, groß, still, unpassend zwischen all dem Lärm.

Die Frauen rochen ihn. Hannes. Sein Blut, seinen Hunger, seine Gier. Sie setzten sich auf seinen Schoß, sie zogen an seinem Mantel, sie flüsterten: „Du bist doch einer, der alles will, nicht?“

Und Hannes grinste, breit, dunkel. „Alles,“ knurrte er. „Und wenn’s mich verbrennt.“

Die Dirnen lachten. Und das Desaster nahm seinen Anfang.

Der Schnaps floss wie Regen durch ein undichtes Dach. Krüge wurden gekippt, Becher geleert, Flaschen zerbrochen. Jeder Schluck brannte in der Kehle, aber er machte warm, machte laut, machte blind.

Hannes sog ihn in sich hinein, bis die Narbe in seinem Gesicht wie Feuer glühte. Dirnen auf seinen Knien, Hände in seinem Haar, Zungen an seinem Hals. Ihre Stimmen verschwammen mit dem Grölen der Männer, mit dem Scheppern der Musik.

Klos lachte, sabberte, rutschte unter den Tisch, während zwei Frauen ihn wie einen Bären fütterten, den sie bald häuten wollten. Peter trank schweigend, doch selbst in seinen Augen glomm das Licht des Rausches. Anna saß

zurückgelehnt, den Becher in der Hand, und ihre Lippen zogen sich in ein Grinsen, das nicht zu ihrem Blick passte.

Alles vibrierte. Die Spelunke schwitzte, atmete, röchelte. Die Luft war voller Rauch, voller Schweiß, voller süßlichem Gestank von Wein und Parfüm. Männer stürzten einander lachend in die Bänke, Frauen schrien, als wäre es Lust, dabei war es nur Lärm.

Und Hannes? Er trank, er lachte, er griff nach Haut, nach Fleisch, nach allem, was greifbar war. Jeder Tropfen Schnaps spülte das Dreckige in ihm nicht weg – er machte es nur größer.

Er fühlte sich wie ein König auf einem Thron aus Weibern und Bechern. Ein König aus Rauch, Schweiß und Glas. Doch tief im Rausch pochte schon etwas anderes. Etwas Dunkleres.

Die Dämonen waren nicht fern. Sie warteten nur, bis er den nächsten Schluck nahm.

Der Schnaps war zu stark, der Rauch zu dick, das Lachen zu laut – und plötzlich begann es. Erst ein Flackern in den Kerzen, dann Schatten, die länger waren, als sie hätten sein dürfen.

Hannes blinzelte, die Augen halb im Suff, halb im Wahn. Und da waren sie: Gesichter. Keine Dirnen, keine Gäste – Tote. Männer mit aufgeschlitzten Kehlen, Frauen mit leeren Augen, Kinder, die Steine warfen. Alle, die er hinter sich gelassen hatte, saßen jetzt mit am Tisch.

Sie lachten. Nicht warm, nicht menschlich – dieses harte, kratzende Lachen, das ihm den Magen umdrehte. Einer hob einen Becher, der überlief, nicht mit Schnaps, sondern mit Blut. „Auf dich, Bastard,“ zischte er. „Du bist einer von uns.“

Hannes riss die Augen auf, griff nach dem Messer. Eine Dirne kicherte, dachte, er wolle spielen, und biss ihm ins Ohr. Doch er sah den Jungen mit der Schüssel Suppe, sah Jakob, die Finger verstümmelt, wie er neben ihr stand und grinste.

Klos lag unterm Tisch, prustete, merkte nichts. Peter starrte, als hätte er selbst etwas gesehen, doch er schwieg. Anna sah Hannes an – lange, tief – und ihre Augen verrieten, dass sie wusste, was er sah.

Die Dämonen waren keine Schatten. Sie waren in seinem Kopf, in seinem Blut, in jedem Tropfen Schnaps. Sie saßen mit am Tisch, lachten lauter als die Dirnen, lauter als die Männer.

Und Hannes lachte zurück – rau, gebrochen, fast wie ein Hund. Weil er wusste: Sie würden nie wieder verschwinden.

Anna saß mit verschränkten Armen, den Becher halb voll, und starrte auf das Schauspiel. Hannes im Rausch, Dirnen auf seinem Schoß, Hände überall. Er lachte, aber sie hörte den Bruch darin.

Die Dirnen kicherten, rieben sich an ihm, flüsterten ins Ohr: „Du bist stark, Bastard. Du bist unser König.“ Eine legte ihm die Hand an die Brust, die andere biss ihm spielerisch in die Lippe. Sie lachten, als wäre er ein Schatz. Doch Anna sah es anders: Sie lachten, weil sie wussten, dass er zahlte. Mit Münzen oder mit Blut, egal.

„Schinderhannes,“ spottete eine, „zeig uns dein Messer, nicht nur deine Zähne.“ Sie kicherte, doch Anna hörte den Hunger darin – nicht nach ihm, sondern nach dem, was er trug.

Anna trank, langsam, und ihre Augen waren kalt. Sie wusste, dass sie selbst mehr in Hannes hatte als jede von ihnen. Nicht Liebe, nicht Zärtlichkeit – nein, sie war sein Spiegel, seine Schattenseite. Sie kannte ihn, während die anderen nur seine Haut kannten.

Eine Dirne bemerkte ihren Blick und grinste frech. „Eifersüchtig, Süße?“ fragte sie, wackelte mit den Hüften, presste sich enger an Hannes.

Anna stand auf, langsam, ihre Finger glitten über den Dolch an ihrem Gürtel. Sie trat an den Tisch, beugte sich vor, ihre Lippen nah am Ohr der Frau. „Wenn du weiter so lachst,“ zischte sie, „reiße ich dir den Mund bis zu den Ohren auf.“

Die Dirne verstummte, ihre Augen wurden groß, das Kichern erstickte im Hals.

Hannes lachte noch lauter, Blut und Schnaps tropften von seinen Zähnen. „Lass sie doch, Anna. Dämonen erkennt man am Lachen.“

Anna setzte sich wieder, das Messer noch in der Hand. Und in ihrem Blick lag kein Eifersucht – nur das Wissen: Dirnen waren Dämonen. Und Dämonen fressen dich irgendwann auf.

Es begann wie immer – mit einem Wort zu viel. Ein Mann, fett, besoffen, mit den Händen an einer Dirne, warf einen schiefen Blick zu Hannes. „Der Bastard,“ lallte er, „hält sich wohl für'n König, nur weil er paar Weiber aufm Schoß hat.“

Die Dirnen kicherten, einer lachte, ein Krug kippte. Klos sprang auf, schwankend, die Kette in der Faust. „Sag's noch mal, du Schwein!“ brüllte er, doch er stolperte und riss zwei Stühle mit um.

Anna stand sofort, die Augen kalt wie Glas. Peter bewegte sich langsam, doch sein Blick war hart, als hätte er den Schlag schon gehört, bevor er kam.

Hannes grinste. Breit, blutig, verrückt. „König?“ sagte er, die Stimme rau. „Dann zeig ich euch jetzt, wie einer herrscht.“

Er stand auf, packte die Pistole, die er inzwischen immer bei sich trug, und schlug den Mann quer durchs Gesicht. Blut spritzte, Zähne flogen, der Kerl krachte auf den Tisch, die Dirne kreischte.

Das war der Funke. Sofort tobte die Spelunke. Krüge flogen, Messer blitzten, Männer schrien. Eine Bank kippte, ein Fenster splitterte, das Lachen verwandelte sich in Brüllen.

Klos schlug blind um sich, die Kette zischte durch die Luft, traf Fleisch, traf Knochen. Anna war ein Dolch im Dunkel, ihre Klinge blitzte schneller, als die Schreie folgten. Peter stand wie ein Turm, schlug nieder, was in seine Nähe kam, bis die ersten Körper auf dem Boden lagen.

Und Hannes? Hannes lachte, während er mit Pistole und Messer durch die Menge pflügte. Ein König im Chaos, ein Dämon im Fleisch.

Die Dirnen schrien, die Musik verstummte, und über allem lag das Splittern, das Grölen, das erste Gurgeln eines Sterbenden.

Das Desaster hatte begonnen – und es fraß alles.

Die Spelunke verwandelte sich in ein Schlachtfeld. Der Boden war nass von Bier und Blut, Scherben krachten unter Stiefeln, Schreie schnitten durch den Rauch. Dirnen schrien, liefen kreischend zwischen den Tischen, manche barfuß, manche mit Kleidern, die schon in Fetzen hingen.

Klos drehte sich wie ein Irrer, die Kette wirbelnd, bis sie einem Mann das Ohr abriss. Er brüllte vor Freude, taumelte, schlug weiter, als wäre er selbst der Sturm.

Anna war Präzision im Chaos – kalt, schnell. Ihre Klinge blitzte, verschwand, blitzte wieder. Männer sackten um, als hätte sie ihnen das Lachen direkt aus der Kehle geschnitten.

Peter war ein Rammbock. Kein Wort, nur Fäuste, Ellbogen, Schulter. Er krachte durch Menschen, Tische, Stühle. Jeder, der in seine Nähe kam, flog wie ein Sack Mehl zu Boden.

Und Hannes? Hannes war der Bastardkönig im Zentrum. Das Messer in der einen, die Pistole in der anderen Hand, das Grinsen blutig. Er schlug, er stach, er lachte. Ein Schuss krachte, der Rauch mischte sich mit dem Schweiß, und für einen Moment war alles still – bis das nächste Schreien begann.

Die Dirnen drängten sich an die Wände, schrien, weinten, fluchten. Manche griffen nach den Taschen der Toten, während sie noch zuckten. Dämonen in Rücken, die selbst im Chaos fraßen, was sie konnten.

Ein Tisch kippte, Feuer griff nach einem Vorhang, und der Rauch wurde dichter. Husten, Schreie, Lärm – alles vermischte sich.

Die Schenke war kein Ort mehr. Sie war ein Abgrund. Ein Desaster, das nach Blut, Schweiß und billigem Parfüm roch.

Und mittendrin stand Hannes, die Augen schwarz, die Narbe rot, und brüllte: „Das ist mein Reich!“

Der Rauch hing schwer über der Schenke. Das Feuer war gelöscht, aber die Luft stank nach verbranntem Holz, Schnaps und Blut. Überall lagen Körper – manche röchelnd, manche still. Tische zerbrochen, Stühle aufgesplittert, Krüge zertrümmert.

Die Dirnen saßen an den Wänden, das Make-up verschmiert, die Kleider nass von Tränen und Bier. Manche lachten hysterisch, andere wiegten die Toten, als wären sie Liebhaber gewesen. Dämonen im Kleid, verdammt dazu, zwischen Lust und Leid immer wieder dasselbe zu spielen.

Klos lag im Dreck, grinste blutig, die Kette an der Brust, als hätte er den Krieg gewonnen. Anna wischte ihr Messer ab, die Augen scharf, voller Gift. Peter stand wie ein Turm, Blut bis zum Ellenbogen, aber schweigend wie immer.

Und Hannes? Er saß auf einem Tisch, die Pistole locker in der Hand, das Messer am Gürtel, und grinste ins Leere. Er hörte sie, die Stimmen – die Dirnen, die Dämonen, die Toten. Sie lachten leise, irgendwo in seinem Kopf.

„So endet's immer,“ murmelte er. „Erst Haut, dann Blut, dann Feuer.“

Anna blickte auf, ihre Augen kalt. „Dirnen, Dämonen, Desaster. Alles dasselbe.“

Hannes nickte, spuckte ins Stroh, stand auf. „Und alles gehört uns.“

Doch in seinem Bauch wusste er: Jede Dirne, jeder Dämon, jedes Desaster war nur ein weiterer Schritt zum Strick. Und die Vögel würden sich freuen.

Der Tanz auf dem Markt

Der Markt von Mainz war ein eigener Organismus. Er atmete, schwitzte, stank. Fischköpfe lagen in Eimern, das Blut der Schweine tropfte von den Tischen, Käse gärte in der Sonne, Gewürze brannten in den Nasenlöchern. Stimmen schrien durcheinander: Preise, Flüche, Gebete.

Frauen drängten sich durch das Gedränge, Kinder zogen an den Rücken, Händler schlugen mit den Händen auf ihre Stände, als könnten sie so die Käufer wachklopfen. Bettler hockten in den Schatten, streckten die Knochenfinger aus, während Bäcker ihre Brötchen in den Himmel hielten, als wären sie Göttergaben.

Über allem summt das Lachen, das Geschrei, das Hämmern von Holz und Eisen. Der Markt war das Herz der Stadt – laut, stinkend, lebendig.

Klos schnüffelte in der Luft, grinste, sabberte fast. „Riecht nach Essen, Bastard.“
Anna verzog das Gesicht. „Riecht nach Dreck.“

Peter schwieg, doch sein Blick wanderte über die Menge, ruhig, wachsam.

Und Hannes? Hannes sog das Chaos ein wie Schnaps. Seine Narbe brannte, die Zahnlücke blitzte im Grinsen. „Seht ihr's?“ sagte er. „Das ist nicht nur ein Markt. Das ist eine Bühne.“

Und er wusste: Heute würde er darauf tanzen.

Sie kamen nicht schleichend, nicht heimlich. Nein – Hannes führte seine Bande mitten durch die Menge, als wären sie schon die Besitzer des verdammten Marktes.

Klos vorneweg, die Kette über der Schulter, lallend, gröhrend, stieß er zwei Kinder beiseite, die mit Kastanien spielten. Anna hinter ihm, die Augen kalt, das

Messer unsichtbar, aber bereit. Peter der Letzte, ein Turm, der schon allein Platz schaffte, weil niemand neben diesem Fels stehen wollte.

Und Hannes in der Mitte, breitbeinig, das Grinsen dunkel, die Narbe rot, die Pistole am Gürtel. Er ging nicht, er schritt. Langsam, schwer, als würde jeder Schritt den Markt ein Stück tiefer in den Boden drücken.

Die Menge spürte es sofort. Stimmen wurden leiser, Blicke schärfer. Ein paar Händler verstummten mitten im Feilschen. Frauen zogen ihre Kinder zurück, Bettler duckten sich tiefer in den Schatten. Doch keiner schrie, keiner rief nach den Wachen. Noch nicht.

„Da ist er,“ flüsterte einer. „Der Bastard.“
„Schinderhannes,“ murmelte ein anderer, als hätte er den Teufel selbst gesehen.

Und die Krähen, die über dem Markt kreisten, stießen ein schrilles Krächzen aus, als hätten sie auf dieses Schauspiel gewartet.

Hannes breitete die Arme, drehte sich einmal langsam im Kreis, und seine Stimme schnitt durch das Murmeln wie ein Messer: „Schaut her! Der König tanzt!“

Ein alter Händler stand da, mit einem Tisch voller Äpfel. Runzlige Hände, ein Gesicht so faltig wie ein vertrockneter Sack, die Stimme krächzend wie ein Rabe. „Frische Ware! Rot wie Blut! Nur zwei Kupfer das Stück!“

Hannes ging direkt auf ihn zu. Langsam, mit diesem Grinsen, das nie versprach, was es hielt. Der Händler wich nicht zurück. Vielleicht war er zu stolz, vielleicht zu dumm. Vielleicht dachte er, dass zwei Kupfer den Bastard nicht interessierten.

„Schönes Obst,“ murmelte Hannes, nahm einen Apfel in die Hand, drehte ihn, biss hinein. Das Knacken hallte über den Platz. Saft rann ihm über das Kinn, tropfte auf den Mantel. Er kaute, spuckte die Hälfte in den Dreck.

„Zwei Kupfer,“ wiederholte der Alte, die Stimme jetzt dünner.

Hannes grinste. „Zwei Kupfer?“ Er legte den Apfel zurück – halb angefressen, voll Speichel. „Für dich, Alter, zahl ich mit Musik.“

Er schnippte mit den Fingern, und Klos schlug die Kette einmal hart auf den Tisch. Äpfel sprangen in alle Richtungen, rollten über den Boden, Kinder griffen

danach, die Menge wich zurück. Der Alte rief, wollte sie aufhalten, doch Anna trat vor, stieß ihn grob zurück.

„Da!“ rief Hannes und lachte, laut, scharf. „Da hast du deinen Tanz, Alter! Sammel deine Früchte ein, bevor die Hunde sie fressen!“

Der Händler stolperte hinterher, während Klos johlte, Anna spottete, und Peter wie ein Schatten dahinter stand.

Die Menge starrte. Manche schauten weg, andere lachten unsicher. Aber Hannes wusste: Jetzt hatte er sie.

Der Tanz hatte begonnen.

Der erste Apfel war kaum im Dreck gelandet, da brach das Kreischen los. Kinder rissen sich um die Früchte, Frauen schrien, Händler fluchten. Einer versuchte, Hannes wegzuschubsen – ein Fehler.

Klos lachte, schlug die Kette über dessen Stand, Bretter splitterten, Käse rollte über den Boden. Ein anderer Händler sprang vor, aber Anna zog ihr Messer nur ein Stück, ließ es blitzen, und der Mann stolperte zurück, weiß wie Kalk.

„Tanz, Mainz!“ brüllte Hannes, drehte sich mitten auf dem Platz, die Arme weit, das Grinsen breit. „Tanz für deinen Bastard!“

Die Menge wich zurück, drängte sich gegen die Häuser, doch der Tumult wuchs. Ein Schwein, das an einem Stand gefesselt war, riss sich los, rannte quiekend durch die Menge, stieß einen Korb um. Brot rollte über den Boden, und sofort stürzten sich Bettler darauf, als ginge es um Gold.

Peter stieß einen Stand um, nur mit der Schulter. Der Lärm hallte über den Platz wie Donner. Fässer kippten, Bier strömte über den Boden, Kinder planschten darin, während die Erwachsenen schrien.

Und Hannes? Er lachte, hob den angefressenen Apfel vom Boden, biss wieder hinein. „Seht ihr?“ rief er mit vollem Mund. „Alles tanzt, wenn Schinderhannes die Musik spielt!“

Die Menge tobte, schwankte zwischen Angst und Raserei. Händler versuchten zu retten, was sie konnten, Frauen zogen Kinder fort, Bettler kämpften um Brot im Dreck.

Und über allem lag dieses Krächzen. Krähen, die auf dem Dachfirst saßen, flatterten, lachten mit.

Der Tanz hatte den Takt gefunden – und er war Chaos.

Ein Stein flog. Keiner wusste, von wem. Er krachte gegen Klos' Schulter, und der taumelte nur kurz – dann schlug er zurück. Die Kette zischte durch die Luft, traf einen Mann am Kopf. Ein Knacken, ein Schrei, Blut spritzte auf den Käse im Dreck.

Die Menge tobte. Einige flohen, andere griffen nach Stöcken, nach Messern, nach allem, was sie finden konnten. Ein Markt war schnell eine Schlachtbank.

Anna stand mittendrin, kalt wie Stahl, das Messer in der Faust. Sie lachte kurz, stieß es einem Händler in den Oberschenkel, dass er brüllend zusammenbrach. „Tanz, Alter!“ zischte sie, und drehte sich weiter, als wäre es ein Reigen.

Peter bewegte sich langsam, aber jeder Schlag war ein Urteil. Er packte einen, hob ihn hoch und schleuderte ihn gegen einen Stand, dass Bretter splitterten und Äpfel durch die Luft flogen.

Und Hannes? Hannes drehte sich, das Grinsen dunkel, die Pistole in der Hand. Er feuerte einen Schuss in die Luft – der Knall donnerte über den Markt, der Rauch hing wie ein Vorhang. Alles erstarrte für einen Moment, dann brach die Panik endgültig los.

Er stieß einen Mann zur Seite, rammte ihm das Messer in den Bauch, zog es wieder heraus, während Blut über den Boden spritzte. Er trat zurück, drehte sich, breitete die Arme. „Seht ihr's? Das ist mein Tanz! Blut ist mein Takt!“

Die Menge schrie, rannte, stieß sich gegenseitig nieder. Brot, Blut, Bier – alles vermischte sich auf dem Pflaster.

Und die Krähen über ihnen kreischten, flatterten tiefer, als könnten sie es kaum erwarten, die Reste des Tanzes aufzusammeln.

Das Chaos hatte seinen Höhepunkt kaum erreicht, da krachte Metall durch den Lärm. Schwere Stiefel, Kommandos, das Schnauben von Pferden. Die Stadtwachen.

Sie kamen in einer Reihe, Spieße vorgestreckt, Helme im Licht glänzend. Ihre Stimmen waren hart, die Schritte gleichmäßig – ein fremder Takt, der sich gegen Hannes' Tanz stemmte.

„Festnehmen!“ brüllte einer. „Holt den Bastard!“

Die Menge wich auseinander, bildete Gassen für die Männer in Eisen. Schreie mischten sich mit Gebeten, und plötzlich war der Markt kein Chaos mehr, sondern eine Bühne: hier die Wachen, dort Hannes und seine Bande.

Klos tobte, schwang die Kette, als könnte er ein ganzes Heer niederreißen. Ein Speer fuhr knapp an ihm vorbei, riss die Haut auf, er brüllte wie ein Tier und schlug weiter.

Anna stand tiefer im Schatten, duckte sich, stach zu, wenn ein Wachmann zu nah kam – schnell, präzise, kalt.

Peter stürmte gegen die Front, die Fäuste wie Hämmer. Jeder Schlag ließ einen Wachsoldaten taumeln, doch es waren viele, zu viele.

Und Hannes? Hannes stand mitten auf dem Platz, die Pistole in der Hand, das Messer im Gürtel. Er hob das Eisen, schoss. Ein Wachmann fiel, ein Loch in der Brust, die Menge kreischte. Ein zweiter Schuss – Pulver, Rauch, Schreie.

„TANZT!“ brüllte Hannes, lachte, während die Wachen näherkamen. „TANZT FÜR MICH!“

Die Marktstände splitterten, Spieße krachten, Blut spritzte. Es war kein Markt mehr – es war ein Schlachtfeld.

Und irgendwo über den Dächern lachten die Krähen, weil sie wussten: Der Tanz war noch lange nicht vorbei.

Der Markt war nur noch ein Schlachtfeld. Blut und Bier liefen in Rinnsalen über das Pflaster, zwischen zerbrochenen Karren und zertretenem Obst. Die Schreie waren verklungen, nur noch Stöhnen, Winseln und das Knarren der Wachen, die sich zurückzogen, blieben.

Klos lag keuchend an einem umgestürzten Fass, die Kette in der Hand, das Gesicht blutig, aber grinsend. Anna wischte sich das Messer an einem Stück Leinwand ab, ihre Augen scharf wie immer. Peter stand still, die Brust bebend, Blut tropfte von seinen Knöcheln, als hätte er es direkt aus den Körpern geschlagen.

Und Hannes? Er stand mitten im Dreck, die Pistole noch warm in der Faust, das Grinsen breit, die Zahnlücke schwarz. Er sah sich um, sog das Chaos ein wie einen Rausch.

Die Menge flüsterte schon: „Der Bastard... er tanzt auf dem Markt... Schinderhannes...“ Der Name flog durch die Luft wie Rauch, breitete sich aus wie Feuer.

Hannes hörte es, und er wusste: Das war kein Sieg. Es war ein Stempel. Mit jedem Blutstropfen, den er hier vergossen hatte, wurde er tiefer in die Stadt gebrannt. Nicht als König, nicht als Held – sondern als Narr, als Dämon, als der, der den Tod tanzt.

Er spuckte in den Staub, steckte die Pistole weg und lachte. „Sollen sie reden. Sollen sie zittern. Ich tanze weiter, bis der Strick reißt.“

Über ihnen kreischten die Krähen, flatterten tiefer, als wüssten sie: Der nächste Tanz würde schon bald gespielt.

Nächte ohne Morgen

Sie verloren die Tage. Erst war es nur der Schnaps, dann der Rauch, dann das Blut. Bald wussten sie nicht mehr, ob es Montag, Freitag oder das verdammte Ende der Welt war. Alles war Nacht. Alles war Dunkel.

Die Bande zog von Spelunke zu Spelunke, von Stall zu Stall. Überall der gleiche Gestank: kalter Rauch, Kotze, nasser Hund, billiges Parfüm. Überall die gleichen Gesichter: Dirnen mit leerem Blick, Wirte mit langen Fingern, Bauern, die zu viel getrunken hatten, um sich zu wehren.

Sie lachten, sie schlugen, sie fraßen, sie fickten – und am nächsten Tag war es, als wäre nichts gewesen. Kein Morgen, nur eine neue Nacht, die genauso stank wie die letzte.

Klos war der Erste, der das Zeitgefühl verlor. Er brüllte einmal mitten in der Schenke: „Es ist immer Nacht, Bastard! Immer Nacht! Wir wachen auf, und es ist schon wieder dunkel!“ – und er lachte, bis er umfiel.

Anna trank stiller, aber tiefer. Ihre Augen funkelten im Schatten, als könnten sie noch durch den Nebel sehen. Doch selbst sie verlor den Faden, sprach von Stunden, die es nicht gab, und Menschen, die nicht da waren.

Peter schwieg, wie immer, aber sein Schweigen war schwerer geworden. Er zählte die Nächte nicht mehr – er stand nur noch da, Fäuste bereit, als würde jede Stunde einen Feind bringen.

Und Hannes? Hannes grinste, auch wenn die Zähne bluteten. Für ihn war es kein Verlust, dass es keine Morgen mehr gab. Morgen bedeutete Warten, Ordnung, Hoffnung. Nacht bedeutete Rausch, Blut, Freiheit.

„Morgen ist für Bauern,“ knurrte er, als er mit dem Messer im Stroh lag. „Wir sind Nacht.“

Und die Bande glaubte es – weil sie nichts anderes mehr hatte.

Der Schnaps wurde ihr Kalender. Jeder Becher ein neuer Tag, jeder Krug eine neue Woche. Sie tranken nicht, um zu feiern, nicht um sich zu wärmen – sie tranken, um zu vergessen, dass draußen überhaupt noch eine Welt existierte.

Die Schenken kannten sie schon. Hannes und seine Bande brachten Münzen auf den Tresen, und sofort floss das Gift. Die Wirte zitterten, doch sie schenkten nach, immer nach, weil der Bastard mit der Narbe mehr wert war als ihre Angst.

Klos soff, bis er umfiel, sabberte, schnarchte, kotzte auf die Dielen – und bestellte den nächsten Krug, sobald er wieder atmete. Anna hielt den Becher wie eine Waffe, trank leise, aber schnell, und sah jeden an, als könnte sie im Suff mehr töten als nüchtern. Peter trank langsam, gleichmäßig, aber unaufhörlich – ein stiller Turm, der mit jedem Schluck tiefer im Schatten stand.

Und Hannes? Hannes lachte. Jeder Tropfen brannte durch ihn hindurch, spülte Schuld, Hunger, Zweifel weg – für einen Moment. Für eine Stunde. Für eine Nacht. Bis der nächste Morgen kam. Doch der kam nicht mehr. Der Rausch war der Morgen, der Mittag, der Abend.

Die Nacht war ihr Reich, und der Schnaps war ihr König.

„Sauft!“ brüllte Hannes, den Krug erhoben. „Sauft, bis die Sonne verreckt!“

Und sie taten es. Jeder Schluck ein Schnitt ins Fleisch der Vernunft, jeder Rausch ein Tanz auf der Kante.

Sie flüchteten in den Alkohol, weil alles andere schlimmer war. Doch der Rausch war kein Hafen. Er war ein Meer – und sie gingen darin unter.

Wenn der Schnaps ihn endlich niederstreckte, fand Hannes keinen Schlaf – nur Höllenbilder. Er lag im Stroh, die Pistole an der Seite, das Messer in der Faust, und trotzdem kam die Kälte von innen.

Die Toten kamen zuerst. Jakob mit der Schüssel Suppe, die Finger rot von Blut, die Augen hohl. Hinter ihm die Kinder mit Steinen, die ihn auslachten, während sie ihn trafen. Dann die Männer vom Markt, das Blut noch frisch an ihren Lippen, die Frauen aus den Spelunken, das Lachen voller Gift.

Sie standen alle um ihn herum, ihre Stimmen mischten sich, schrill, dumpf, höhnisch. „Bastard,“ flüsterten sie. „Galgenfleisch. König ohne Krone.“

Hannes schrie im Schlaf, fuhr hoch, griff nach der Pistole, schoss in die Dunkelheit. Klos lachte, dachte, er träume nur von Dirnen. Anna blickte ihn an, kalt, wissend, und sagte nichts. Peter stand stumm, als hätte er die Schatten auch gesehen.

Doch die Albträume ließen nicht los. Jede Nacht dasselbe: Gesichter, Blut, Gelächter. Und jedes Mal wachte er auf, schwitzend, fluchend, grinste dann schief, als wäre es ein Spaß. „Dämonen,“ murmelte er, „Dämonen lachen lauter als die Lebenden.“

Doch tief in sich wusste er: Die Toten waren treuer als die Lebenden. Sie ließen ihn nie allein.

Wenn die Nächte am tiefsten waren, sprach nur noch Anna. Nicht mit Lachen, nicht mit Schreierei – mit Worten wie Gift, leise, aber scharf.

Sie saß im Schatten, den Rücken an der Wand, die Beine angezogen, den Becher in der Hand. Ihr Gesicht halb vom Feuer beleuchtet, halb von Schwärze verschluckt. Sie redete nicht viel, aber wenn, dann brannten ihre Sätze länger als jedes Messer.

„Du säufst, weil du Angst hast, Hannes,“ sagte sie, während er gerade die dritte Flasche kippte.

Er grinste, die Zahnlücke schwarz. „Angst? Ich? Ich hab nur Durst.“

„Durst nach Vergessen,“ fauchte sie. „Aber vergessen tust du nie. Du träumst nur tiefer.“

Manchmal sprach sie von sich selbst, und ihre Stimme wurde noch härter. „Ich bin wie du. Kein Morgen. Nur Nächte. Aber ich brauch keinen Traum, keinen Strick. Ich hab nur mein Messer – und das reicht.“

Die Dirnen mochten Hannes berühren, mochten ihn König nennen. Aber Anna war der Spiegel, der ihm zeigte, was er wirklich war: ein Hund im Dreck, der lachte, während er biss.

Klos hörte ihr selten zu, lallte nur. Peter schwieg, doch seine Augen verrieten, dass er jedes Wort hörte.

Und Hannes? Er trank, grinste, spuckte ins Feuer. Doch in seinem Bauch nagte es. Anna sprach keine Lügen. Sie sprach die Dunkelheit aus, die er nicht zugeben wollte.

Und manchmal, wenn sie ihn zu lange ansah, dachte er: Vielleicht ist sie mein Strick, nicht der Galgen.

Klos war nie mehr als ein Hund im Dreck, aber in diesen Nächten wurde er ein kaputter Hund. Der Schnaps fraß ihn von innen, der Hunger nagte von außen, und bald war von ihm nur noch ein sabberndes Wrack übrig.

Er soff, bis er nicht mehr stehen konnte, kotzte auf die Dielen, wischte sich das Maul mit dem Ärmel und bestellte den nächsten Krug. Sein Gesicht war aufgedunsen, die Augen rot, die Hände zitterten wie Blätter im Wind. Doch wenn jemand lachte, lachte er lauter, gröhnte, als könnte er sich damit gegen die Nacht stemmen.

Einmal fiel er mitten in der Spelunke um, der Kopf krachte auf einen Tisch, Blut lief ihm über die Stirn. Die Dirnen kreischten, ein paar Bauern traten ihn beiseite wie einen Sack Kartoffeln. Hannes grinste, half ihm nicht hoch. Anna sah zu, kalt, schweigend. Nur Peter hob ihn auf, trug ihn hinaus wie einen Sack.

„Ich sterb nich’,“ lallte Klos, als er im Dreck lag, das Blut mit dem Schnaps vermischt. „Ich sauf euch alle unter den Tisch. Ich sauf den Tod selbst weg.“

Aber sein Atem rasselte, seine Hände griffen ins Leere, als suchten sie nach Halt, den er längst verloren hatte.

Hannes stand über ihm, die Pistole locker in der Hand, das Grinsen schmal. „Vielleicht frisst dich der Tod im Suff, Klos. Und dann lachst du nicht mehr.“

Doch Klos lachte – blutig, kotzend, winselnd. Ein Hund, der lachte, während er starb.

Und keiner wusste, ob er die nächste Nacht überhaupt noch sehen würde.

Peter hatte wochenlang kaum mehr als ein Knurren von sich gegeben. Er stand, er schlug, er trank – doch seine Stimme blieb verschlossen wie eine Truhe ohne Schlüssel. Bis zu jener Nacht.

Die Bande hockte in einer Scheune, das Feuer klein, der Rauch beißend. Klos röchelte im Stroh, halb bewusstlos. Anna starrte ins Dunkel, das Messer in der Hand. Hannes trank, grinste, die Narbe glühte im Feuerschein.

Da sprach Peter. Tief, schwer, wie Steine, die vom Berg fallen.

„Wir verrecken,“ sagte er. Nur das. Drei Worte, die schwerer waren als jeder Schuss, jedes Lachen.

Hannes erstarrte, der Becher in der Hand. Anna blinzelte, als hätte sie einen Geist gesehen. Selbst Klos hob den Kopf, das Maul blutig, und flüsterte: „Hat er... geredet?“

Peter sah nicht auf, seine Fäuste lagen auf den Knien, groß, still. „Wir verrecken,“ wiederholte er. „Nicht heute. Nicht morgen. Aber bald. In einer Nacht wie dieser. Ohne Morgen.“

Die Worte hallten in der Scheune nach, schwerer als das Knistern des Feuers, lauter als das Röcheln von Klos.

Hannes grinste, schmal, dunkel. „Dann lachen wir eben, bis es so weit ist.“ Peter hob den Blick, sah ihn an – und in seinen Augen lag nichts als Wahrheit.

Die Nacht wurde kälter, und keiner sprach mehr.

Die Scheune war still, nur das Feuer knackte. Draußen schrie der Wind, als würde er die Welt selbst zerreißen. Drinnen saß die Bande, jeder in seiner eigenen Finsternis gefangen.

Klos lag im Stroh, sabberte, röchelte, lachte leise im Schlaf – als würde er selbst im Sterben noch Witze reißen. Anna starrte ins Nichts, ihre Finger spielten mit dem Messer, als wäre es die einzige Gewissheit, die sie noch hatte. Peter saß wie ein Stein, die Fäuste auf den Knien, das Gesicht hart, aber seine Worte hingen noch in der Luft wie Rauch: *Wir verrecken*.

Und Hannes? Er lag auf dem Rücken, das Messer neben sich, die Pistole am Gürtel. Die Narbe brannte, seine Augen waren offen. Er hörte die Stimmen – die Toten, die Kinder, die Dirnen, die Dämonen. Sie lachten, sie schrien, sie flüsterten. Und in jedem Laut lag dasselbe: *Kein Morgen*.

Er grinste, schmal, dunkel. „Dann tanzen wir eben in der Nacht,“ murmelte er. „Bis der Strick uns holt.“

Die Krähen draußen flatterten auf, als hätten sie es gehört, als hätten sie sich schon über die Leichen gebeugt.

Und Hannes wusste: Jede Nacht ohne Morgen war ein Schritt näher zum Galgen. Doch er liebte den Schritt – weil er nur in der Nacht König war.

Messer im Stroh

Der Winter hatte die Straßen leergefegt, die Spelunken überfüllt, die Gassen gefährlich gemacht. Also landeten sie wieder dort, wo sie immer landeten, wenn die Stadt sie satt hatte: in einer verdammten Scheune am Rand von Mainz.

Das Dach hing durch, der Wind piffte durch die Ritzen, und das Stroh war feucht und roch nach Rattenpisse. Aber es war ein Dach über dem Kopf, ein Feuer in der Ecke, und das reichte.

Klos warf sich sofort ins Stroh, als sei es eine weiche Dirne, kicherte, hustete und griff nach der Flasche. „Mein Palast!“ brüllte er, Stroh im Bart. Anna setzte sich abseits, das Messer auf den Knien, die Augen scharf wie Nadeln. Sie sprach nicht, aber ihr Blick war härter als der Frost draußen. Peter stand wie immer, den Rücken an den Balken gelehnt, die Arme verschränkt. Er schien der Einzige, der verstand, dass diese Mauern kaum Schutz boten.

Und Hannes? Er breitete den Mantel aus, legte sich halb ins Stroh, die Pistole neben sich, das Messer in Griffweite. Er grinste, obwohl die Kälte ihm die Lippen aufplatzte.

„Scheiß Zuflucht,“ murmelte er. „Aber besser als der Galgen.“

Die Scheune knackte, das Feuer knisterte, und im Rascheln des Strohs lag mehr als nur Ruhe. Es war, als ob unter jedem Halm schon ein Messer steckte, das nur darauf wartete, herausgezogen zu werden.

Das Feuer knisterte matt, warf Schatten, die länger waren als sie sollten. Klos lallte leise Lieder, die keiner verstand, während er im Stroh wühlte wie ein Tier, das sich vergraben will.

Anna sprach nicht laut, aber ihre Worte schnitten durch die Dunkelheit wie Nadeln. „Erzähl mir mal, Hannes, wie lang wir so noch weitermachen. Bis das Stroh unser Grab wird? Oder bis einer von uns dem anderen die Kehle aufschlitzt?“

Hannes grinste, blies Rauch aus der Nase. „Schneid mir die Kehle durch, wenn du’s kannst. Aber dann musst du mich auch ersetzen. Und keiner von euch hat das Maul dafür.“

Klos prustete, hustete, kicherte. „Ich hab das Maul. Ich sing, wenn du hängst.“ Er schluckte Schnaps, und das Feuer spiegelte sich in seinen glasigen Augen. „Du würdest dir selbst die Zunge abbeißen,“ spottete Anna.

Peter schwieg, aber man hörte, wie er die Fäuste ballte, das Knacken der Gelenke war lauter als jedes Wort.

Das Stroh raschelte, Ratten huschten durch, aber niemand schlug nach ihnen. Jeder war zu sehr damit beschäftigt, den anderen im Blick zu behalten.

Es war ein Flüstern in der Luft – kein Gespräch, sondern ein unausgesprochenes Wissen: In dieser Scheune war jeder Feind genauso nah wie Freund.

Und Hannes grinste nur breiter. „Das ist gut so,“ murmelte er. „Freunde schlafen ein. Feinde bleiben wach.“

Das Knistern des Feuers war kaum noch da, die Nacht lag schwer auf der Scheune. Da raschelte es im Stroh – scharf, schneller als eine Ratte. Ein Funken Metall blitzte auf.

Anna hatte das Messer schon in der Hand, bevor jemand atmete. Sie hielt es tief, nah an der Hüfte, die Klinge kurz, aber tödlich. Ihr Blick ging nicht nach draußen – er ging zu Hannes.

„Eines Tages, Bastard,“ zischte sie. „Wachst du auf, und das Stroh ist rot.“

Klos gröhlte, taumelte halb auf die Knie. „Dann halt mir was übrig, Anna! Ich will auch mal schneiden!“ Seine Finger wühlten in der Jacke, suchten nach einer Klinge, fanden nur die Kette, die rasselnd zu Boden schlug.

Peter trat nach vorn, die Fäuste schwer, der Schatten groß. Er sagte nichts – musste er auch nicht. Alle wussten: Wenn er einschlug, war es das Ende, egal wer fiel.

Und Hannes? Er grinste. Breit, blutig, voller Zähne. Er streckte die Arme aus, legte sich halb ins Stroh, als wollte er sie alle einladen. „Na los,“ murmelte er. „Wer zuerst? Messer, Kette, Fäuste – scheißegal. Ich steh wieder auf. Und wenn nicht, dann tanzt ihr auf meinem Grab.“

Das Stroh knisterte, die Luft war schwer, das Feuer spuckte Funken. Für einen Atemzug war alles still – bis eine Ratte aus der Ecke huschte, direkt zwischen Anna und Hannes durch.

Das Messer zuckte. Ein Wimpernschlag, und die Klinge steckte im Boden. Die Ratte war tot.

„Nächstes Mal bist du dran,“ flüsterte Anna, ohne die Augen von Hannes zu lösen.

Und das Stroh roch nach Blut.

Klos hatte zu viel gesehen, zu viel gesoffen, zu viel geschluckt, um noch still zu bleiben. Das Messer im Stroh, das Blut der Ratte, Annas Blick – es brachte ihn zum Kochen.

Er sprang auf, taumelnd, die Kette in der Faust, das Gesicht rot vom Schnaps und voller Speichel. „Scheiße auf Ratten!“ brüllte er. „Wir sind die Bastarde! Wir sind die Messer! Und ich schneid euch alle auf, wenn ihr weiterflüstert!“

Er wirbelte die Kette durch die Luft, so nah an Hannes, dass der Windzug ihm durchs Haar fuhr. Anna duckte sich, das Messer noch in der Hand, bereit zuzustechen. Peter trat vor, wie ein Berg, den keiner wegschieben konnte.

„Ruhig, Klos,“ sagte Hannes, die Stimme tief, das Grinsen kalt. „Leg die Kette hin, bevor du dich selbst erwürgst.“

Aber Klos lachte, dieses irre, sabbernde Lachen. „Erwürgen? Ich würg euch! Ich würg dich, Bastard!“ Er schlug mit der Kette gegen den Balken, Holz splitterte, Funken flogen.

Anna zischte: „Der Hund dreht durch.“

Peter ballte die Fäuste, doch Hannes hob die Hand. „Lass ihn. Lass ihn toben. Vielleicht merkt er dann, dass er nichts ist außer ein winselnder Köter.“

Klos' Augen flackerten, zwischen Hass, Angst und Wahnsinn. Er schwankte, die Kette drohte erneut niederzuschlagen – auf wen, war nicht klar.

Die Scheune hielt den Atem an. Das Stroh raschelte, als hätte es selbst Angst vor Blut.

Und Hannes grinste breiter. „Na los, Klos. Schlag. Zeig uns, ob du ein Mann bist – oder nur ein Hund, der bellt.“

Die Kette von Klos krachte ein zweites Mal gegen den Balken, Staub rieselte herab. Doch Anna achtete nicht mehr auf ihn. Ihr Blick hing an Hannes – scharf, hell, wie eine Klinge im Dunkel.

„Du spielst mit uns,“ zischte sie, das Messer immer noch in der Hand. „Schubst uns gegeneinander, lässt Klos toben, Peter schweigen, und ich soll die sein, die das Messer zieht. Aber weißt du was, Bastard? Ich brauch dein Spiel nicht. Ich brauch nur deinen Hals.“

Hannes grinste, breit, die Zahnlücke schwarz. „Dann komm. Schneid mir die Kehle auf. Aber wenn du's tust, Anna, dann mach's schnell. Denn wenn ich noch einen Atemzug kriege – dann lach ich dir ins Gesicht, während du zusiehst, wie alles hier verbrennt.“

Ihre Augen blitzten, ihre Finger zuckten. Für einen Moment war sie nah dran. Die Bande hielt den Atem an. Klos johlte, Peter spannte die Fäuste, das Feuer knackte, als wollte es zuschauen.

Dann lachte Anna. Hart, trocken, kalt. „Noch nicht,“ sagte sie. „Du stirbst nicht im Stroh. Du stirbst, wenn's alle sehen. Auf dem Markt, am Galgen – da will ich dabei sein.“

Hannes nickte langsam, das Grinsen blieb. „Dann sind wir uns einig.“

Die Spannung fiel nicht, sie veränderte sich nur. Kein Messer stach, kein Blut floss – aber jeder in der Scheune wusste: Zwischen Anna und Hannes lag längst ein Strick.

Und irgendwann würde einer ihn zuziehen.

Klos lallte noch immer, die Kette wild in der Hand, Anna das Messer bereit, Hannes grinsend wie ein Henker. Das Stroh knisterte, die Scheune hielt den Atem an – da bewegte sich Peter.

Er trat vor, langsam, aber jeder Schritt war wie ein Schlag. Der Schatten seiner Schultern fiel über sie alle, und auf einmal war der Raum enger, schwerer.

Ohne ein Wort packte er Klos' Arm. Nur eine Bewegung, doch die Kette rutschte sofort aus dessen Griff und schlug kraftlos ins Stroh. Klos jaulte, versuchte sich zu wehren, doch Peters Faust legte sich auf seine Brust, drückte ihn nieder, bis er keuchte wie ein Hund, dem die Luft genommen wird.

Dann wandte er sich zu Anna. Sein Blick fiel auf das Messer, und er musste nicht sprechen. Sie sah ihn an, fauchte leise – doch ihre Hand senkte sich, und die Klinge verschwand wieder im Stroh.

Hannes blieb sitzen, grinste, beobachtete nur. „Der große Turm hält uns am Leben,“ murmelte er, fast amüsiert. „Ohne dich, Peter, wären wir längst alle tot.“

Peter sah ihn an, schweigend, die Augen dunkel. Und zum ersten Mal war in diesem Blick nicht nur Stärke, sondern auch Müdigkeit. Als würde selbst er begreifen: Man kann Messer im Stroh nicht ewig niederdrücken. Irgendwann schneiden sie durch.

Klos japste, Anna schwieg, Hannes grinste.

Und Peter stand da – ein Stein, der den Sturm hielt. Doch auch Steine brechen, wenn das Feuer lange genug darunter brennt.

Die Scheune war stiller geworden, aber das Schweigen war kein Frieden. Es war das Schweigen nach einem Sturm – das Schweigen, das nur wartet, bis der nächste Schlag fällt.

Klos lag im Stroh, röchelte, sabberte, seine Finger krallten noch immer in die Luft, als hielten sie eine unsichtbare Kette. Anna saß zurückgelehnt, das Messer wieder verborgen, aber jeder wusste, wie nah es eben an Hannes' Hals gewesen war. Peter stand im Schatten, unbeweglich, die Brust schwer, als trüge er die Bande wie Steine auf den Schultern.

Und Hannes? Hannes grinste, breit, kalt, die Zahnücke schwarz. Er hatte kein Messer gezogen, kein Wort zu viel gesagt. Aber er wusste: Das Messer war schon längst gezogen, nur unsichtbar. Zwischen ihnen allen lag es, versteckt im Stroh, bereit zuzustechen, wenn die Nacht noch tiefer wurde.

Er sah sie an, einer nach dem anderen. „Ihr glaubt, das Stroh ist weich,“ murmelte er. „Aber es raschelt nur, damit wir das Messer nicht hören.“

Draußen heulte der Wind, eine Tür schlug irgendwo in der Ferne. Das Feuer knackte, die Schatten zuckten.

Und im Bauch der Scheune lag die Wahrheit: Nicht die Wachen, nicht die Galgen, nicht die Krähen würden sie zuerst holen. Es wäre einer von ihnen.

Ein Messer im Stroh – und einer würde nicht wieder aufstehen.

Der Hunger nach Ruhm

Mainz war voller Stimmen, und Hannes hörte sie alle. Nicht die Predigten der Pfaffen, nicht das Gejammer der Bettler – nein. Seinen Namen. Überall.

„Schinderhannes,“ flüsterten die Kinder, wenn sie durch die engen Gassen liefen. Sie warfen keine Steine diesmal, sie machten ihn zu einem Spiel: einer jagte, einer floh, und immer hieß der Jäger „der Bastard“.

Die Händler sprachen von ihm, während sie ihre Waren stapelten. „Pass auf, sonst kommt er und nimmt dir die Hälfte weg.“

Die Dirnen lachten über ihn, riefen zwischen ihren Kunden: „Schinderhannes tanzt besser als ihr!“

Selbst die Alten spuckten den Namen aus, als wär er Gift – doch Gift, das jeder im Maul hatte.

Hannes sog es auf wie Schnaps. Jeder Laut, jedes Flüstern war ein Bissen, den er verschlang. Nicht Brot, nicht Fleisch – Worte. Sie sättigten ihn nicht, aber sie machten ihn größer.

Anna hörte es auch. Ihre Augen wurden schmal, wenn die Leute hinter ihrem Rücken tuschelten. Peter ging stumm weiter, doch man sah, wie sich seine Schultern spannten, als trüge er nicht nur die Bande, sondern auch den Namen mit.

Klos grinste, sabberte fast. „Sie reden von uns, Bastard! Sie reden, weil sie Schiss haben!“

Und Hannes? Hannes grinste breiter, die Narbe glühte rot, die Zahnlücke blitzte.

„Sollen sie flüstern,“ murmelte er. „Bald schreien sie.“

In den Wirtshäusern war sein Name schon größer als er selbst. Er musste gar nicht mehr eintreten – die Geschichten liefen ihm voraus.

„Hast du gehört?“ gröhnte ein Bauer mit roter Nase. „Der Schinderhannes hat letzte Woche zehn Wachen alleine erschlagen! Mit bloßen Fäusten!“

Ein anderer lachte, Bier im Bart. „Bloße Fäuste? Ha! Ich hörte, er hat mit einem Blick drei Männer totgestarrt! Ein Blick, verstehst du?“

Die Dirnen kicherten, einer flüsterte: „Und die Frauen – er fickt jede, die er will, und wenn er fertig ist, tanzt sie noch drei Nächte lang!“

Das Gelächter war laut, der Schnaps floss. Und Hannes? Er saß im Schatten, den Hut tief im Gesicht, hörte zu. Jedes Wort ein Schlag ins Herz – kein Schmerz, sondern ein Rausch. Sie machten ihn größer, härter, mächtiger, als er je war.

Anna verdrehte die Augen, trank, ihr Blick spöttisch. „Lass sie reden. Am Ende glauben sie, du kannst fliegen.“

Klos schlug mit der Faust auf den Tisch, johlte: „Sollen sie! Sollen sie! Wir sind Legenden, Bastard!“

Peter schwieg, doch sein Blick lag schwer auf Hannes – als frage er stumm: *Und was, wenn sie's glauben und dich testen?*

Aber Hannes grinste nur. Breit, blutig, voller Zähne.

„Legenden hungern nicht,“ murmelte er. „Legenden fressen die Welt.“

Und im Hintergrund sang ein Betrunkener schon ein Lied über ihn – falsch, dreckig, aber laut.

Klos soff schneller, als die Krüge nachkamen, und jeder Schluck machte ihn lauter. Bald stand er auf den Bänken, die Kette um den Hals, schwankend wie ein lächerlicher König.

„Hört ihr's?“ gröhnte er, die Stimme triefend vor Schnaps. „Sie reden von Hannes, immer nur von Hannes! Aber wer lacht die Wachen aus? Wer schlägt die Händler krumm? Wer tanzt mit der Kette, bis die Köpfe platzen? Ich! Klos, der Rattenkönig!“

Die Menge lachte, einige klatschten, andere schüttelten den Kopf. Ein Kind im Eck rief: „Klos der Säufer!“ – und das Gelächter wurde noch lauter.

Klos wankte, schrie: „Ich will Ruhm! Ich will, dass sie meinen Namen singen, lauter als den von Hannes!“ Er hob die Kette hoch, als wäre sie eine Krone, und lachte, bis er kotzte. Das Bier spritzte über den Tisch, die Menge johlte.

Anna sah zu, die Lippen dünn. „Du wirst höchstens in einem Lied enden, Klos – und das singen sie lachend, wenn du verreckt bist.“

Peter schwieg, seine Augen dunkel. Er brauchte keine Worte, sein Blick allein war wie ein Urteil: *Ruhm ist nicht für dich gemacht.*

Und Hannes? Hannes grinste, sah Klos tanzen, sabbern, brüllen. „Träum, Hund,“ murmelte er. „Ruhm ist kein Becher. Er ist ein Strick. Und der hängt nicht für dich.“

Doch in Klos' Wahnsinn lag eine Wahrheit: Der Hunger nach Ruhm hatte die ganze Bande befallen – auch wenn nur einer ihn wirklich stillen wollte.

Als Klos besoffen im eigenen Erbrochenen lag und die Menge noch lachte, beugte sich Anna vor. Ihr Messer glänzte im Licht der Kerze, doch sie benutzte es nicht. Ihre Worte waren schärfer.

„Hör zu, Hannes,“ zischte sie leise, so dass nur er es hören konnte. „Dein Name wächst. In jeder Spelunke, auf jedem Markt, selbst die Kinder flüstern ihn. Aber Ruhm ist kein Brot. Er füllt dich nicht – er macht dich leerer. Er zieht dich nur näher zum Strick.“

Hannes grinste, zog an seiner Pfeife, der Rauch kringelte sich wie Schlingen um sein Gesicht. „Und? Wenn schon. Lieber sterb ich laut als leise.“

Anna schüttelte den Kopf, ihre Augen finster. „Laut sterben ist immer noch sterben. Ein König im Lied ist trotzdem nur ein Haufen Knochen.“

Für einen Moment war da Stille zwischen ihnen, so schwer wie Blei. Selbst das Grölen von Klos, das Fluchen der Bauern, das Gekicher der Dirnen schien weit weg. Nur Hannes' Grinsen und Annas kalte Stimme standen im Raum.

„Ruhm frisst dich,“ murmelte sie. „Und er frisst uns alle gleich mit.“

Hannes lehnte sich zurück, lachte heiser. „Dann sollen sie uns fressen. Aber sie sollen lange kauen.“

Anna sah ihn an, lange, unbewegt. In ihrem Blick lag kein Spott mehr – nur dieses kalte Wissen: Ruhm war schlimmer als Hunger. Denn Hunger konntest du stillen. Ruhm nie.

Peter saß im Schatten, den Becher halbvoll, die Fäuste schwer auf dem Tisch. Er sagte nichts, wie immer. Aber sein Schweigen war keine Leere – es war ein Gewicht.

Er sah Hannes an, sah Klos im Dreck, sah Anna mit dem Messer in der Hand. Und in seinem Blick lag alles, was Worte hätten sagen können.

Ruhm macht dich groß, Hannes, schien er zu sagen. Aber er macht dich auch sichtbar. Und wer sichtbar ist, ist leichter zu treffen.

Er sah, wie die Bauern lachten, wie die Dirnen tuschelten, wie der Name „Schinderhannes“ durch die Schenke ging wie ein Lied. Und er wusste: Je lauter sie sangen, desto näher rückte der Galgen.

Hannes grinste, sog die Blicke ein wie Schnaps. Klos sabberte, träumte von seinem eigenen Lied. Anna beobachtete, spottete, warnte.

Und Peter? Er schwieg. Aber seine Augen brannten. Es war kein Hass, keine Angst – es war diese stille Vorahnung, dass Ruhm nichts anderes war als ein Messer, das langsam tiefer schnitt.

Er hob den Becher, trank, stellte ihn hart ab. Kein Wort. Nur ein Blick zu Hannes – ein Blick, der sagte: *Ich seh dich. Ich weiß, wohin das führt.*

Und Hannes grinste zurück, als wollte er genau diesen Blick verschlingen.

Die Schenke tobte, Stimmen hallten, Becher klirrten. Hannes stand plötzlich auf, den Mantel offen, die Narbe wie ein roter Blitz im Gesicht. Die Pistole am Gürtel, das Messer am Tisch – aber seine Waffe war diesmal die Stimme.

„Ihr lacht, ihr flüstert, ihr singt meinen Namen,“ rief er, die Stimme schneidend. „Schinderhannes, der Bastard, der Räuber, der Teufel von Mainz! Und ihr denkt, ich sei bloß ein Schatten, der irgendwann am Galgen baumelt.“

Die Menge wurde stiller. Ein paar Dirnen kichern noch, doch die meisten hielten inne.

Hannes breitete die Arme, das Grinsen breit, die Zahnlücke schwarz. „Ich sag euch was: Ich will mehr. Ich will nicht satt sein mit Brot, nicht mit Schnaps, nicht mit Weibern. Ich will satt sein mit Ruhm. Ich will, dass ihr meinen Namen schreit, wenn ich längst tot bin. Dass die Krähen ihn krächzen, dass die Kinder ihn spielen, dass der Galgen selbst meinen Namen flüstert, wenn er einen anderen Bastard frisst.“

Ein Raunen ging durch die Schenke. Manche lachten, manche schwiegen, einer schlug auf den Tisch.

„Unsterblich!“ brüllte Hannes, die Augen schwarz. „Das will ich sein. Kein Bauer, kein Hund, kein Henker kann das nehmen. Ich will euer Lied, euer Fluch, euer Albtraum sein. Für immer!“

Klos johlte, halb kotzend, halb lachend. Anna sah ihn an, kalt, ihre Finger am Messer. Peter schwieg, doch sein Blick war schwer wie der Galgen selbst.

Und Hannes? Er lachte. Laut, roh, bis es mehr nach Husten klang als nach Freude.

Die Schenke tobte wieder, Lachen, Schreie, Gesang. Bauern klopfen sich auf die Schenkel, Dirnen kreischten, ein Fiedler fing an, eine schiefe Melodie zu spielen, die schon jetzt seinen Namen trug.

Klos lallte: „Ein Lied! Ein Lied für uns!“ und kippte rücklings in den Dreck. Anna schnaubte, starrte Hannes an, ihre Augen so scharf, dass sie schneiden konnten. Peter schwieg, aber seine Fäuste ruhten schwer auf dem Tisch – als wüsste er, dass jedes Wort, das eben gesprochen wurde, ein Gewicht war, das keiner von ihnen tragen konnte.

Und Hannes? Hannes stand im Zentrum, die Hände ausgestreckt, als würde er die ganze Schenke beherrschen. Sein Grinsen war breit, aber in seinen Augen flackerte etwas Dunkles.

Er hörte das Grölen, das Johlen, den falschen Gesang – und tief in seinem Bauch wusste er: Das war kein Ruhm. Es war ein Strick, geflochten aus Worten, Liedern und Lachen. Je lauter sie sangen, desto enger zog er sich.

Er grinste noch breiter, spuckte ins Feuer und murmelte: „Dann sollen sie den Strick schön fest drehen. Ich will sehen, wie’s klingt, wenn er reißt.“

Über der Schenke kreischten die Krähen, als hätten sie den Schlusston schon gesetzt.

Faustrecht und Flüche

Die Spelunke war vollgestopft wie ein Schwein vor der Schlacht. Bauern mit roten Gesichtern, Hände wie Schaufeln, Dirnen mit zerrissenen Kleidern und Stimmen wie rostige Nägel, Gauner mit Augen, die mehr logen als die Lippen. Überall Rauch, Schweiß, Biergeruch.

Ein Fiedler fummelte an seinen Saiten, irgendein Lied, das keiner hören wollte, weil die Stimmen lauter waren. Flüche knallten durch den Raum, wie Würfel auf den Tischen: „Hundesohn!“ – „Bastard!“ – „Scheißweib!“ Jeder Satz ein Schlag, noch bevor eine Faust geflogen war.

Klos kippte seinen Krug, die Hälfte ging daneben. „Scheiß Bier!“ gröhlte er, „ich sauf besser'n Pisse vom Hund!“ Die Leute lachten, manche spottend, manche nervös.

Anna saß im Schatten, das Messer am Oberschenkel, die Augen kalt. „Alles stinkt hier,“ murmelte sie. „Sogar das Lachen.“

Peter stand, wie immer, groß, stumm, die Arme verschränkt. Ein Turm im Chaos, der jeden Moment einstürzen konnte.

Und Hannes? Er grinste. Seine Narbe glühte im Kerzenlicht, die Zahnücke schwarz. Er sog das Grölen, das Schimpfen, das Knistern in der Luft auf wie ein Wolf, der Blut riecht.

Er wusste: Hier fehlte nur ein Funke. Und dann würde das Faustrecht sprechen – laut, roh, endgültig.

Es begann am Nachbartisch. Ein Bauer, groß wie ein Ochse, mit Händen so breit wie Schaufeln, starrte zu Hannes herüber. Seine Zunge war schon schlaff vom Bier, aber seine Stimme triefte Gift.

„Da sitzt er,“ lallte er, „der Bastard vom Hunsrück. Der große Schinderhannes. Sieht mehr aus wie'n räudiger Hund als wie'n König.“

Sein Kumpan lachte, spuckte ins Stroh. „Hund? Eher'n Schwein. Lass ihn wühlen, bis der Strick ihn packt.“

Das Gelächter war roh, scharf, zu laut. Klos sprang auf, der Krug in der Hand, Bier tropfte aus seinem Bart. „Halt's Maul, Bauer! Bevor ich dir die Zunge rausreiße und in dein Arschloch steck!“

Die Spelunke tobte, Stimmen, Lachen, Klopfen auf die Tische. Der Bauer erhob sich, schwankend, doch fest genug, um Hannes direkt anzusehen. „Na, Bastard? Bellt dein Hund für dich, oder beißt du auch selber?“

Die Luft wurde still. Anna spannte die Finger am Messer, Peter knirschte hörbar mit den Zähnen.

Hannes grinste, breit, die Narbe glühend. „Ich brauch keinen Hund,“ sagte er leise, aber schneidend. „Ich beiße selbst.“

Und dann flog die erste Faust.

Die Faust des Bauern krachte, schwer wie ein Hammer, direkt gegen Hannes' Kiefer. Sein Kopf ruckte zur Seite, Blut spritzte von der Lippe auf den Tisch. Einen Augenblick war es still – dann lachte Hannes, tief, rostig, voller Zähne.

Seine eigene Faust schlug zurück. Schnell, hart, direkt. Der Bauer taumelte, krachte über einen Hocker, Bier schwappte über den Boden. Sofort brach der Tumult los.

Ein Krug flog durch die Luft, zerschellte an der Wand. Stühle kippten, Schreie gellten. Hände griffen nach Fäusten, nach Kehlen, nach allem, was greifbar war.

Klos sprang mittenrein, die Kette schwingend, schlug zuerst einem ins Gesicht, dann auf einen Tisch, der splitternd zerbarst. „TANZT, IHR SCHWEINE!“ brüllte er, und sein Lachen war lauter als das Schreien.

Anna duckte sich unter einem Schlag hindurch, ihr Messer blitzte kurz, und der Arm eines Mannes war aufgeschlitzt, bevor er begriff, dass er getroffen war. Ihr Fluch war lauter als der Schrei des Opfers.

Peter ging voran wie ein Rammbock. Er packte zwei Männer gleichzeitig, stieß sie gegen die Wand, dass die Bretter krachten. Eine Faust nach links, eine nach rechts – zwei Körper sackten nieder, als hätten sie nie gestanden.

Und Hannes? Er stand wieder, Blut im Mund, das Grinsen schwarz. „Das ist's,“ röchelte er, während er einen Stuhlgriff packte und ihn einem ins Gesicht schlug. „Das ist unser Gesetz. Keine Richter, keine Pfaffen – nur Faust und Fluch!“

Die Spelunke tobte, jeder Schlag ein Urteil, jedes Fluchen ein Todesurteil auf Raten.

Klos war ein Berserker. Kein Hirn, nur Schnaps, Schweiß und eine Kette, die durch die Luft zischte wie ein wütender Dämon.

Er taumelte, spuckte Blut und Bier, aber seine Arme rissen im Kreis, als wolle er die ganze Spelunke niederreißen. Die Kette krachte einem Mann auf den Schädel – ein Knacken, dann ein Schrei, dann Stille. Ein anderer versuchte, ihn zu packen, doch Klos lachte, riss den Kerl zu Boden und schlug weiter, bis die Zähne über die Dielen rollten.

„ICH BIN DER KÖNIG!“ brüllte er, das Gesicht verzerrt, sabbernd, trunken. „DER KÖNIG DER RATTEN!“

Die Menge wich zurück, doch Klos kannte kein Maß. Er schlug gegen Wände, gegen Tische, gegen jeden, der nahe kam. Bier spritzte, Blut mischte sich mit Schaum, Flüche mit Gelächter.

Anna fauchte aus der Ecke: „Du bringst uns noch alle um, du besoffenes Schwein!“

„Dann lach ich dabei!“ gröhnte er, die Kette wieder schwingend.

Peter griff kurz nach ihm, wollte ihn zurückhalten, doch Klos riss sich los, sein Blick glasig, seine Bewegungen wahnsinnig. Er war kein Mann mehr, er war eine tobende Bestie, gefüttert mit Alkohol und Hass.

Und Hannes? Hannes sah es, grinste. „Lass ihn,“ murmelte er. „Jeder König braucht seinen Narren.“

Aber tief in sich wusste er: Narren im Rausch machen mehr Feinde als Freunde. Und Klos' Rausch war ein Strick, der immer enger wurde.

Während Klos kreischte und die Kette durch die Luft jagte, war Anna leise – tödlich leise. Kein Gebrüll, kein Schwanken, nur ein Messer in der Hand und Worte, die mehr schnitten als Stahl.

Ein Mann packte sie am Arm, gröhnte: „Komm her, Hure!“ – und im selben Atemzug war sein Handgelenk aufgeschlitzt. Blut spritzte über den Tisch, er schrie, und Anna lachte kalt. „Nenn mich noch einmal so, und ich schneid dir die Zunge raus.“

Sie bewegte sich zwischen den Körpern wie eine Katze. Jeder, der zu nah kam, bekam nicht nur eine Klinge, sondern auch ein Fluch. „Dreckiger Hund!“ – „Verreck, Bauer!“ – „Der Strick wartet auf euch alle!“ Ihre Stimme war Gift, ihre Augen Feuer.

Eine Dirne, die in der Ecke kicherte, bekam den Rest ihres Weins ins Gesicht geschüttet. „Lach über dich selbst, Schlampe,“ zischte Anna.

Die Männer wichen zurück, nicht nur vor ihrem Messer, sondern vor ihrer Stimme. Sie war kleiner als die meisten, aber ihre Worte machten sie groß – eine Hexe in der Schenke, die Blut als Tinte und Flüche als Feder führte.

Klos tobte, Peter schlug, Hannes grinste – doch Anna spuckte Gift. Und im Chaos war ihr Gift das Einzige, das Ordnung hatte: kalt, präzise, unvergesslich.

Während Klos tobte und Anna fluchte, war Peter still. Aber wenn er sich bewegte, bebte die ganze Spelunke.

Ein Mann stürmte auf ihn zu, ein Beil in der Hand, brüllend wie ein Ochse. Peter wich nicht aus. Er griff den Kerl an der Kehle, drückte zu, bis das Brüllen ein Röcheln wurde, und schleuderte ihn über den Tisch, dass Bretter splitterten.

Zwei andere sprangen gleichzeitig. Peter hob einfach die Arme, blockte die Schläge, als wären es Schläge von Kindern, und hämmerte seine Fäuste nieder. Ein Kiefer knackte, ein Brustkorb krachte, und die Männer lagen still.

Er sprach kein Wort. Kein Fluch, kein Brüllen, nur Atem – schwer, laut, wie das Schnauben eines Stiers. Seine Fäuste waren Sprache genug.

Die Menge wich zurück, immer da, wo Peter stand. Er war ein Turm, ein Rammbock, eine Naturgewalt, die keine Mühe kannte. Jeder Schlag war ein Urteil, jedes Krachen ein Beweis: Hier war kein Gesetz außer seiner Faust.

Anna grinste kurz, als sie ihn sah. „Unser Turm fällt nicht,“ murmelte sie. Klos gröhlte, sabberte, lachte. „Peter schlägt wie der Tod selbst!“

Und Hannes? Hannes sah ihm zu, sein Grinsen schmal, finster. *Wenn Peter irgendwann fällt, dachte er, fällt die ganze Bande.*

Und das Feuer im Raum wurde heißer, als hätten die Wände selbst Angst vor seinen Schlägen.

Die Spelunke war ein einziger Trümmerhaufen. Bier und Blut liefen über die Dielen, Tische lagen in Splintern, Stühle wie Knochen im Dreck. Männer wimmerten, Frauen kreischten, einer röchelte seinen letzten Atem aus.

Klos lag keuchend, die Kette noch in der Faust, sabbernd vor Lachen. Anna wischte ihr Messer am Rock eines Toten ab, ihre Lippen schmal, die Augen kalt. Peter stand mitten im Raum, schwer atmend, aber unerschüttert, als wäre er selbst das Gesetz, das gerade gesprochen hatte.

Und Hannes? Hannes stand auf dem Tisch, das Grinsen blutig, die Pistole locker in der Hand. Er blickte über das Chaos, über die Schreie, über die Scherben – und er lachte.

„Das ist unser Recht,“ brüllte er. „Faust und Fluch! Kein König, kein Pfaffe, kein Henker hat mehr zu sagen als wir!“

Die Menge duckte sich, niemand widersprach. Aber in der Stille nach seinem Lachen hörte man etwas anderes: das Krächzen der Krähen draußen, die schon warteten.

Anna sah ihn an, kalt. „Faustrecht endet immer mit einem Strick, Hannes.“ Peter schwieg, aber sein Blick bestätigte es. Selbst Klos hörte auf zu lachen und starrte ins Leere, als hätte er den Strick schon vor Augen.

Und tief in sich wusste Hannes: Jeder Fluch, den sie sprachen, war nur ein Probelauf. Das letzte Wort würde nicht er haben – sondern der Galgen.

Das Kichern der Toten

Es begann leise. Ein Kichern, kaum mehr als ein Kratzen im Ohr, während der Wind durch die Gassen strich. Hannes drehte sich um, die Pistole locker in der Hand, doch da war niemand. Nur Schatten, nur der Atem der Nacht.

Er ging weiter, die Stiefel im Dreck, das Feuer im Bauch. Da wieder – ein Lachen, diesmal heller, spitzer. Kinderlachen, vermischt mit Frauenstimmen, Männergrölen. Es kam von überall, von den Mauern, vom Pflaster, aus den Ritzen zwischen den Steinen.

„Bastard...“ flüsterte es. „Galgenfleisch... König ohne Krone...“ Dann wieder dieses Kichern, schrill, hart, wie Nägel über Glas.

Hannes blieb stehen, atmete schwer. Die Narbe auf seiner Wange brannte, als hätten unsichtbare Finger sie berührt. Sein Grinsen war schmal, aber brüchig. „Zeigt euch,“ knurrte er. „Kommt raus, wenn ihr noch lachen könnt.“

Doch niemand kam. Nur das Kichern, das lauter wurde, das um ihn herum wirbelte, bis er die Faust ballte und das Messer zog.

Anna trat aus dem Schatten, das Haar zerzaust, die Augen kalt. „Mit wem redest du, Hannes?“

Er sah sie an, das Messer noch in der Hand, die Lippen blutig vom Zähneknirschen. „Mit den Toten,“ murmelte er. „Und sie lachen lauter als wir.“

Das Kichern hallte weiter, unsichtbar, unaufhaltsam. Und Hannes wusste: Die Nacht gehörte nicht mehr ihm.

In der nächsten Nacht träumte Hannes – oder wachte er? Er wusste es nicht mehr. Alles war Dunkel, alles war Nacht. Und da waren sie: die Kinder von Mainz.

Nicht mehr mit runden Backen und Schmutz im Gesicht. Nein. Ihre Augen waren hohl, schwarz, ihre Münder weit offen – voller Steine. Sie lachten, schrill, gellend, und jeder Wurf war ein Schlag in seine Rippen, in seinen Kopf, in seine Brust.

„Bastard!“ schrien sie. „Galgenfleisch!“ Jeder Stein ein Wort, jedes Lachen ein Strick.

Hannes duckte sich, hob die Arme, aber es half nichts. Sie kamen von überall. Einer, kaum zehn Jahre alt, kletterte auf seine Brust, spuckte ihm einen Stein direkt ins Gesicht. Das Lachen hallte, endlos, es schnitt durch ihn hindurch wie Glas.

Er fuhr hoch, schweißnass, das Messer in der Faust. Neben ihm lag Klos, sabbernd, schnarchend, halb erstickt im eigenen Erbrochenen. Anna saß im Schatten, die Augen auf ihn gerichtet. „Schon wieder?“ fragte sie kalt.

Hannes wischte sich den Schweiß ab, die Hände zitterten, doch das Grinsen kam zurück, schmal, gebrochen. „Sie werfen immer noch.“

Anna lachte leise, hart. „Vielleicht solltest du endlich treffen.“

Doch als er die Augen schloss, hörte er es wieder. Das Kichern. Kinderstimmen, die lachten, während sie ihn langsam beerdigten.

Die Nacht danach kam mit dem Gestank von altem Parfüm. Hannes lag im Stroh, halb wach, halb betrunken, und plötzlich war der Raum voll. Dirnen, dutzendweise, die Kleider zerfetzt, die Augen schwarz wie Löcher. Sie standen um ihn, kichern, lachen, spucken.

„Na, Bastard?“ flüsterten sie, ihre Stimmen ein Chor. „Wir tanzen immer noch. Auch wenn wir längst im Dreck liegen.“

Ihre Zähne glänzten im Halbdunkel, spitz wie Messer. Sie griffen nach ihm, nicht mit Händen, sondern mit Fingern, die wie Rattenkrallen wirkten.

Zwischen ihnen standen Männer, die er verraten hatte – einer mit durchgeschnittener Kehle, einer mit gebrochenen Fingern, einer, den er im Dreck zurückgelassen hatte. Sie grinsten, als hätten sie endlich gefunden, was ihnen fehlte: sein Gesicht, sein Zittern.

Das Lachen war nicht laut. Es war scharf, trocken, höhnisch. Es fraß sich durch die Rippen, durch den Magen, bis er spürte, wie ihm die Luft knapp wurde.

„Ihr lebt nicht mehr,“ knurrte er, doch seine Stimme war schwach.
„Und du lebst zu lange,“ kreischte eine Dirne, und die anderen kicherten im Chor.

Er fuhr hoch, schweißnass, die Hand am Messergriff. Neben ihm Anna, die Augen halb geschlossen, doch wach. Sie sah ihn an, still, ohne Spott diesmal. Nur dieses kurze, kalte Wissen: Er sah Dinge, die sie nicht sah – aber sie glaubte ihm.

Hannes wischte sich das Gesicht, lachte heiser. „Die Toten lieben mich,“ murmelte er. „Sie lassen mich nicht allein.“

Und draußen, hinter den Scheunen, antworteten die Krähen mit einem heiseren Krächzen – als wären sie Teil des Chors.

Anna war nicht dumm. Sie sah, wie Hannes im Schlaf zuckte, wie er schweißnass aufschreckte, wie seine Finger das Messer suchten, noch bevor er ganz wach war. Sie sah den Wahnsinn in seinen Augen, das Lachen, das kam, wenn gar nichts zu lachen war.

„Die Toten lachen, hm?“ zischte sie eines Morgens, als er mit glasigen Augen ins Feuer starrte. „Schön für dich, Hannes. Wenigstens hat einer Spaß.“

Er grinste, blutig, die Zahnlücke schwarz. „Sie lachen über dich auch, Anna. Über dein Messer, über deine kalte Fresse. Sie lachen über uns alle.“

Sie nickte langsam, die Augen schmal. „Vielleicht. Aber weißt du, was der Unterschied ist? Ich hör sie nicht. Ich schlaf. Ich sauf. Ich töte. Aber du – du lässt sie mit dir reden. Du tanzt schon jetzt mit ihnen.“

Hannes' Lächeln gefror kurz, doch er zwang es zurück. „Und wenn? Vielleicht tanzt man besser mit Toten. Die treten wenigstens nicht daneben.“

Anna schnaubte, spuckte ins Stroh. „Du wirst verrückt, Bastard. Und wenn du fällst, fällst du nicht alleine. Du reißt uns mit. Dein Lachen, dein Ruhm, dein verdammtes Kichern – das ist der Strick, an dem wir alle hängen.“

Einen Moment war Stille. Nur das Kratzen der Ratten im Stroh, das Schnauben von Klos, der schlief wie ein Schwein.

Und dann lachte Hannes. Hart, scharf, fast wie die Toten selbst.

Anna sah ihn an – und für den Bruchteil einer Sekunde war da Angst in ihren Augen. Nicht vor dem Galgen. Vor ihm.

Es war in einer dieser Nächte, als Klos im Rausch plötzlich aufsprang. Seine Augen glasig, die Kette halb vom Hals gerutscht, taumelte er durchs Stroh wie ein Besessener.

„Hört ihr’s?!“ brüllte er, spuckte Schnapsreste. „Die lachen! Ha! Die Toten lachen mit mir!“

Er warf den Kopf in den Nacken und lachte los – schrill, heiser, so laut, dass die Ratten aus den Ecken flüchteten. Es klang nicht nach Freude. Es klang wie ein Hund, der erstickt, während er bellt.

Anna fauchte: „Halt’s Maul, Klos, du Irrer.“ Doch er hörte nicht. Er kicherte, kicherte immer höher, und dann fing er an, die Stimmen nachzuahmen. „Bastard! Galgenfleisch! Hahaha! König ohne Krone!“

Das Lachen hallte durch die Scheune, ein groteskes Echo zu Hannes’ eigenen Dämonen.

Hannes starrte ihn an, das Grinsen erstarrt, die Narbe brennend. Für einen Moment wusste er nicht: War Klos nur betrunken? Oder hörte er wirklich dasselbe?

Peter stand im Schatten, schweigend, aber seine Hände ballten sich zu Fäusten. Selbst er spürte, dass hier etwas nicht stimmte.

Klos fiel schließlich ins Stroh, keuchend, lachend, sabbernd. „Sie mögen uns, Hannes,“ lallte er. „Die Toten mögen uns. Die lachen sich tot – und wir lachen mit.“

Hannes lachte nicht. Nicht diesmal.

Das Kichern der Toten war nicht mehr nur in seinem Kopf. Jetzt war es überall.

Peter saß wie ein Fels, die Schultern breit, der Atem schwer. Um ihn herum hallte das Lachen – erst Hannes, dann Klos, dann das Echo der Stimmen, die niemand außer ihnen hörte. Doch er schwieg, seine Stirn dunkel, die Augen tief.

Er hörte die Toten nicht. Kein Kichern, kein Flüstern. Aber er spürte sie. Die Luft war schwer, kalt, dicker als Nebel. Es war, als ob jeder Atemzug ein Stück Graberde in die Lunge drückte.

Seine Hände lagen auf den Knien, und die Knöchel knackten, als er sie ballte. Nicht vor Wut – vor Wissen. Peter hatte kein Ohr für Stimmen, aber sein Körper kannte den Tod, wie ein Tier den Sturm kennt.

Anna sah ihn aus den Augenwinkeln an, das Messer in der Hand, die Lippen schmal. Sie wusste: Peter hörte nichts. Aber er glaubte Hannes. Er glaubte sogar Klos. Und das machte die Stille noch schwerer.

Hannes grinste schief, seine Zahnlücke schwarz. „Sag was, Peter,“ flüsterte er. „Sag mir, dass du sie auch hörst.“
Doch Peter schwieg. Sein Blick allein war Antwort genug: *Ich höre nichts. Aber ich weiß, dass sie hier sind.*

Das Feuer knackte, Ratten raschelten im Stroh. Und zwischen all dem blieb das Schweigen des Turms – das schwerste Geräusch von allen.

Die Nacht lag wie ein Leichentuch über der Scheune. Klos sabberte lachend im Stroh, halb bewusstlos, doch seine Kehle stieß immer noch dieses irrsinnige Kichern hervor. Anna saß wach, das Messer im Schoß, die Augen hart wie Glas. Peter stand an der Wand, reglos, die Fäuste schwer, als würde er einen unsichtbaren Gegner abwehren.

Und Hannes? Hannes lag auf dem Rücken, das Messer in der Hand, die Narbe brennend, die Augen weit offen. Er hörte es – das Lachen, das niemals endete. Mal hell wie Kinder, mal tief wie Gräber, mal scharf wie Dirnen in der Spelunke.

„Sie lachen mich aus,“ murmelte er. „Jeden Schritt, jedes Wort. Die Toten lachen lauter als die Lebenden.“

Anna sah ihn an, kalt. „Dann gewöhn dich dran. Sie hören nicht auf.“

Hannes grinste, verzerrt, die Zähne rot. „Sollen sie. Ich lach mit. Bis der Galgen sie alle verstummen lässt.“

Doch tief im Bauch wusste er: Der Galgen würde nichts verstummen lassen. Das Kichern würde mit ihm gehen, durch das Seil, durch den Ruck, bis in die Finsternis.

Und draußen, irgendwo über den Feldern, flatterten die Krähen – als wären sie schon auf dem Weg, um den Chor zu vollenden.

Gestohlene Küsse, verlorene Seelen

Die Nacht roch nach billigem Parfüm, kaltem Rauch und feuchtem Heu. In den Spelunken drängten sich Dirnen wie Katzen in der Hitze, ihre Stimmen ein Gemisch aus Lachen, Flüchen und falschem Flüstern.

Hannes und seine Bande stolperten hinein wie ein Rudel Wölfe. Münzen klirrten auf den Tresen, und sofort flogen Arme um Häse, Lippen auf Wangen, Hände unter Hemden.

Klos fiel wie immer zuerst. Er brüllte, lachte, ließ sich von zwei Frauen auf die Bänke zerren, während er sabberte wie ein Hund, der zum ersten Mal Fleisch roch. Peter stand am Rand, groß, still, doch selbst sein Blick blieb an den Frauen hängen, die an ihm vorbeistreiften, als wären sie Feuer.

Anna setzte sich in die Ecke, das Messer auf dem Tisch, die Augen kalt. Sie beobachtete, wie die Männer sich verschluckten an Haut, an Kichern, an Lust, die mehr nach Bezahlung als nach Nähe roch.

Und Hannes? Er sog es auf. Hände überall, Lippen an seinem Hals, Stimmen, die „König“ ins Ohr flüsterten, als wäre es ein Fluch. Er grinste, biss, zog, küsste, aber nichts davon war Zärtlichkeit. Es war Hunger. Nicht nach Liebe – nach Besitz.

Die Nacht der Dirnen begann wie ein Fest. Doch unter jedem Lachen lag schon das Heulen der Krähen.

Sie roch nach Schweiß, nach billigem Rosenwasser und altem Wein. Ihre Lippen waren weich, aber der Kuss, den Hannes ihr gab, war kein Kuss – es war ein Raub.

Er packte sie am Kinn, zog sie zu sich, presste seinen Mund auf ihren, bis sie keuchte. Kein Versprechen, keine Wärme, nur Hunger, Gier, Gewalt. Er küsste nicht, er nahm.

Die Dirne kicherte zuerst, doch ihr Lachen erstickte, als seine Hand in ihr Haar griff, hart, grob. „Schinderhannes,“ flüsterte sie, die Stimme dünn, „du bist kein Mann, du bist ein Strick.“

Er grinste, die Zahnlücke schwarz, die Narbe rot. „Genau,“ knurrte er, „und du bist der Hals, den ich mir hole.“ Dann biss er ihr in die Lippe, bis Blut schmeckte – süß, salzig, echt.

Im Hintergrund lachten die anderen, gröhlten, stöhnten. Klos sabberte zwischen zwei Weibern, Peter stand wie ein Schatten, und Anna starrte, ihre Augen kalt, das Messer in der Hand.

Hannes ließ die Dirne los, sein Grinsen breit, blutig. „Ein Kuss,“ sagte er, „gestohlen ist mehr wert als geschenkt.“

Die Frau wischte sich das Blut vom Mund, ihre Augen dunkel. „Dann stiehl weiter, Bastard. Aber vergiss nicht – Diebe enden immer am Galgen.“

Und für einen Moment war es still. Nur das Atmen, das Rascheln, das entfernte Kichern.

Doch Hannes lachte. Rau, heiser, bis es wie Husten klang.

Anna saß im Schatten, das Messer auf dem Tisch, die Finger ruhig, die Augen schärfer als jede Klinge. Sie sprach kein Wort, aber sie sah. Sie sah Hannes' Hände an der Dirne, seine Zähne in ihrer Lippe, das Blut, das ihm am Kinn glänzte.

Sie verzog keine Miene. Kein Schrei, kein Zorn. Nur dieses kleine, kalte Zucken um die Lippen – ein Lächeln, das so scharf war, dass es hätte schneiden können.

Als Hannes sich den Mund wischte, grinste und einen weiteren Krug verlangte, beugte sich Anna vor, ihre Stimme kaum lauter als das Flackern der Kerze. „Jeder Kuss von dir ist Gift, Hannes. Du stiehlt ihn, aber er stiehlt dich zurück.“

Er lachte, rau, mit Blut zwischen den Zähnen. „Gift macht lebendig.“ „Nein,“ fauchte sie, „Gift macht langsam tot.“

Die Dirne neben ihm wich zurück, schnalzte spöttisch mit der Zunge und griff nach den Münzen, die er auf den Tisch geworfen hatte. Für sie war es nur Handel. Für Anna war es Krieg.

Klos gröhlte im Hintergrund, Peter schwieg, doch seine Augen lagen schwer auf den beiden.

Anna lehnte sich zurück, das Messer immer noch in der Hand. Sie wusste: Hannes stahl keine Küsse. Er stahl Seelen. Und irgendwann würde er auch ihre stehlen – oder sie seine.

Und das Messer würde entscheiden, wessen Seele am Ende im Dreck lag.

Klos taumelte zwischen den Frauen wie ein dicker, besoffener Hund. Er griff nach Brüsten, nach Haaren, nach allem, was ihm vor die Finger kam. Doch so gierig seine Hände waren – sein Blick war leer, verzweifelt.

„Lieb mich,“ lallte er, die Zunge schwer, die Augen glasig. „Lieb mich, nur ein bisschen.“

Die Dirne neben ihm lachte, warf ihm Wein ins Gesicht. „Dafür zahlst du extra.“

Er lachte zurück, ein heiseres, winselndes Lachen, und griff härter zu, als könnte er Zuneigung erzwingen. Doch alles, was er bekam, war Spott und Schläge. Eine der Frauen riss sich los, verpasste ihm eine Ohrfeige, dass er taumelte. Die Menge gröhlte, lachte, jubelte über den lächerlichen Hund, der nicht mal Liebe kaufen konnte.

Klos wischte sich das Blut von der Lippe, grinste schief. „Lacht nur! Ich sauf euch alle unter den Tisch. Dann liebt ihr mich!“ Und er kippte den nächsten Krug, bis er kotzte.

Anna sah zu, ihre Augen kalt, und murmelte: „Jämmerlich.“

Peter schwieg, aber sein Blick war hart – Mitleid war für ihn kein Wort.

Und Hannes? Hannes grinste breit, biss in ein Stück Brot und spuckte es gleich wieder aus. „Klos,“ rief er, „du kriegst keine Liebe. Du kriegst höchstens den Strick. Und der passt besser um deinen Hals als jede Frau.“

Klos lachte, sabbernd, verzweifelt, und fiel wieder ins Stroh. Ein Hund, der Liebe suchte – und nur Flöhe fand.

Peter stand am Rand des Zimmers, groß, unbeweglich, die Schultern wie eine Mauer. Die Dirnen warfen ihm Blicke zu, kichernd, lockend, doch er reagierte nicht. Er trank, langsam, gleichmäßig, wie immer.

Doch Anna sah es. Sie sah, wie sein Blick an ihnen hängen blieb, länger als er wollte. Wie seine Fäuste sich ballten, nicht zum Schlagen, sondern zum Halten. Wie sein Atem tiefer wurde, wenn sie lachten.

Peter schwieg. Er schwieg immer. Aber in seinen Augen brannte etwas – ein Hunger, den er nie zeigte. Kein Hunger nach Blut, kein Hunger nach Ruhm. Nach Nähe.

Eine Dirne trat an ihn heran, strich über seinen Arm, lachte. „Der Große schweigt. Aber wenn er redet, dann im Bett, hm?“ Peter zuckte zurück, als hätte sie ihn geschlagen. Sein Blick war dunkel, seine Brust bebte, doch kein Wort kam.

Hannes grinste, spottete: „Peter, der Turm – zu groß für’n Kuss, was? Wenn du eine Frau hältst, brichst du sie entzwei.“

Die Dirnen lachten, Klos gröhnte aus dem Dreck. Anna schwieg, aber ihr Blick war scharf, voller Wissen.

Peter sah Hannes an, still, seine Fäuste hart. Für einen Moment schien er etwas sagen zu wollen. Doch er schwieg. Wie immer.

Nur seine Augen verrieten, dass er brannte. Ein Feuer ohne Flamme. Und das machte ihn gefährlicher als alle Schreie der anderen.

Es begann mit einem Schrei. Eine Dirne kreischte, weil Klos sie zu grob gepackt hatte, und plötzlich standen da drei Männer – Freier, Bauern, halb betrunken, aber mit Fäusten und Messern.

„Lasst die Frauen in Ruhe, ihr Schweine!“ brüllte einer, das Gesicht rot vor Zorn.

Hannes grinste, wischte sich den Mund, noch voll vom Blut des gestohlenen Kusses. „Frauen gehören keinem,“ knurrte er, „außer dem, der sie bezahlt. Und wir haben bezahlt.“

Der erste Schlag fiel. Ein Bauer rammte Klos die Faust ins Gesicht – und Klos lachte, sabberte Blut und Bier, griff nach seiner Kette. „JETZT TANZT!“ brüllte er, und das Eisen zischte durch den Raum.

Anna sprang auf, das Messer blitzte, schnitt einem den Arm auf, dass das Blut über den Tisch spritzte. „Scheiß Helden,“ fauchte sie. „Ihr seid schlimmer als wir.“

Peter packte den dritten, hob ihn hoch wie ein Stück Vieh und warf ihn gegen die Wand, dass die Bretter krachten. Kein Wort, nur Atem, schwer wie ein Hammer.

Die Spelunke tobte. Tische kippten, Gläser zerschellten, Frauen schrien. Und Hannes? Hannes stand mitten drin, das Grinsen breit, die Pistole in der Hand.

Er zielte nicht. Er schoss. Ein Knall, Rauch, ein Körper sackte zusammen. Das Parfüm der Dirnen mischte sich mit dem Gestank von Pulver, der süße Duft von Haut mit dem eisenharten Geruch von Blut.

„So riecht Liebe,“ lachte er. „So schmeckt sie. Teuer.“

Die Dirnen schrien, die Männer fielen, und die Krähen draußen flatterten auf, als hätten sie den Preis schon gerochen.

Die Spelunke roch nach Blut, Rauch und Rosenwasser. Die Dirnen schrien nicht mehr, sie saßen zusammengedrängt in der Ecke, die Gesichter verschmiert, die Augen voll Hass. Die Bauern lagen am Boden, einer röchelnd, zwei still.

Klos lag lachend im Dreck, die Kette über der Brust, sabbernd, halb tot vor Suff. Anna wischte ihr Messer an einem Rockzipfel ab, ihre Augen kalt, voller Gift. Peter stand, groß, schweigend, Blut an den Händen, die Brust bebend.

Und Hannes? Hannes stand im Zentrum, die Pistole noch rauchend, das Grinsen breit. Er sah die Frauen, die Männer, die Toten, und er wusste: Kein Kuss, den er je gestohlen hatte, hatte ihm mehr gegeben als das hier. Blut. Schreie. Angst.

Doch tief in sich spürte er es – jeder Kuss war nur ein Stück Seele, das er raubte. Und die Seelen waren nicht mehr die der Frauen. Es waren ihre eigenen. Klos' Seele, Anna's, Peter's, seine eigene – alle längst im Dreck verkauft.

Anna sah ihn an, ihre Stimme leise, kalt. „Gestohlene Küsse machen keine Liebe. Sie machen nur Leichen.“

Hannes grinste, aber sein Blick war leer. „Dann lieben uns die Krähen.“

Und draußen, irgendwo im Dunkel, krächzten sie – als hätten sie schon zugestimmt.

Rauch, Regen und das Knurren der Hunde

Der Himmel hing tief wie ein fauliger Sack. Regen peitschte seit Stunden, schwer, kalt, als wollte er Fleisch von Knochen schlagen. Jeder Schritt im Matsch war ein Fluch, jeder Atemzug Rauch aus dampfenden Körpern.

Das Feuer, das sie in einer Senke entzündet hatten, war längst erstickt, nur dünne Schwaden von Qualm krochen noch über den Boden. Rauch, der mehr verriet als wärmte. Rauch, der wie eine Fahne sagte: *Hier sind sie. Holt sie euch.*

Klos fluchte, rutschte, fiel in den Schlamm, stand wieder auf, das Gesicht verdreckt, die Kette schleppend wie ein Strick. „Scheiß Regen!“ rührte er. „Scheiß Himmel! Selbst Gott pisst uns an!“

Anna lachte kalt, das Messer an ihrer Hüfte, tropfnass, die Haare wie dunkle Schlangen. „Vielleicht will er uns nur sauber machen, Klos. Aber bei dir reicht kein Regen der Welt.“

Peter stapfte wortlos weiter, groß wie ein Schatten, jeder Schritt ein Schlag in den Boden. Selbst er wankte, das Wasser rann von seinen Schultern wie von einem Felsen.

Und Hannes? Hannes grinste, der Regen rann über seine Narbe, tropfte von seinen Zähnen, während er lachte. „Soll er pissen, der Himmel. Soll er uns ersäufen. Wir sind noch da. Und wir tanzen sogar im Regen.“

Doch tief im Nebel, hinter dem Prasseln, lag ein anderes Geräusch. Ein Knurren. Leise. Hart. Nicht vom Himmel. Vom Boden.

Die Hunde warteten schon.

Zwischen Regen und Wind mischte sich ein neues Geräusch. Erst dumpf, fern, kaum mehr als ein Zittern in der Luft. Dann deutlicher: ein Bellen, rau, gierig, voller Hunger.

Die Hunde.

Hannes blieb stehen, die Hand am Messer, das Grinsen breit, aber hart. „Hört ihr's?“ fragte er. „Der Tod bellt. Hat Zähne. Und er will uns fressen.“

Klos taumelte, schlug sich mit der Faust gegen die Brust. „Sollen kommen! Ich beiß zurück! Ich fress den Bastardhund!“ Doch seine Stimme zitterte, und sein Blick huschte nervös in die Schatten.

Anna spuckte in den Matsch. „Scheiß Viecher. Immer finden sie dich. Selbst im Regen, selbst im Rauch. Hunde sind schlimmer als Menschen – die riechen

Angst.“

Peter schwieg, aber seine Schultern spannten sich, und er drehte den Kopf wie ein Wolf, der den Sturm prüft. Er hörte nicht nur das Bellen. Er spürte den Rhythmus der Schritte dahinter – Männer, Wachen, mit Eisen und Stricken.

Das Knurren kam näher. Ein Brüllen, tief, voll Hass, brach durch den Wald, und sofort antworteten drei, vier, fünf Kehlen. Der ganze Wald vibrierte davon.

Der Regen rauschte, der Rauch kroch, und unter allem lag dieses Knurren.

Hannes lachte, scharf, kalt. „Sie bellen, weil sie wissen, dass wir leben. Tote stinken nicht so schön.“

Und dann griff er fester nach dem Messer, während seine Augen glühten wie Kohlen.

Der Regen hatte Klos längst zerfressen. Seine Stiefel waren voll Wasser, die Kette schleppte er nur noch hinter sich her, jeder Schritt schwer wie Blei. Sein Gesicht war bleich, die Augen rot, der Atem ein Röcheln.

Er stolperte, fiel ins nasse Stroh am Boden, schlug mit den Händen in den Matsch, als könnte er sich darin festkrallen. „Ich... kann nicht mehr,“ röchelte er, Blut im Speichel. „Sollen sie mich holen. Scheiß Hunde, scheiß Regen, scheiß alles.“

Anna trat neben ihn, kalt, das Messer an der Hüfte. „Steh auf, du Schwein. Sonst lass ich dich gleich hier – dann fressen dich die Köter, und wir sparen uns den Strick.“

Klos hob den Kopf, seine Lippen bebten, aber er grinste blutig. „Vielleicht... vielleicht lieb ich die Hunde. Die reißen wenigstens ehrlich.“

Peter packte ihn wortlos am Kragen, riss ihn hoch, als wäre er ein Sack Dreck. Er warf ihn über die Schulter, stapfte weiter, das Gewicht kaum mehr als ein Stein. Doch seine Stirn war dunkel, schwer – selbst der Turm wankte im Regen.

Hannes ging nebenher, lachte leise, hart. „Siehst du, Klos? Selbst im Dreck bist du uns zu schwer. Aber du stirbst nicht heute. Heute tanzt du weiter – ob du willst oder nicht.“

Das Knurren kam näher, das Bellen lauter, wie Trommeln im Dunkel. Klos hing auf Peters Schulter, keuchend, halbtot – und das einzige, was ihn noch am Leben hielt, war, dass die Hunde schneller fraßen als der Regen.

Der Regen klatschte ihr ins Gesicht, als hätte der Himmel selbst beschlossen, sie zu ersäufen. Tropfen wie Schläge, kalt und endlos. Der Boden war nur noch Matsch, der bei jedem Schritt an den Stiefeln sog wie eine offene Hand, die nicht losließ.

Anna stapfte weiter, das Messer an der Seite, die Haare schwer vom Wasser. Plötzlich blieb sie stehen, sah nach oben in die schwarze Decke und schrie, so laut, dass selbst die Hunde für einen Herzschlag verstummten.

„Na los, piss uns noch mehr voll, du Säufer da oben! Ist das alles, was du kannst? Regen, Schlamm und Hunde?! Schick den Blitz runter, gleich hier in meine Fresse! Oder bist du zu feige, Gott?“

Ihre Stimme zerriss die Nacht, hart, spöttisch, wütend. Jeder Laut ein Hieb gegen den Himmel selbst.

Klos hing keuchend auf Peters Schulter, doch er lachte blutig, sabbernd. „Ja, Anna! Fluch ihn! Vielleicht fällt er besoffen runter und bricht sich das Genick!“ Peter schwieg, stapfte weiter, sein Blick nach unten, schwer, als wolle er die Erde allein mit seinen Schultern tragen.

Hannes aber grinste, Wasser tropfte ihm von der Narbe. „Gott hört nicht, Anna,“ rief er heiser. „Aber der Galgen schon. Und der Galgen lacht über jeden Fluch.“

Ein Donnerschlag rollte, tief, hohl, als hätte der Himmel selbst geantwortet. Und gleich darauf bellten die Hunde wieder, lauter, näher, gieriger.

Anna spuckte in den Regen, trotzig, trotzig bis zum Ende. „Dann sollen sie uns holen, alle. Aber ich geh nicht auf Knien.“

Peter stapfte vorneweg, groß wie ein Bollwerk, das selbst der Regen nicht brechen konnte. Jeder Schritt war ein Schlag ins nasse Erdreich, tief, schwer, unbeirrt. Der Regen rann von seinen Schultern wie von einem Stein, doch sein Gesicht blieb hart, unbewegt.

Hinter ihm hing Klos wie ein nasser Sack, halb bewusstlos, röchelnd, das Gewicht eines Sterbenden. Anna lief nebenher, das Messer an der Hüfte, spottend, fluchend. Hannes grinste, das Wasser tropfte ihm von der Narbe, die Zähne blitzten weiß im Dunkel.

Doch alles lastete auf Peter. Der Regen, der Schlamm, die Hunde im Rücken, das Gewicht von Klos auf der Schulter – und mehr noch: die Bande selbst. Er war Schild und Turm zugleich. Jeder wusste, wenn er fiel, fielen sie alle.

Ein Knurren hallte durch den Wald, näher, brutaler. Ein Schatten huschte zwischen den Bäumen. Die Hunde. Peter blieb stehen, sein Atem schwer, die Fäuste wie Steine. Für einen Moment schien er alles tragen zu wollen – den Sturm, die Jagd, den Tod.

Hannes grinste schief. „Wenn sie uns holen, Turm – dann fressen sie zuerst dich.“

Peter sah ihn nur an. Kein Wort. Aber in seinem Blick lag etwas wie Trotz, wie ein Versprechen: *Dann sollen sie. Aber bis dahin frisst keiner von euch den Dreck.*

Der Regen trommelte, die Hunde bellten, und für einen Herzschlag wirkte Peter größer als der Wald selbst.

Der Regen prasselte, schwer, endlos, als wollte er die Welt ersäufen. Das Bellen kam näher, das Knurren war schon fast im Nacken. Jeder andere hätte geschwiegen, gebetet, geflucht. Aber Hannes? Hannes lachte.

Er blieb stehen, drehte sich um, die Narbe rot vom Regen, die Zähne blitzend. Er spuckte ins Dunkel, als wollte er den ganzen Wald verhöhnen. „Na los, ihr Hunde! Schnuppert! Schmeckt mich! Ich bin hier, Bastarde!“

Seine Stimme schnitt durch Regen und Wind, laut, scharf, fast wie ein Schuss. Anna fauchte: „Halt dein Maul, Hannes! Die finden uns so doppelt schnell!“ Doch er grinste nur, breit, trotzig. „Die finden uns sowieso. Aber ich will, dass sie wissen, wen sie jagen. Nicht ’nen Schatten, nicht ’nen Hasen. Mich. Schinderhannes.“

Er riss das Messer aus dem Gürtel, ließ es blitzen im schiefen Licht, das durch die Wolken brach. „Kommt! Ich tanze auch mit Hunden. Ich tanze, bis sie kreischen!“

Klos lallte über Peters Schulter, halb bewusstlos: „Tanz, Bastard... tanz...“ und röchelte ins Nasse.

Peter schwieg, doch seine Augen sagten genug – Hannes’ Trotz war Stärke und Wahnsinn zugleich.

Und so stapfte er weiter, grinsend, lachend, während die Hunde immer lauter bellten, immer näher kamen.

Der Regen schlug ins Gesicht wie Peitschenhiebe. Aber Hannes lachte zurück.

Der Wald war nur noch Dunkel und Wasser. Rauch hing schwer zwischen den Bäumen, der Regen klatschte wie Steine vom Himmel, und dazwischen das Bellen – lauter, näher, hungrig.

Die Bande schleppte sich durch den Matsch, schwer, nass, am Ende. Klos hing über Peters Schulter wie ein Sack voller Steine, röchelnd, sabbernd, halb tot. Anna spuckte in den Regen, das Messer immer griffbereit, die Augen scharf. Peter stapfte, unbeirrt, doch jeder Schritt war schwerer als der letzte.

Und Hannes? Hannes grinste, das Wasser lief ihm in die Augen, die Narbe brannte. Aber tief in seinem Bauch wusste er: Regen löscht keine Spuren. Er macht sie sichtbar. Jeder Abdruck ihrer Stiefel wurde tiefer, klarer, deutlicher. Ein Wegweiser für die Hunde, für die Männer, für den Tod.

Er blieb stehen, sah zurück in die Finsternis, hörte das Bellen, das Knurren, das Schlagen der Stiefel. „Sie kommen,“ murmelte er. „Sie kommen, und diesmal gehen sie nicht leer aus.“

Anna sah ihn an, das Gesicht kalt. „Dann hoffen wir, dass sie satt sind, bevor der Strick uns packt.“

Klos röchelte, lachte schwach. „Die fressen mich zuerst... ich schmeck nach Schnaps.“

Peter schwieg. Aber sein Atem war schwer, und in seiner Stille lag Gewissheit.

Und Hannes wusste: Der Regen war nur der Anfang. Die Hunde würden sie finden. Der Strick war schon geflochten.

Über ihnen kreischten die Krähen – und diesmal klang es nicht wie Spott. Es klang wie Hunger.

Der Durst nach Blut

Der Regen hatte sie ausgelaugt, der Matsch ihre Knochen schwer gemacht. Die Hunde bellten noch in der Ferne, doch schlimmer war der Hunger. Kein Brot, kein Fleisch, kein Tropfen Schnaps – nur Leere in den Mägen, ein Loch, das größer wurde mit jedem Schritt.

Klos wankte, die Kette schleppend, die Augen glasig. „Ich fress alles,“ keuchte er. „Hund, Ratte, Mensch, mir egal. Ich will Zähne in Fleisch schlagen.“ Anna spottete, doch ihre Stimme war rau. „Halt’s Maul, Klos. Dein Magen ist so leer, dass man dein Röcheln hört.“ Peter stapfte still, doch sein Blick war hart, seine Fäuste zuckten. Selbst er, der Turm, der immer schwieg, wirkte, als könnte er gleich die Luft prügeln, nur um das Loch in seiner Brust zu füllen.

Und Hannes? Hannes grinste, aber es war ein anderes Grinsen – schmaler, schärfer. Er fühlte das Loch im Bauch, das Loch im Kopf, das Loch in der Seele. Hunger, der kein Essen wollte, sondern Blut.

Sie erreichten das Dorf im Dunkel, ein paar armselige Hütten, Laternen, die schwach flackerten. Rauch aus Schornsteinen, der nach Suppe roch.

Hannes blieb stehen, die Zähne blitzten, die Narbe glühte rot im Feuerschein. „Da,“ knurrte er. „Unser Mahl.“

Die anderen sahen ihn an. Kein Widerspruch. Nur der Hunger, der alle gleich machte.

Und irgendwo in den Hütten, hinter dünnen Wänden, schliefen die Bauern noch. Sie wussten nicht, dass der Hunger schon an ihre Türen klopfte.

Das Dorf schlief, doch Hunger schläft nie. Hannes führte sie wie ein Schatten durch die Gassen, die Pistole locker, das Messer fest. Der Regen tropfte noch von den Dächern, der Wind heulte, aber leiser als ihre Schritte.

Eine Tür war angelehnt. Ein armseliger Stall, drinnen der Geruch von Milch, Heu, Schweiß. Ein Bauer lag zusammengerollt auf Stroh, neben ihm eine Frau, dünn wie eine Ratte.

Hannes trat hinein, ohne zu schleichen. Der Bauer fuhr hoch, wollte etwas sagen, doch das Messer war schneller. Ein Schnitt über die Kehle – kein Wort, nur ein Röcheln, dann Blut. Viel Blut, warm, spritzend, dampfend im kalten Raum.

Klos lachte, sprang vor, tauchte die Finger in das rote Nass, leckte sie ab wie ein Kind, das Zucker stiehlt. „Süß,“ rührte er. „Besser als Schnaps!“

Die Frau kreischte, sprang zurück, doch Anna war schon da. Ihre Hand packte sie am Haar, drückte das Messer an die Wange. „Still,“ zischte sie, „sonst schneid ich dich in Scheiben.“

Peter stand in der Tür, groß, unbewegt, der Schatten eines Henkers.

Und Hannes? Er stand über dem Körper, der noch zuckte, das Grinsen breit, blutig. Er kniete sich nieder, tauchte die Hand in die Lache, roch daran. „Das ist's,“ flüsterte er. „Das wärmt mehr als Feuer.“

Das erste Blut war geflossen. Kein Hunger mehr nach Brot. Ab jetzt war der Hunger größer – und er verlangte nach mehr.

Klos kniete neben dem toten Bauern, die Kette halb im Stroh, das Gesicht verzerrt vor Gier. Er tunkte die Hände in die warme Lache, schlürfte das Blut, ließ es über seinen Bart rinnen. Es tropfte auf sein Hemd, auf den Boden, und er lachte, als hätte er den besten Wein der Welt gefunden.

„Schnaps!“ gröhnte er, das Gesicht nass, die Zunge rot. „Besser als Schnaps! Wärmer! Lebendig!“

Anna verzog das Gesicht, doch sie ließ ihn. „Du frisst wie ein Hund, Klos. Ein Hund, der bald tollwütig wird.“

Klos sah sie an, die Augen glasig, die Zähne blutig. „Tollwut? Scheiß drauf! Wenn ich beiße, dann beiß ich bis zum Knochen!“

Peter stand stumm, aber selbst er wich einen Schritt zurück. Sein Blick war schwer, dunkel – selbst er fürchtete das, was da vor ihm kniete.

Und Hannes? Hannes grinste, blutig, die Narbe rot. „Trink, Hund,“ murmelte er. „Trink, bis du platzt. Vielleicht lachen die Krähen dann endlich über dich.“

Klos warf den Kopf in den Nacken, lachte, Blut spritzte von seinen Lippen. Er war kein Mensch mehr. Er war ein Tier, das das Leben selbst soff, gierig, hemmungslos.

Und in diesem Moment wussten sie alle: Es war kein Hunger mehr, was ihn trieb. Es war Rausch. Ein Durst, der nie wieder gestillt werden konnte.

Anna hielt die Frau im Griff, das Messer an der Wange, so nah, dass ein Tropfen Blut sickerte, bevor sie überhaupt zudrückte. Ihre Augen waren starr, schwarz, eiskalt.

„Schrei nicht,“ flüsterte sie. „Schrei – und ich öffne dich wie ein Sack.“

Die Frau zitterte, Tränen mischten sich mit Regen und Schmutz, doch Anna sah nichts davon. Sie war nicht grausam aus Lust, sondern aus Klarheit. Jeder Schnitt war eine Rechnung, jede Drohung ein Werkzeug.

Hannes sah sie, grinste. „Du machst’s sauberer als ich, Anna.“
Sie spuckte auf den Boden, ohne ihn anzusehen. „Du badest im Blut. Ich schneide es nur raus, wenn’s nötig ist.“

Aber selbst in ihrer Härte war etwas anders. Ihre Hand zitterte nicht, ihre Klinge war ruhig – doch ihre Lippen verzogen sich, als schmecke sie den metallischen Geschmack der Luft, als wäre auch sie vom Blut berauscht.

Klos lallte im Hintergrund, die Lippen rot verschmiert. Peter stand stumm, seine Brust hob und senkte sich schwer.

Anna presste das Messer tiefer, ein Tropfen mehr, und sie flüsterte kalt: „Alle sind wir Tiere. Manche bellen, manche lachen, manche schweigen. Ich schneid.“

Die Frau fiel ohnmächtig um, doch Anna hielt das Messer noch einen Atemzug länger an ihrer Kehle, als wollte sie den Schnitt wirklich vollenden. Dann ließ sie los.

Ihre Augen waren hart. Aber in der Härte lag ein Hunger, den sie sich selbst nicht eingestand.

Peter stand zuerst nur in der Tür, groß, schweigend, das Blut des Bauern auf den Dielen vor ihm. Doch dann kam ein anderer Mann, ein Sohn vielleicht, mit einer Mistgabel, barfuß, die Augen voller Angst und Zorn.

Peter griff ihn ab, ohne Worte. Eine Hand an der Kehle, die andere an der Gabel – und dann krachte Holz, Knochen, Atem. Ein Schrei, kurz, dumpf, abgewürgt.

Er hörte nicht auf. Der Junge hing schon leblos in seinem Griff, doch Peter schlug weiter, Faust um Faust, bis das Gesicht nur noch eine Masse war, unkenntlich, rot, tropfend. Jeder Schlag lauter, härter, wütender.

Anna sah ihn an, ihre Augen weit. Selbst Klos, der im Blut sabberte, hielt inne, sein Lachen stockte. Hannes grinste, aber es war ein anderes Grinsen – ein schmaler, dunkler, wissender Zug.

„Turm,“ murmelte er. „Der stille Turm kracht.“

Peter atmete keuchend, das Blut lief ihm über die Arme, tropfte von den Fäusten. Sein Blick war leer, tief, als hätte er sich selbst verloren.

Er ließ den Körper fallen, ein dumpfer Schlag im Stroh, das Blut spritzte. Dann stand er wieder still, wie ein Fels, als wäre nichts geschehen.

Doch in den Augen der Bande blieb das Bild. Nicht der Hund Klos, nicht der Henker Hannes, nicht die kalte Anna – sondern Peter, der Turm, der in einer einzigen Nacht mehr Blut vergoss, als Worte in seinem ganzen Leben.

Und sie alle wussten: Der Turm wankte. Und wenn er fiel, würden sie alle darunter begraben.

Hannes stand mitten in der Hütte, das Blut an seinen Händen, der Gestank von Eisen in der Nase. Der Tote zuckte noch am Boden, die Frau lag bewusstlos daneben, Klos sabberte im Rot, Anna atmete hart, Peter schwieg – und Hannes lachte.

Er lachte wie einer, der endlich gefunden hat, wonach er gesucht hatte. Kein Gold, kein Brot, kein Schnaps – Blut.

Er kniete sich neben den Bauern, tauchte die Finger in die Lache, rieb sie über seine Narbe, ließ das Rot in die Haut laufen wie eine Krönung. „Seht ihr?“ rührte er. „Das ist's! Kein König trägt Gold – nur Blut. Das ist die einzige Krone, die bleibt.“

Anna schnaubte, kalt, doch ihre Augen funkelten. Klos johlte, heiser, klatschte ins Blut wie ein Kind in Pfützen. Peter atmete schwer, sein Schweigen schwerer als jeder Schrei.

Hannes richtete sich auf, das Messer hoch, tropfend. „Sie nennen mich schon Bastard, Dieb, Galgenfleisch. Sollen sie! Ich bin mehr. Ich bin der, der trinkt, wenn alle anderen verdursten. Ich bin der, der lacht, wenn Blut der letzte Wein ist!“

Seine Stimme schnitt durch den Raum, das Grinsen war Wahnsinn, seine Zähne rot.

Und für einen Atemzug spürten alle: Hannes war kein Räuber mehr, kein Mann. Er war Hunger mit Haut.

Und Hunger hat keinen Morgen.

Die Hütte war still, bis auf das Tropfen. Blut, das von den Tischen lief, von den Fäusten tropfte, in den Boden sickerte. Klos röchelte, grinste blutig, sabberte wie ein Hund, der zu viel gefressen hatte. Anna saß im Schatten, das Messer noch feucht, die Augen scharf, aber tiefer, dunkler als sonst. Peter stand schwer atmend, die Fäuste noch rot, sein Blick leer, als würde er durch Mauern starren.

Und Hannes? Hannes stand in der Mitte, das Gesicht verschmiert, die Narbe glänzend vom Blut, das er sich selbst aufgelegt hatte wie ein Siegel. Sein Grinsen war breit, aber in seinen Augen lag etwas, das auch er nicht mehr ganz verstand – Hunger, ja. Aber Hunger ohne Ende.

Er leckte über die Lippen, schmeckte das Eisen, das Salz, das Leben. Es war kein Rausch mehr. Es war eine Sucht. Und er wusste, sie alle wussten: Einmal Blut – immer Blut.

Anna sprach leise, fast flüsternd: „Wir sind verloren.“
Peter schwieg, aber sein Schweigen war Zustimmung.
Klos lachte noch immer, halb wahnsinnig, halb tot.

Und draußen, im Regen, bellten die Hunde wieder. Lauter. Näher.

Hannes grinste, die Augen schwarz. „Sollen sie kommen. Wir sind durstig.“

Doch tief in seinem Bauch wusste er: Kein Blut der Welt würde je reichen. Der Durst war größer als er – und er würde ihn zum Galgen treiben.

Huren, Henker, Heuchler

Das Bordell stank nach altem Parfüm, nach Schweiß, nach billigem Wein und nach Tränen, die längst getrocknet waren. Kerzen flackerten in schiefen Leuchtern, das Lachen der Frauen war schrill, geübt, so falsch wie die bunten Stoffe, die ihre Haut kaum bedeckten.

Hannes trat ein wie ein König, doch die Königinnen hier hatten ihre eigenen Throne: die Betten. Die Frauen kannten ihn, manche grinsten, andere zogen die Lippen schmal zusammen. Sie wussten, was für ein Bastard er war – aber Münzen redeten lauter als Moral.

Eine Dirne, älter, mit rauer Stimme, beugte sich zu ihm. „Weißt du, Hannes,“ flüsterte sie, „die Pfaffen reden von Himmel und Hölle. Aber wir Huren kennen beides – und beides kostet extra.“

Er lachte, die Zahnlücke schwarz, das Grinsen breit. „Dann predigt ihr ehrlicher als die Kirche.“

„Ehrlicher?“ Sie lachte trocken. „Wir tun, was wir sagen. Wir verkaufen. Die Kirche verkauft nur Lügen.“

Anna saß in der Ecke, die Augen kalt, das Messer am Schenkel. Sie sah, wie Hannes sich in die Worte legte, wie er das Flüstern aufsog wie Schnaps. Klos sabberte, grinste, griff nach der nächstbesten, die ihm den Kopf wegstieß. Peter stand, groß, unbeweglich, seine Schultern wie Balken zwischen den bunten Tüchern.

Die Huren kicherten, flüsterten, fluchten. Doch in ihren Stimmen lag mehr Wahrheit als auf jedem Markt, in jeder Kanzel.

Und Hannes wusste: Hier sprachen nicht nur Frauen, die Körper verkauften. Hier sprachen Priesterinnen des Drecks. Und ihr Altar war ehrlicher als jeder Gottesacker.

Auf dem Markt, gleich neben dem Schweinestall und dem Brunnen, stand der Galgen. Schwarz, still, ein Gerüst aus Balken, das mehr Angst verströmte als ein ganzes Heer. Und darunter: der Henker.

Er war kein Dämon, kein Schlächter mit Fratze – er war ein Händler. Ein Mann mit Bauch, mit schwitzenden Händen, mit Augen, die mehr auf den Beutel an seiner Hüfte achteten als auf die Seile am Balken.

Hannes grinste, trat näher, die Narbe glühte. „Also, du bist der Hund, der die Beine wegritt, wenn wir baumeln?“

Der Henker zuckte die Achseln, kaute auf einem Stück Brot. „Hund? Nenn mich Geschäftsmann. Jeder Strick kostet. Jeder Ruck bringt Münzen. Für mich ist ein Galgen nichts anderes als ein Marktstand.“

Klos gröhnte, sabberte: „Dann gib mir’n Strick zum Mitnehmen! Ich will üben!“
Der Henker lachte heiser, schlug ihm auf die Schulter. „Zahlt genug – ich häng auch dich, Hund.“

Anna fauchte, die Augen schmal. „Du tötest nicht. Du kassierst. Andere töten sich schon selbst.“

Der Henker nickte, als wäre das das einfachste Geschäft der Welt. „Genau. Ihr macht die Arbeit. Ich sammel die Münzen.“

Peter stand schweigend daneben, doch sein Blick war finster. Ein Mann, der das Töten zum Handel machte – das war schlimmer als jedes Messer.

Und Hannes? Er lachte, laut, rau. „Dann lass uns wetten, Geschäftsmann. Wenn der Strick mich holt – bricht er eher, oder zahlt man dir doppelt?“

Der Henker grinste, die Zähne faul. „Ich kassier immer doppelt. Der Strick reißt nie.“

Die Kirche roch nach kaltem Wachs, Schimmel und Heuchelei. Die Bänke waren voll von Bauern, die mehr aus Angst als aus Glauben knieten, die Mützen in der Hand, die Köpfe gesenkt. Vorne stand der Pfaffe, fett, mit einem Goldkreuz auf der Brust, das schwerer glänzte als seine Augen.

„Sündigt nicht!“ brüllte er von der Kanzel, die Stimme hoch wie ein Marktschreier. „Haltet euch fern von Dieben, Huren und Mördern! Der Herr sieht alles!“

Hannes stand im Schatten, grinste breit, die Narbe rot. Er flüsterte so leise, dass nur Anna es hörte: „Wenn sein Herr alles sieht, dann sieht er auch den Beutel voller Münzen, den der Heilige sich hinten im Beichtstuhl versteckt.“

Und tatsächlich – als die Messe vorbei war, sahen sie, wie der Pfaffe verschwand. In die Sakristei, wo er mit einem Händler tuschelte. Gold wechselte die Hände. Ein Stück Land, eine Schuld, ein Handel. Alles unter dem Kreuz.

Anna spuckte in den Staub des Kirchbodens. „Heiliger Hund.“

Klos lallte: „Der frisst mehr Münzen als ich Schnaps.“

Peter schwieg, aber sein Blick war schwer, dunkel. Selbst er konnte sehen, dass die Worte in der Kirche weniger wogen als der Klang von klingendem Gold.

Hannes grinste, breit, die Zähne schwarz. „Da predigt einer gegen Sünde und steckt selbst tiefer drin als wir. Unterschied ist nur – er hat ein Kreuz, ich hab’n Messer.“

Und irgendwo im Dunkel hallte ein Kichern. Ob von Gott oder Teufel – das war egal. Es war das gleiche.

Klos war besoffen, die Kette schlug gegen seine Brust, während er durch die Straßen taumelte. Das Bordell, der Henker, die Kirche – er hatte alles gesehen, alles gehört, und plötzlich brach er in ein heiseres Gelächter aus, das selbst die Hunde verstummen ließ.

„Ihr redet von Sünde!“ gröhnte er, spuckte Blut und Bier. „Aber ihr seid alle gleich! Die Huren verkaufen Haut, der Henker verkauft Stricke, der Pfaffe verkauft Gott – und wir?“ Er hielt inne, sabberte, grinste breit. „Wir verkaufen Angst! Und Angst bringt immer den besten Preis!“

Die Passanten starrten ihn an, erschrocken, angewidert, doch Klos lachte weiter, bis er husten musste. Dann kippte er fast um, fing sich aber mit der Kette, schlug sie auf den Boden, dass Funken sprühten.

Anna kniff die Augen zusammen. „Du redest zu viel, Hund.“

Klos prustete, schüttelte den Kopf. „Nein, ich red die Wahrheit! Wir sind Brüder im Dreck, Schwestern im Blut. Heilige, Huren, Henker, Heuchler – alles eine Suppe! Und der Löffel ist der Galgen!“

Peter stand neben ihm, reglos, die Stirn schwer, die Augen dunkel. Hannes aber grinste, breit, finster, seine Narbe glänzte im Laternenlicht.

„Vielleicht hast du recht, Klos,“ murmelte er. „Aber nur einer von uns trinkt die Suppe warm. Die anderen ersticken drin.“

Und Klos lachte weiter, bis es mehr ein Röcheln war als ein Lachen.

Anna hatte geschwiegen, während Klos gröhnte, während Hannes grinste, während selbst der Henker Witze über Stricke machte. Doch in ihren Augen lag etwas anderes – kein Spott, kein Lachen. Etwas Härteres.

Sie stand am Rand des Markts, das Messer am Gürtel, den Blick auf die Kirche gerichtet, dann aufs Bordell, dann auf den Galgen. Drei Orte, drei Masken – und jeder stank nach demselben Dreck.

„Wir tun so, als wären wir anders,“ murmelte sie, kalt, leise. „Aber wir sind nichts anderes als die da. Der Pfaffe predigt und stiehlt. Die Hure lächelt und verkauft. Der Henker tötet und kassiert. Und wir?“ Sie sah zu Hannes, ihre Augen scharf wie die Klinge. „Wir nehmen. Wir schneiden. Wir lachen. Unterschied ist nur, dass keiner versucht, uns reinzuwaschen.“

Hannes grinste, breit. „Also sind wir ehrlicher Bastarde.“ „Ehrlich?“ Anna lachte trocken, ein Laut ohne Freude. „Wir sind Spiegel. Alles, was wir hassen, tragen wir selbst. Nur dass wir’s lauter brüllen.“

Klos sabberte, gröhlte: „Ich seh mich nicht im Spiegel, Anna. Ich seh nur’n Strick!“ und brach wieder in Lachen aus. Peter stand schweigend, die Arme verschränkt, sein Blick schwer.

Anna aber starrte weiter, das Messer in der Hand. „Vielleicht,“ murmelte sie, „sind wir die einzigen, die noch merken, dass wir längst Heuchler sind. Nur ohne Maske.“

Und in diesem Satz lag mehr Gift als in all ihren Flüchen zuvor.

Peter sagte nichts. Er sagte nie etwas, wenn die anderen spien, schrien, lachten. Doch seine Augen waren wach, und sie sahen alles.

Er sah die Huren im Bordell, wie sie lächelten mit Lippen, die längst tot waren. Er sah den Henker, wie er Münzen zählte, während er Stricke ölte. Er sah den Pfaffen, wie er das Kreuz küsste und dabei das Gold unter seinem Rock versteckte.

Und er sah die Bande. Klos sabbernd im Dreck, Anna mit kalten Worten, Hannes mit blutigem Grinsen.

In seinem Blick lag kein Urteil, kein Spott. Nur dieses stille Wissen: dass der Unterschied zwischen Henker, Hure, Heuchler und ihnen nicht im Handwerk lag, sondern nur im Preis.

Seine Fäuste ballten sich, die Knöchel weiß, die Adern dick. Nicht aus Wut – aus Verstehen. Denn Peter wusste: Das Gesetz war eine Lüge, die Moral ein Handel, die Sünde nur ein Name.

Und während die anderen redeten, lachten, fluchten, schwieg er. Doch sein Schweigen war schwerer als jedes Wort.

Hannes grinste, als hätte er es bemerkt. „Du weißt es auch, Turm, nicht wahr? Wir sind alle gleich.“

Peter blickte ihn an, stumm, unbeweglich. Und in diesem Blick lag eine Antwort, die lauter war als jedes Brüllen: *Ja. Alle gleich. Nur Hunger unterscheidet uns.*

Und dann stapfte er weiter, groß, schwer, ein Schatten, der mehr wusste als alle anderen zusammen.

Die Straßen waren leer, der Regen hatte nachgelassen, und doch hing der Gestank von Bordell, Galgen und Weihrauch noch in der Luft wie ein Fluch. Drei Orte, drei Masken – und keiner reiner als der andere.

Klos lallte, sabberte, grinste: „Alles Bastarde, hahaha! Alles dieselben Hunde!“ Dann fiel er in den Dreck, röchelnd vor Lachen.

Anna ging neben Hannes, das Messer griffbereit, ihre Augen schmal. Sie wusste: Es gab keine Grenze mehr zwischen ihnen und den anderen – nur ein anderes Kostüm.

Peter stapfte schweigend, doch seine Schultern wirkten schwerer als zuvor, als trüge er nicht nur die Bande, sondern die ganze Erkenntnis, dass es kein „richtig“ und kein „falsch“ mehr gab – nur Masken, die irgendwann fallen.

Und Hannes? Hannes grinste. Aber sein Grinsen war finsterer, schärfer. Er hatte in den Augen der Huren, des Henkers, des Pfaffen etwas gesehen: nicht Feinde. Spiegel. Jeder von ihnen war wie er – Bastarde im Geschäft des Überlebens.

Er spuckte in den Dreck, lachte rau. „Jagen tun uns nicht die Guten. Jagen tun uns nur andere Bastarde, die ihre Maske besser halten. Aber Masken reißen. Und wenn sie fallen – bleibt nur Blut.“

Über ihnen flatterten die Krähen. Sie schauten hinab auf die Stadt, auf Bordell, Kirche, Galgen – und krächzten, als hätten sie schon lange gewusst, dass alles nur ein einziges Spiel war.

Ein König ohne Krone

Die Spelunke war übervoll, der Rauch hing tief, Bier tropfte von den Tischen wie Schweiß von den Stirnen. Bauern gröhlten, Dirnen kicherten, und mittendrin stand Hannes, als hätte er die Welt im Griff.

„Der König vom Hunsrück!“ brüllte ein Bauer, der mehr Schnaps im Blut hatte als Verstand. Er schlug mit dem Krug auf den Tisch, dass der Schaum spritzte.

„Ein König aus Dreck, Blut und Eisen!“

„Ein König ohne Krone!“ rief eine Dirne, doch sie lachte dabei und schob Hannes den Becher zu.

Klos johlte, kippte sich den Rest ins Maul und taumelte über die Bänke. „Lang lebe der Bastard! Lang lebe unser König!“ Er spuckte Bier, sabberte, schlug die Kette gegen den Balken, dass Funken stoben.

Anna saß am Rand, die Beine übereinandergeschlagen, das Messer spielend in der Hand. Ihr Blick war spöttisch, kalt. Sie lachte nicht – nicht so wie die anderen. Sie sah.

Peter stand wie immer schweigend, der Schatten eines Turms im Dreck. Doch selbst er musste zusehen, wie die Menge tobte, wie Hannes' Name größer wurde als der Raum.

Und Hannes? Hannes grinste breit, das Blut in seinen Zähnen längst getrocknet, die Narbe glänzte im Licht. Er hob den Becher, und die Menge jubelte, als hätte ein König die Hand gehoben.

Doch seine Krone war nur der Lärm, sein Thron ein wackliger Tisch, sein Reich ein Raum voller Betrunkener. Und trotzdem: für einen Augenblick glaubte er, es sei echt.

Klos lag schon halb auf dem Tisch, das Gesicht voller Bier und Blut, die Kette um den Hals wie ein lächerliches Zepter. „Hoch lebe der König!“ gröhlte er, während er eine Dirne an sich zog, die ihn angewidert von sich stieß. „Und hoch lebe ich, sein Hund!“

Anna lachte hart, kalt. „Ein Hund bist du, Klos. Und der König füttert dich nur, solange du bellst. Danach bist du Aas.“

Klos fauchte, wollte aufspringen, doch stolperte, fiel wieder ins Bier, prustete lachend: „Dann fress ich die Krähen! Die sollen mich zuerst fressen!“

Peter stand daneben, schweigend, aber sein Blick war scharf wie eine Klinge. Er sah, wie Hannes sich aufspielte, wie Klos sabberte, wie Anna stichelte – und in

seinen Augen lag diese stille Erkenntnis: das hier war keine Feier, es war ein Riss.

Hannes grinste, hob den Becher, als sei er wirklich Herrscher. „Seid still, ihr Hunde. Heute feiert ihr euren König.“

„König ohne Krone,“ zischte Anna zurück, leise, doch scharf genug, dass er es hörte.

Die Menge tobte, sang, gröhnte. Doch zwischen dem Lachen lagen Flüche, zwischen den Bechern lag Groll. Die Bande feierte – und zerfetzte sich zugleich.

Und Hannes sog es auf. Denn auch Streit machte ihn größer. Ein König, den nicht nur die Welt jagte – sondern auch seine eigenen Hunde.

Hannes stand auf dem Tisch, die Stiefel im Bier, das Grinsen breit, die Narbe rot wie eine zweite Krone. Die Menge tobte, gröhnte seinen Namen, und er hob die Hände, als wolle er sie segnen.

„Ihr nennt mich König,“ rief er, die Stimme rau, aber laut genug, dass selbst die Ratten in den Balken schwiegen. „Und ihr habt recht! Ich bin euer König – nicht, weil ich Krone oder Thron habe. Sondern weil ich nehme, was ich will. Weil ich lebe, während ihr alle schon halb tot seid!“

Ein Johlen ging durch die Spelunke. Krüge wurden erhoben, einer fiel und zerbrach, Bier spritzte auf den Boden.

„Der Pfaffe predigt vom Himmel,“ fuhr Hannes fort, „der Henker kassiert für Stricke, der Fürst steckt sich die Taschen voll. Aber wer von denen trinkt mit euch? Wer von denen fickt eure Frauen, lacht in euren Kneipen, schlägt die Wachen nieder, wenn sie euch quälen?“ Er schlug sich die Faust gegen die Brust. „Ich! Schinderhannes! Euer Bastard-König!“

Klos gröhnte, sabbernd, schwang die Kette. Anna lachte nicht, doch ihre Augen funkelten gefährlich. Peter stand reglos, sein Schweigen schwerer als der Jubel.

Hannes breitete die Arme aus, die Pistole in der einen, den Becher in der anderen. „Mein Reich ist der Dreck, mein Thron der Tisch, meine Krone das Blut. Und ich schwöre euch: Solange ich lebe, lebt ihr lauter als alle Fürsten zusammen!“

Die Spelunke brach aus, ein Lärm wie Donner. Und Hannes sog ihn auf wie ein König, der für einen Herzschlag glaubte, wirklich einer zu sein.

Später, als der Lärm der Spelunke sich in dumpfes Grölen verwandelte, stolperte Hannes in ein Hinterzimmer. Der Wein tropfte ihm noch von den Lippen, das Blut klebte an den Stiefeln, doch er lachte nicht mehr.

An der Wand hing ein alter Spiegel, blind, gesprungen. Er trat davor, das Grinsen eingefroren. Das Gesicht, das ihm entgegenstarrte, war kein König. Es war ein Bastard mit Narbe, rotgeschwollenen Augen und Zähnen, die aussahen wie ein Haufen Steine in verrottetem Fleisch.

Er starrte, lange, das Messer locker in der Hand. „König,“ flüsterte er, und der Spiegel zeigte nur einen Hund im Dreck. Er tippte sich die Klinge gegen die Schläfe, lachte heiser. „Krone aus Blut... Thron aus Lügen.“

Hinter ihm hustete jemand, eine Dirne, die den Kopf zur Tür hereinschob. „Du redest mit deinem Spiegel, Hannes?“

Er grinste, aber seine Augen waren leer. „Ein König muss manchmal mit seinen Untertanen reden.“

Sie lachte hart, schüttelte den Kopf und verschwand wieder.

Er blieb zurück. Alle nannten ihn König, aber nur der Spiegel sprach die Wahrheit: Er war nichts als ein Bastard, dem das Blut die Stirn zierte wie eine Krone, die jeder Moment verrutschen konnte.

Und draußen, im Lärm, sangen sie sein Lied, während er ins Glas starrte und das Gesicht sah, das schon längst am Strick hing.

Hannes kam zurück in den Schankraum, das Grinsen wieder breit aufgesetzt, die Schultern wie ein Herrscher. Doch Anna sah sofort, dass sein Blick noch im Spiegel hing.

Sie saß am Tisch, das Messer spielend zwischen den Fingern, die Augen kalt. Als er sich neben sie setzte, beugte sie sich vor, ihre Stimme leise, aber scharf wie Glas.

„König?“ zischte sie. „Du bist kein König, Hannes. Du bist ein Bastard auf Zeit. Dein Reich sind Bauern, die zu viel saufen. Deine Krone ist Blut, das morgen weggespült ist. Dein Thron ist ein Tisch, der bei jedem Stoß wackelt.“

Er grinste, aber es war ein Grinsen, das spannte, riss. „Und trotzdem schreien sie meinen Namen, Anna.“

Sie lachte hart, bitter. „Sie schreien, weil sie Angst haben. Nicht weil du regierst. Ein König ohne Krone ist kein König – er ist ein Narr, den sie bejubeln, bis der Strick ihn ersetzt.“

Klos gröhlte im Hintergrund, schlug die Kette auf den Boden, als hätte er den Streit nicht verstanden. „Lang lebe der Bastard!“

Peter schwieg, doch sein Blick lag auf Hannes – schwer, dunkel, als wüsste er, dass Anna die Wahrheit mit jedem Wort tiefer ins Fleisch trieb.

Hannes sog die Luft durch die Zähne, die Narbe glühte. „Vielleicht,“ knurrte er, „aber lieber ein Narr, den sie schreien, als ein Hund, den sie vergessen.“

Anna lächelte schmal. „Vergiss eins, Hannes. Auch Narren tanzen am Galgen.“

Und ihr Blick schnitt härter als jedes Messer.

Die Bauern gröhlten, die Dirnen kicherten, die Spelunke schwankte wie ein Schiff im Sturm. Hannes stand wieder auf dem Tisch, der Becher hoch, das Grinsen breit.

„Unser König!“ brüllte einer, und die Menge johlte. Doch im gleichen Atemzug rief ein anderer, halb betrunken: „Ein König ohne Krone! Ein König im Dreck!“ – und das Gelächter brach los.

Sie lachten nicht aus Respekt, sie lachten, weil sie konnten. Sie sangen seinen Namen, aber sie verzerrten ihn, machten Spott daraus. „Schinderhannes, König der Hunde! Schinderhannes, Herr der Huren!“

Klos gröhlte lauter als alle, als verstünde er den Spott nicht. „Lang lebe der Bastard! Lang lebe unser Hundekönig!“ Er sabberte, schwang die Kette, schlug fast einen Bauern nieder, der lachend zur Seite sprang.

Anna sah es, die Augen scharf, kalt. „Sie feiern dich, Hannes,“ murmelte sie, „aber sie lachen über dich lauter, als sie für dich schreien.“

Peter stand im Schatten, reglos, doch sein Blick war hart. Er verstand: Jubel und Hohn waren ein und dasselbe.

Hannes aber grinste, seine Zähne blitzten rot im Kerzenlicht. „Sollen sie lachen,“ knurrte er. „Ein König, über den man lacht, ist immer noch ein König. Ein Hund, den man bespuckt, bleibt ein Hund.“

Doch sein Blick flackerte – ein Funken, der verriet, dass das Lachen der Bauern tiefer schnitt als jedes Messer.

Die Spelunke stank nach Bier, Rauch und Spott. Der Jubel der Bauern schwoll an wie Donner, doch zwischen jedem Gelächter lag ein Stich, der tiefer ging als alle Messer.

Klos lag auf dem Boden, sabbernd, lachend, die Kette klirrend wie eine lächerliche Krone. Anna saß am Tisch, das Messer auf dem Schenkel, die Augen kalt – und in ihrem Blick lag das Urteil schon gesprochen. Peter stand reglos, ein Schatten, der mehr wusste, als er sagte.

Und Hannes? Hannes stand auf dem Tisch, das Grinsen breit, den Becher hoch, die Narbe rot. Doch in seinen Augen spiegelte sich etwas anderes: ein Wissen, das er nicht zugeben wollte.

Er hörte die Lieder, das Gelächter, die Rufe: „König! Bastard! Galgenfleisch!“ – alles in einem Atemzug. Und er begriff: Sie liebten ihn nicht. Sie brauchten ihn. Als Witz, als Schreckgespenst, als Lärm in ihren Nächten. Aber kein König ohne Krone bleibt König.

Er spuckte ins Feuer, lachte rau. „Soll’n sie lachen. Lachen füllt keinen Strick. Aber wenn er kommt – dann tanze ich wie ein König.“

Doch tief im Bauch, wo der Hunger immer wohnte, wusste er: Könige ohne Krone sterben nicht auf Thronen. Sie sterben am Strick, mit Spott als letztem Lied.

Und draußen, über den Dächern, flatterten die Krähen, als hätten sie den Hofstaat schon lange verlassen, um den Galgen zu bewachen.

Der Preis des Verrats

Die Scheune war kalt, der Wind zog durch die Ritzen wie ein Messer. Ein kleines Feuer glimmte in der Mitte, aber es wärmte nicht – es war nur ein rotes Auge, das sie alle musterte.

Hannes saß mit dem Rücken gegen die Wand, die Pistole neben sich, das Grinsen schmal, gefährlich. Klos lag im Stroh, halb betrunken, die Kette über dem Bauch, sabbernd, aber sein Lachen war leiser als sonst – mehr ein Zittern als ein Triumph.

Anna schärfte ihr Messer an einem Stein, langsam, böse, jeder Zug wie ein Vorwurf. Peter saß im Schatten, groß, unbewegt, aber sein Schweigen war schwerer als das Heulen des Windes.

Niemand sprach. Doch die Luft war voller Worte, unausgesprochen, scharf wie Pfeile. Jeder wusste: Der Strick zog sich enger. Die Hunde bellten irgendwo

draußen, die Wachen rückten näher, und bald würde einer reden. Einer würde die anderen verkaufen, um selbst zu leben.

Anna sah auf, ihre Augen schmal. „Es stinkt,“ murmelte sie.

„Nach was?“ knurrte Hannes.

„Nach Angst. Nach Verrat.“

Klos lachte, röchelnd, doch das Lachen blieb ihm im Hals stecken. Peter blickte ins Feuer, und das Knistern klang wie ein Urteil.

Sie waren eine Bande. Aber sie waren auch eine Schlinge, die sich selbst zuzog.

Anna ließ den Stein sinken, das Messer glitzerte matt im Schein des Feuers. Sie drehte es langsam in der Hand, als wäre es eine Münze – aber jeder wusste: bei ihr war nichts Spiel.

„Wer von euch redet zuerst?“ fragte sie leise. Kein Schrei, kein Zorn – leise, wie ein Tropfen Gift.

Klos blinzelte, sabberte, sein Lachen klang wie ein Schluckauf. „Ich red immer, Anna. Aber keiner hört mir zu.“

Sie schnitt die Luft mit der Klinge. „Nicht das Lallen, Klos. Ich meine reden, wenn der Strick winkt. Wenn die Hunde an der Tür kratzen. Wenn ein Wärter ein Stück Brot hinlegt.“

Ihre Augen wanderten zum Schatten, wo Peter saß. „Oder der da. Immer still. Still ist schlimmer als Lallen. Still frisst Geheimnisse. Still verrät, ohne ein Wort.“

Peter hob den Kopf, seine Stirn dunkel, doch er schwieg.

Hannes lachte rau, sein Grinsen breit. „Frag ruhig, Anna. Aber frag nicht zu viel. Wer zu viel fragt, will selbst nicht antworten.“

Sie beugte sich vor, ihre Stimme ein Hauch. „Ich frag, weil ich weiß, dass einer von uns schon längst verkauft ist.“

Das Feuer knackte, und im Schweigen danach hörte man draußen die Hunde bellen.

Klos wälzte sich im Stroh, der Schnaps noch schwer in den Adern, die Kette rasselnd über seine Brust. Er lachte, ein nasses, heiseres Lachen, das mehr nach Husten klang.

„Verrat? Hahaha... Ihr denkt, einer redet?“ Er wischte sich die sabbernde Lippe, die Augen glasig, funkelnd zugleich. „Ich hab schon geredet, Bastarde. In jeder

Schenke, jedem Loch. Ich gröhle euren Namen lauter als die Pfaffen ihr Vaterunser!“

Anna sprang auf, das Messer in der Hand, ihre Stimme schneidend. „Du Hund! Dein Maul ist der Strick!“

Klos hob die Hände, lachte noch lauter. „Na und? Sollen sie doch kommen! Ich schrei’s ihnen ins Gesicht: Schinderhannes! Anna mit dem Messer! Peter, der stumme Turm! Soll die ganze Welt wissen, wer wir sind!“

Hannes’ Grinsen war schmal, gefährlich. „Du schreist nicht. Du bellst. Und ein bellender Hund lockt immer den Strick.“

Klos kicherte, sabberte, rollte sich im Dreck. „Dann hängt mich! Aber vorher sauf ich noch euer Blut!“

Peter stand, die Fäuste schwer, sein Blick dunkel, als könnte er Klos mit einem einzigen Schlag zum Schweigen bringen. Doch er tat nichts. Noch nicht.

Das Lachen von Klos füllte die Scheune, bis es wie ein Kreischen klang. Und jeder wusste: Er hatte schon zu viel verraten, ohne es zu merken.

Peter saß im Schatten, groß, reglos, die Fäuste auf den Knien. Er hatte kein Wort gesagt, seit Anna die Fragen gestellt hatte. Kein Fluch, kein Lachen, nicht mal ein Husten. Nur sein Atem, schwer, gleichmäßig, wie ein Mühlrad im Dunkeln.

Das Schweigen kroch in die Knochen der anderen. Klos kicherte nervös, sabberte ins Stroh. „Seht ihr? Der Turm redet nie. Und wenn einer schon verkauft hat, dann er. Still wie’n Grab. Still wie’n Judas, der den Beutel im Sack versteckt.“

Anna starrte ihn an, kalt, scharf. „Er sitzt da wie’n Stein. Kein Blick, kein Wort. Wer schweigt, denkt. Und wer denkt, verrät.“

Peter hob langsam den Kopf, die Augen schwer, finster, aber er schwieg weiter.

Hannes grinste, seine Zähne blitzten im Feuerschein. „Ihr macht den Turm zum Verräter, weil er die Fresse hält?“ Er lachte rau. „Vielleicht ist er der Einzige, der noch kein Wort verschenkt hat. Vielleicht seid ihr die, die schon längst verkauft sind.“

Peter ballte die Fäuste, die Knöchel weiß, die Adern dick. Einen Atemzug lang wirkte es, als würde er aufspringen, alles niederreißen. Doch er blieb sitzen. Schwer. Stumm.

Das Schweigen war lauter als jedes Geständnis. Und genau deshalb wog es wie Schuld.

Das Feuer knackte, Funken stiegen auf, und Hannes stand plötzlich, groß, die Narbe rot im Schein. Sein Grinsen war breit, aber seine Augen waren schwarz, hart wie Eisen.

„Genug,“ knurrte er. „Ihr wollt wissen, wer verrät? Hört mir zu.“

Er hob die Pistole, langsam, ließ sie über die Gesichter wandern – Klos sabbernd, Anna kalt, Peter still. Jeder bekam die Mündung für einen Atemzug.

„Ein Verräter wird nicht gefangen,“ sagte er rau, „ein Verräter wird geschlachtet. Kein Gericht, kein Strick. Nur mein Messer, meine Kugel, meine Hand. Wer von euch redet – stirbt noch in der Nacht, bevor die Hunde überhaupt schnuppern.“

Klos kicherte nervös, hustete, spuckte Blut in den Dreck. „Hahaha... dann erschieß mich gleich, Hannes. Ich bell doch schon die ganze Zeit.“

Anna lächelte schmal, aber ihre Augen waren schärfer als das Messer. „Und wenn du selbst der Verräter bist?“

Hannes lachte laut, hart, wie ein Hund im Sturm. „Dann stirb ich wenigstens lachend. Aber zuerst nehm ich euch alle mit.“

Peter rührte sich nicht, aber seine Fäuste zuckten, schwer, gefährlich.

Das Feuer spiegelte sich in Hannes' Augen, und für einen Moment wirkte er wie der Henker selbst. Nur dass sein Galgen immer griffbereit war.

Nach Hannes' Drohung fiel kein Wort. Aber das Schweigen war kein Bündnis – es war ein Abgrund. Jeder Blick, jede Geste war ein Schnitt.

Anna saß mit verschränkten Armen, das Messer locker in der Hand, die Augen fest auf Hannes geheftet. Nicht voller Furcht – voller Kalkül. Sie grinste nicht. Sie maß ihn.

Klos lag im Stroh, sein Lachen erstickt, nur noch ein Kichern, das mehr nach Wimmern klang. Er zog die Kette enger an sich, als wäre sie Schutz – dabei war sie längst sein Strick.

Peter saß wie ein Stein, doch die Spannung in seinen Schultern sprach lauter als Worte. Sein Schweigen war keine Ruhe mehr – es war Bedrohung.

Hannes ging im Kreis, die Pistole locker in der Hand, sein Grinsen schmal. „Seht ihr?“ murmelte er. „Keiner vertraut dem anderen. Und das ist gut. Vertrauen ist Dreck. Nur Angst hält uns wach.“

Anna zischte: „Oder spaltet uns.“
„Vielleicht,“ grinste er, „aber Spaltung macht auch stärker. Wer überlebt, ist der, der zuerst beißt.“

Klos kicherte, nervös, ein Hund im Dunkeln. Peter blickte ins Feuer, als könnte er darin schon die Entscheidung sehen.

Die Bande war noch zusammen – aber jeder saß schon allein im eigenen Schatten.

Die Glut im Feuer knackte, warf rote Schatten an die Wände, die wie Stricke aussahen. Keiner sprach. Aber jeder wusste, dass Worte längst gefallen waren – unausgesprochen, tief, gefährlich.

Klos kicherte noch immer, leise, heiser, wie ein Hund, der träumt. „Verräter... wir alle... hahaha...“ Seine Stimme klang mehr nach Wahnsinn als nach Spott. Anna sah ins Feuer, ihre Finger spielten am Messergriff. In ihren Augen lag der Plan schon fertig – wenn es soweit war, würde sie zuerst stechen. Peter saß wie ein Turm, still, unbeweglich, aber das Gewicht seiner Fäuste hing in der Luft. Selbst sein Schweigen war eine Drohung.

Und Hannes? Hannes stand da, das Grinsen schmal, die Pistole locker, als wäre sie eine Krone. Aber tief in ihm fraß die Gewissheit: Verrat war keine Frage *ob*. Verrat war nur eine Frage *wann*.

Draußen bellten die Hunde. Näher. Immer näher.
Draußen saßen vier Schatten, die einander längst nicht mehr trauten.

Und Hannes wusste: Der Strick kam nicht nur von draußen. Der Strick kam von innen. Und der Preis des Verrats würde nicht Münzen kosten. Er würde Blut kosten.

Flucht im Nebel

Der Wald war tot. Kein Stern, kein Mond, nur diese weiße Wand, die langsam zwischen den Stämmen kroch wie fauler Atem. Nebel. Dick, nass, kalt. Er legte sich auf die Haut, in die Haare, kroch in die Knochen.

Die Bande stolperte vorwärts. Ihre Schritte klangen dumpf, verschluckt, als wären sie in Watte gepackt. Der Boden war Matsch, der Regen von gestern noch nicht verschwunden. Und nun der Nebel, der jede Richtung fraß.

„Scheiß Milch,“ keuchte Klos, die Kette klirrte matt, als wäre selbst das Eisen müde. „Ich seh nix. Nicht mal meine eigene Fresse.“

Anna schnaubte, zog das Messer enger an sich. „Deine Fresse seh ich auch ohne Nebel, Klos. Und glaub mir, schöner wird sie nicht.“

Peter stapfte voran, groß, schwer, als würde er den Nebel mit den Schultern wegdrücken. Doch auch er wirkte kleiner, verschluckt von der weißen Wand.

Hannes blieb stehen, grinste, seine Narbe glänzte feucht. „Hört ihr’s?“ flüsterte er. Keine Antwort. Dann: ein fernes Bellen. Ein Horn. Schritte.

Der Nebel war kein Freund. Er verschluckte nicht nur sie, sondern auch die Zeit. Jeder Atemzug wurde zu Glas, das man schluckte. Jeder Laut kam zurück, verdoppelt, verzerrt.

Und so liefen sie – blind, gehetzt, mitten in einem Reich, das nicht ihnen gehörte.

Der Nebel stieg. Und er hatte Hunger.

Der Nebel machte den Wald zu einem Labyrinth ohne Wände. Jeder Baum war plötzlich zwei, drei, oder gar keiner mehr. Jeder Schritt hallte, als ob man auf fremden Boden trat.

Anna fluchte leise, das Messer in der Hand. „Links, rechts – alles dasselbe. Wir laufen im Kreis wie Hunde am Strick.“

Klos stolperte, lachte heiser. „Vielleicht sind wir schon tot und merken’s nur nicht. Das hier ist der Himmel, haha... ein Himmel aus Scheiße!“

Peter schwieg, seine Augen schmal, die Fäuste fest. Er drehte den Kopf, horchte, aber selbst sein Gehör wurde vom Nebel betrogen. Schritte klangen nah, dann fern. Stimmen hallten, mal ihre eigenen, mal fremde.

Hannes ging vorneweg, die Pistole locker in der Hand, das Grinsen schmal. „Scheiß auf Wege,“ murmelte er. „Wege sind für Leute, die wissen, wohin. Wir wissen nur, wovor.“

Ein Horn gellte, dumpf, irgendwo im Weiß. Gleich darauf ein Bellen, dann Stille. Doch die Stille war schlimmer – sie drückte, ließ die Brust eng werden, als wollte der Nebel sie ersticken.

Sie tappten weiter, blind, jeder Schritt ein Würfelwurf. Hinter ihnen der Tod, vor ihnen das Nichts.

Und das Nichts grinste.

Klos schnaufte wie ein krankes Pferd, die Kette schleppend, seine Stiefel längst vollgesogen mit Matsch. Der Nebel klebte an ihm, machte ihn schwerer, als hätte er schon den Strick um den Hals.

„Scheiß... Milch...“ keuchte er, taumelte nach links, dann nach rechts. Ein Ast knackte, er stolperte, fiel fast hin, rutschte auf den Knien in den Dreck. Als er wieder hochkam, hörten sie das Bellen – nah, zu nah.

Anna fauchte: „Bleib auf den Beinen, du Hund! Die Köter reißen dich zuerst, und dann uns!“

Klos lachte heiser, sabberte, seine Zähne rot vom Blut, das er sich noch immer von der Lippeleckte. „Sollen sie doch! Vielleicht... bin ich ihr Festmahl... haha!“

Doch in seiner Stimme lag kein Spott, sondern Panik. Er taumelte zurück, stolperte beinahe in die Richtung, aus der das Knurren kam. Peter packte ihn am Kragen, riss ihn nach vorn, warf ihn fast wie einen Sack auf den Boden.

„Lauf,“ sagte Peter – sein erstes Wort seit Stunden, tief, dumpf, wie ein Schlag.

Hannes grinste, doch seine Augen waren schmal. „Noch einmal stolperst du, Klos – und ich lass dich liegen. Die Hunde sollen auch mal lachen.“

Klos keuchte, schnaufte, schwankte. Aber er lief. Halb Mensch, halb Strick, schon mehr Beute als Jäger.

Und der Nebel schluckte sein Röcheln wie ein Versprechen.

Der Nebel war so dicht, dass selbst der Atem aussah wie Rauch. Jeder Schritt fraß die Sicht, jede Bewegung verlor sich im Weiß. Anna stapfte neben Hannes, das Messer fest in der Faust, die Zähne gefletscht.

„Scheiß Nebel,“ fauchte sie. „Scheiß Welt! Du machst uns blind, du machst uns lahm – und die Hunde lachen sich tot. Zeig dich, du weiße Hure! Friss mich doch, wenn du’s kannst!“

Ihre Stimme hallte, kam zurück, verzerrt, als würde der Nebel selbst kichern. Klos lachte schrill, taumelte. „Haha... er antwortet dir! Der Nebel lacht! Vielleicht ist er auch nur’n Hund, der uns schon frisst.“ Peter stapfte schweigend, sein Atem schwer, aber selbst er blickte kurz hoch, als hätte Annas Fluch die Luft schwerer gemacht.

Hannes grinste schmal, seine Narbe glänzte nass. „Fluch weiter, Anna. Vielleicht denkt der Nebel, du bist gefährlicher als die Hunde. Dann lässt er uns laufen.“

Sie spuckte in die weiße Wand, die Spucke verschwand sofort, als hätte sie nie existiert. „Scheiß Nebel,“ zischte sie noch einmal. „Du bist schlimmer als Gott. Wenigstens der hat manchmal geblitzt.“

Doch das Weiß blieb. Stumm. Erstickend.

Und das Bellen kam näher, dumpf, gedämpft – als würden die Hunde schon mitten im Nebel stehen.

Peter stapfte vorneweg, die Schultern breit wie ein Schild, die Schritte schwer wie Hämmer. Der Nebel verschluckte alles, aber er bahnte sich einen Weg, als könnte er die weiße Wand mit der bloßen Wucht seiner Brust zerdrücken.

Klos taumelte wieder, halb blind, halb betrunken, und diesmal fing Peter ihn, bevor er fiel. Er packte ihn am Arm, zog ihn wie einen Sack weiter. Kein Wort, nur dieser eiserne Griff, der mehr sagte als alle Drohungen.

Anna knurrte, spottete: „Du bist kein Turm mehr, Peter. Du bist ein Maultier.“ Er antwortete nicht, aber seine Schultern spannten sich, die Fäuste weiß, als trüge er nicht nur Klos, sondern die ganze Bande.

Hannes grinste, das Messer locker in der Hand. „Lass ihn schleppen. Jeder König braucht ein Pferd.“

Peter drehte den Kopf, sein Blick dunkel, schwer. Einen Moment lang wirkte es, als wolle er Hannes einfach im Nebel zurücklassen. Doch er ging weiter, Schritt für Schritt, unbeirrt, der einzige feste Punkt in einem Reich aus Nichts.

Der Nebel klebte an ihm, das Bellen dröhnte hinter ihnen, aber Peter wich nicht. Er war Schild, Rammbock, Lasttier – und vielleicht das Einzige, was sie noch vom Strick trennte.

Doch selbst Schilde brechen. Und selbst Türme stürzen.

Der Nebel war dicht wie Leichentücher, und jeder Atemzug schmeckte nach Moder. Die Hunde bellten irgendwo, dumpf, nah, wie Stimmen aus einem Grab.

Hannes blieb stehen, warf den Kopf zurück und lachte. Laut, roh, heiser. „Na los, ihr Bastarde! Kommt! Schnuppert, beisst! Ich steh hier, mitten im Weiß, und warte auf euch!“

Anna fuhr herum, ihre Augen schmal, das Messer geballt. „Bist du wahnsinnig?! Dein Maul verrät uns!“

„Die wissen eh, dass wir hier sind,“ brüllte er zurück. „Dann sollen sie hören, dass ich noch lache, bevor sie mir den Strick umlegen!“

Klos sabberte, gröhlte schwach, fast flehend: „Lach lauter, Hannes... dann finden sie uns schneller... dann fressen sie mich zuerst, haha!“

Peter blieb stehen, seine Schultern schwer, sein Atem hart. Er sagte nichts, doch sein Blick war finster – als wüsste er, dass Hannes' Trotz ihnen den letzten Schutz nahm.

Hannes hob die Pistole, schoss in die weiße Wand. Der Knall war dumpf, verschluckt, doch er hallte zurück, zehnfach, als ob der Nebel selbst zurückschoss. Krähen flatterten irgendwo, Hunde heulten lauter.

Er grinste, breit, seine Zähne rot vom letzten Blut. „Seht ihr? Selbst der Nebel lacht mit.“

Und er stapfte weiter, lachend, während die Bande zwischen Angst und Wahnsinn auseinanderzufallen drohte.

Der Nebel war ein Sarg, und sie waren die Toten, die darin herumtappten. Jeder Schritt sog im Matsch, jeder Atemzug war schwer wie Schlamm. Das Weiß verschluckte Gesichter, Stimmen, selbst das Feuer im Blut.

Klos stolperte, röchelnd, halb auf Peters Arm hängend, mehr Last als Mensch. Anna fluchte, ihr Messer nasser Stahl in der Hand. Peter stapfte, der Turm im Sturm, aber selbst seine Schultern wirkten müde, gebrochen von Gewicht und Stille.

Und Hannes? Hannes grinste noch immer, doch sein Grinsen war schmaler, schärfer. Er spürte es im Bauch: Der Nebel war kein Schutz. Er war ein Spiegel.

Jeder Schrei, jeder Schuss, jeder Fluch hallte zurück, doppelt, dreifach. Die Hunde brauchten keine Augen – der Nebel selbst verriet sie.

Er blieb kurz stehen, lauschte. Das Bellen kam nicht mehr von hinten. Es kam von allen Seiten. Wie ein Ring, der sich langsam schloss.

„Wir sind drin,“ murmelte er, kaum hörbar. „Im Strick.“

Anna warf ihm einen Blick zu, hart, kalt, aber in ihren Augen flackerte ein Funke Angst. Peter schwieg, doch seine Fäuste zuckten, als wüsste er, dass er bald schlagen musste – nicht um zu fliehen, sondern um zu sterben wie ein Turm, der einstürzt.

Der Nebel schwieg. Nur das Hecheln der Hunde, das Näherkommen der Schritte.

Und Hannes wusste: Flucht war kein Entkommen. Flucht war nur Aufschub.

Wenn der Galgen ruft

Der Nebel hatte sie verraten. Schritte tauchten plötzlich aus dem Weiß, hart, schwer, gleich von allen Seiten. Hunde bellten, schnappten, Zähne blitzten im Dunst. Und dann kam das Eisen.

Rufe gellten: „Da sind sie! Packt die Hunde! Kein Entkommen!“ Fackeln flackerten, als hätte das Feuer selbst sie eingekreist.

Klos stolperte zuerst, fiel in den Matsch, die Kette schwer über der Brust. Ein Hund sprang ihn an, riss ihn nieder, und er schrie – nicht aus Wut, sondern vor Angst. „Nicht mich! Nicht mich!“

Peter hob die Faust, schlug zu, der Hund jaulte, doch da waren schon drei Männer, Haken, Seile, Fäuste. Selbst der Turm wankte.

Anna trat zurück, das Messer in der Hand, spuckte den Jägern ins Gesicht. „Kommt, ihr Schweine, einer nach dem andern!“ Doch von hinten packte sie einer, ein Schlag mit dem Kolben, und sie ging zu Boden.

Hannes stand im Zentrum, die Pistole erhoben. Er lachte, spuckte, feuerte einen Schuss in die Menge. Einer fiel, doch zehn kamen nach. Er schrie: „Ich bin Schinderhannes! Ihr braucht mehr Stricke, als ihr habt!“ – dann schlug ihn ein Knüppel, hart, schwarz.

Als er wieder blinzelte, kniete er im Schlamm. Hände zogen an seinen Armen, Stricke rissen an seinen Handgelenken. Die Hunde bellten, die Menge tobte.

Und der Nebel wich. Zurück blieb nur das blanke Tageslicht – und der Ruf des Galgens, der lauter war als alles andere.

Das Eisen klickte wie Hohn. Ringe schnappten zu, kaltes Metall umgarnte Handgelenke, Ketten rasselten. Jeder Schlag des Hammers auf den Riegel klang wie ein letzter Nagel im Sarg.

Hannes kniete im Matsch, zwei Wachen drückten ihn nieder. Einer spuckte ihm ins Gesicht, der andere zog den Strick fester, bis die Haut aufriss. Er grinste trotzdem, Blut zwischen den Zähnen. „Macht’s enger, Hunde. Vielleicht fühl ich dann noch was.“

Anna wurde an den Armen gepackt, drei Männer hielten sie, als wäre sie ein wildes Tier. Sie lachte ihnen ins Gesicht, spie einem ins Auge, und schrie: „Ihr könnt fesseln, aber ihr seid die wahren Knechte – nicht wir!“ Doch das Eisen biss tiefer, und ihr Lachen war mehr Trotz als Sieg.

Peter ließ sich niederzwingen, wortlos, die Muskeln hart wie Stein. Vier Männer brauchten sie für ihn, und selbst dann wankte er nicht. Er sah sie nur an, still, finster, als wäre er ein Baum, der fällt, weil die Zeit es so will – nicht, weil Äxte ihn schlagen.

Klos wimmerte, das Eisen klirrte an seinen Handgelenken. „Nicht zu fest! Bitte! Ich kann nicht atmen!“ Er zappelte, strampelte, doch die Stricke machten ihn lächerlich, wie einen Hund an der Kette.

Und die Hunde bellten noch immer, als wüssten sie: Die Beute war gefangen.

Die Fesseln klirrten – und mit jedem Klang wurde der Ruf des Galgens deutlicher.

Klos hatte immer gelacht, gebrüllt, gesoffen, seine Kette geschwungen wie eine Waffe. Doch jetzt, mit Eisen an den Händen und einem Strick im Rücken, war nichts mehr von dem Hund übrig – nur ein winselndes Bündel Fleisch.

„Bitte!“ röchelte er, spuckte Schlamm und Tränen. „Nicht hängen! Nicht mich! Ich red, ich sing euch alles! Namen, Orte – nur lasst mich laufen!“

Die Wachen lachten, stießen ihn mit den Stiefeln in den Dreck. Einer trat ihm ins Gesicht, ein anderer zog am Strick, bis er keuchte wie ein Schwein.

„Rede nur, Hund,“ knurrte einer. „Aber reden oder schweigen – der Galgen nimmt dich trotzdem.“

Klos schluchzte, sabberte, schrie. „Ich will nicht sterben! Ich hab noch nie gelebt! Ich sauf, ich fick, ich lach – aber ich hab nie... ich hab nie...“ Seine Stimme brach in Heulen, dumpf, erbärmlich.

Anna sah zu, kalt, die Lippen schmal. „Jetzt zeigt er sein wahres Gesicht. Kein Hund. Nur ein Wurm.“

Peter schwieg, doch sein Blick war dunkel, schwer, voller Scham – nicht für sich, sondern für den, der neben ihm kroch.

Und Hannes? Hannes grinste, das Blut an der Narbe, die Zähne rot. „Siehst du, Klos? Dein Maul war groß genug, die Welt zu verraten. Aber am Strick ist jeder still.“

Klos heulte weiter, bis die Stimme brach. Die Kette hing schlaff, und der letzte Rest von Stolz war im Schlamm erstickt.

Drei Männer hielten sie, als hätten sie Angst, sie könnte selbst mit gefesselten Händen noch zubeißen. Anna stand gerade, das Gesicht im Mondlicht hart wie Stein, die Haare nass und schwarz, die Lippen blutig, aber fest.

Eine Wache flüsterte: „Spuck nochmal, Hure, und ich schlag dir die Zähne raus.“ Anna lächelte kalt, neigte den Kopf – und spuckte ihm direkt ins Gesicht. Der Mann hob die Faust, doch Hannes lachte laut, schneidend. „Mach schon, Hund! Schlag sie! Vielleicht hängt ihr ja lieber sie als mich.“

Der Faustschlag blieb aus, die Männer zerrten sie nur fester. Anna aber stand wie eine Königin ohne Hofstaat, spottend, hart. „Ihr seid feige Schweine. Vier gegen eine Frau. Ihr nennt euch Jäger, ich nenn euch Köter.“

Klos wimmerte am Boden, Peter schwieg, Hannes grinste. Doch Anna lachte – nicht heiser, nicht gebrochen, sondern kurz, klar, wie eine Klinge im Dunkeln.

„Hängt mich,“ zischte sie. „Aber ich sterb mit offenen Augen. Ihr werdet im Dreck knien, bevor ich's tu.“

Die Wachen fluchten, stießen sie weiter, aber keiner sah ihr direkt in die Augen.

Und in diesem Moment, mitten in den Stricken, mitten im Schlamm, wirkte Anna größer als alle, die sie führten.

Peter kniete im Schlamm, die Hände fest in Eisen, Stricke um die Schultern. Vier Männer hielten ihn, als wäre er ein wildes Tier, doch er rührte sich nicht. Sein Atem war tief, gleichmäßig, schwer wie Mühlräder.

Er sagte nichts. Kein Fluch, kein Schrei, kein Winseln wie Klos, kein Spott wie Anna. Nur Schweigen.

Die Wachen zogen an den Stricken, fluchten, versuchten ihn zu Boden zu drücken, aber er blieb kniend, wie ein Turm, den selbst Sturm und Donner nicht völlig brechen konnten. Einer schlug ihm mit dem Kolben gegen den Kopf. Er blutete, doch er sah den Mann nur an – still, unbewegt, mit Augen, die mehr sagten als tausend Worte.

Anna warf ihm einen kurzen Blick zu, kalt, aber voller Respekt. Selbst Hannes' Grinsen wurde einen Herzschlag lang schmaler, als er den stummen Turm sah.

Klos wimmerte noch immer, schmutzig, flehend. Doch Peters Schweigen war lauter als alles Heulen. Es war keine Resignation. Es war Trotz. Ein Mann, der wusste: Das Ende kam – aber er würde ihm nicht die Stimme schenken.

Und das machte ihn gefährlicher, als alle Messer, die sie ihm abgenommen hatten.

Der Galgen rief. Und Peter schwieg ihm entgegen.

Sie trieben ihn durch das Dorf, Stricke an den Handgelenken, Eisen an den Knöcheln. Vor den Häusern drängte sich die Menge, Bauern, Dirnen, Kinder, Pfaffen, sogar die alten Hunde, die bellten, als wüssten sie, wessen Fleisch bald hing.

Hannes stolperte nicht. Er ging, das Kinn hoch, das Grinsen breit, als wäre das alles nur ein verdammtes Schauspiel, und er der Hauptdarsteller.

„Seht mich an!“ brüllte er, die Stimme heiser, aber laut. „Ihr Bauern, ihr Huren, ihr Heuchler – hier geht euer König!“

Die Menge tobte, spie, lachte, fluchte. Einer warf einen Stein, er traf Hannes an der Schulter. Er lachte nur, spuckte Blut in den Staub. „Mehr! Werft mehr! Ich hab schon Schlimmeres gefressen!“

Anna fauchte, Klos wimmerte, Peter schwieg. Doch Hannes sprach für alle. Er grinste, die Narbe rot, die Zähne schwarz.

„Ihr nennt mich Räuber, Mörder, Galgenfleisch – und ihr habt recht! Aber wisst ihr was? Ich hab gelebt! Ich hab gefickt, gesoffen, gelacht, geblutet! Mehr, als ihr in hundert Jahren beten könnt! Ich sterb heut, ja – aber ich sterb lauter, als ihr je gelebt habt!“

Die Menge schrie, eine Welle aus Hass und Gier. Doch hinter dem Lärm lag auch etwas anderes: Faszination.

Und Hannes sog es auf. Noch einmal König. König ohne Krone, aber mit Strick.

Der Markt war voll, die Luft dick von Atem, Schweiß und Spott. Über allem ragte der Galgen, schwarz, hart, unbeweglich – ein Baum ohne Wurzeln, der nur dafür gewachsen war, Männer zu tragen.

Die Fesseln klirrten, die Hunde bellten, die Menge tobte. Klos heulte noch immer, eine erbärmliche Mischung aus Fluchen und Betteln. Anna spuckte, lachte hart, doch ihre Augen verrieten den Abgrund. Peter stand wie ein Turm, stumm, aber gebrochen von der Zeit, nicht von den Stricken.

Und Hannes? Hannes sah hinauf. Das Seil hing da, schlaff, wie eine Zunge, die nur darauf wartete, in Fleisch zu beißen. Zum ersten Mal flackerte sein Grinsen. Nur kurz. Dann zog er es wieder breit, aber in seinem Bauch wusste er: Das war kein Spiel mehr. Kein Nebel, keine Flucht, kein Rausch.

Der Galgen rief. Nicht laut, nicht mit Worten – sondern mit dem Knarren des Holzes im Wind, mit dem Schweigen der Sonne, die durch die Wolken brach.

Hannes spürte es wie ein Schlag: Diesmal lachte nicht er. Diesmal lachte der Strick.

Und das Lachen war lauter als alles, was er je geschrien hatte.

Schinderhannes tanzt zum letzten Mal

Die Glocken läuteten, dumpf, schwer, als würden sie selbst Nägel in den Himmel schlagen. Der Marktplatz war voll, Köpfe dicht an dicht, Kinder auf den Schultern der Männer, Frauen mit Tüchern vor dem Mund – keiner wollte fehlen, wenn der Bastard hing.

Hannes wurde vorgeführt, Stricke an den Handgelenken, Eisen an den Knöcheln. Zwei Wachen links, zwei rechts, der Henker vorneweg mit dem Strick überm Arm. Die Menge johlte, spie, warf Steine, die im Schlamm versanken.

Er aber ging, das Kinn hoch, die Narbe rot im Licht, das Grinsen breit. Jeder Schritt klirrte, schwer, aber er stapfte, als ginge er auf einen Thron zu.

„Da geht er!“ brüllte einer. „Der Hund vom Hunsrück!“
„Der König im Dreck!“ kreischte eine Frau.

Hannes lachte, spuckte Blut auf die Pflastersteine. „Ja, lacht, ihr Hunde! Ohne mich wärt ihr heute nur im Feld! Ich bring euch mehr Freude im Tod, als ihr im Leben je hattet!“

Klos wurde neben ihm geschleift, wimmernd, die Kette schleppte, er stolperte, fiel ins Stroh, kroch weiter. Anna ging aufrecht, fluchte, spuckte zurück, die Augen scharf. Peter stapfte still, schwer, wie ein Turm, der schon zu bröckeln begann.

Doch Hannes – Hannes sog die Schreie auf, sog den Hass, den Spott, das Gelächter. Noch einmal König. Noch einmal Herr.

Und über allem ragte der Galgen. Schwarz. Wartend.

Klos stolperte, strauchelte, fiel ins Pflaster wie ein nasser Sack. Die Kette rasselte hohl, das Eisen schnitt ihm in die Haut, und sein Mund sabberte Schlamm, Tränen, Rotz.

„Bitte! Nicht! Ich will nicht!“ schrie er, röchelnd, keuchend. „Ich red! Ich sag euch alles! Namen, Orte, jedes Versteck! Nur nicht der Strick!“

Die Menge gröhlte, lachte, spie nach ihm. Ein Bauer rief: „Häng ihn zuerst, er stinkt schon genug!“ Ein Kind warf einen Apfel, der an seiner Stirn zerplatzte.

Die Wachen zerrten ihn hoch, doch er brach wieder zusammen, seine Beine gaben nach, seine Zunge lallte nur noch. „Gnade... Gnade...“

Anna sah ihn an, kalt, scharf. „Siehst du, Klos? Dein Maul war immer groß. Jetzt ist es nur noch Dreck.“

Peter wandte den Blick ab, sein Schweigen schwerer als jeder Stein.

Hannes lachte, laut, schneidend, trotz der Fesseln. „Klos, mein Hund – du hast gebellt, bis dir der Hals platzte. Jetzt heulst du wie’n Wurm. Tanz schon vor, vielleicht lehrt uns dein Strick, wie’s aussieht.“

Die Wachen schleppten Klos zum Galgen. Er zappelte, heulte, trat um sich – doch das Seil wartete, gleichgültig, kalt.

Und die Menge johlte, als hätten sie einen König schon fallen sehen – dabei war es nur ein Hund, der endlich kein Maul mehr hatte.

Anna wurde zwischen zwei Wachen gezerrt, die Stricke eng um ihre Handgelenke, doch ihr Rücken blieb gerade, ihr Kopf hoch. Die Menge jöhlt, ruft ihr „Hure!“ hinterher, wirft Schlamm, Steine, alte Knochen.

Sie lachte. Ein hartes, schneidendes Lachen, das lauter war als ihr Spott. „Hure, ja! Aber ich hab mehr Männer gekannt, als ihr Weiber je habt!“ rief sie, und spuckte einer Frau mitten ins Gesicht, die kreischend zurückwich.

Die Kinder lachten, die Männer gröhlten, die Frauen fluchten. Doch Anna stand, ihre Augen scharf wie Klingen, das Gesicht voller Dreck, aber nicht voller Scham.

„Ihr hängt mich, ja!“ schrie sie. „Aber vergesst nicht: Ich hab gelebt, während ihr nur gekrochen seid. Ich hab genommen, was ich wollte – und ihr habt nur gebettelt, gefressen, gefolgt!“

Eine Wache stieß sie mit dem Kolben, sie taumelte, aber sie fiel nicht. Stattdessen lachte sie wieder, hart, kalt, als würde der Strick sie krönen, nicht brechen.

Hannes sah sie, grinste schief. „Anna, selbst in Ketten bist du schärfer als jedes Messer.“

Sie warf ihm einen Blick zu, knapp, schmal, aber in ihren Augen lag etwas, das auch er verstand: Stolz, Trotz, und der Schrei, dass sie selbst dem Galgen nicht gebeugt war.

Die Menge spie, die Wachen zogen sie weiter. Doch Anna ging, als trüge sie keine Stricke, sondern eine Krone aus Gift.

Peter wurde geführt von vier Mann, zwei an den Stricken, zwei mit Spießen an den Rippen. Doch er strauchelte nicht. Er stapfte, langsam, schwer, wie ein Baum, den man gefällt, aber der noch selbst entscheidet, wohin er fällt.

Die Menge schwieg kurz, als er vorbeikam. Kein Johlen, kein Spott – nur dieses leise Murmeln, wenn Menschen merken, dass selbst ein Toter noch größer wirkt als sie.

Ein Bauer spuckte ihm ins Gesicht. Peter wischte es nicht ab. Er sah den Mann einfach an, still, hart, und der spuckende Hund senkte den Blick, schob sich zurück in die Menge.

Anna warf ihm einen schnellen Blick zu – und selbst sie, in ihrem Trotz, nickte kaum merklich. Ein Turm fiel, aber er fiel gerade.

Klos winselte noch immer in der Ferne, Hannes grinste mit blutigen Zähnen. Doch Peter schwieg.

Sein Schweigen war schwerer als alle Schreie der Menge. Es war kein Bitten, kein Stolz, keine Rebellion. Es war nur Stille, die sagte: *Ich habe gelebt. Ich falle. Mehr gibt es nicht.*

Und als er den Galgen sah, den Balken, den Strick – blinzelte er nicht einmal.

Der Turm fiel. Aber er fiel wie ein Turm, nicht wie ein Hund.

Die Wachen zerrten ihn die Stufen hinauf, das Holz knarrte unter seinen Stiefeln. Über ihm hing der Strick, schlaff, aber gierig, wie ein Maul, das nur auf Fleisch wartete. Die Menge tobte, ein Meer aus Stimmen, Spott, Gelächter.

Hannes blieb stehen, drehte sich, das Grinsen breit, die Narbe rot. Die Sonne fiel auf sein Gesicht, und er reckte das Kinn, als wäre er kein Gefangener, sondern ein König auf seinem Thron.

„Seht mich an!“ brüllte er, die Stimme rau, aber schneidend. „Ihr nennt mich Hund, Räuber, Galgenfleisch – und ihr habt recht! Aber ich hab mehr gelebt in meinen Jahren, als ihr in euren jämmerlichen Leben zusammenscheißt!“

Steine flogen, einer traf ihn an der Brust. Er lachte, spuckte Blut, breitete die Arme aus. „Ich hab gefickt, gesoffen, gelacht, geblutet! Ich hab getanzt mit Messern, gesungen mit Pistolen, und ich war frei – freier als jeder von euch, der hier wie Vieh steht und gafft!“

Anna grinste im Strick, Klos heulte am Boden, Peter schwieg. Doch Hannes sog alles auf – die Schreie, den Hass, sogar das Lachen.

„Ihr hängt mich, ja!“ schrie er, „aber ihr werdet meinen Namen noch flüstern, wenn eure Kinder längst im Dreck liegen. Schinderhannes! Ein König im Dreck, aber ein König!“

Die Menge tobte, die Glocken schlugen. Und für einen Augenblick stand er da – größer als der Galgen selbst.

Der Henker trat vor, das Seil in der Hand. Kein Lächeln, nur Routine. Er legte die Schlinge um Hannes' Hals, zog sie fest, strich den Knoten zurecht wie ein Schneider, der sein Werk vollendet.

Die Menge hielt den Atem, nur das Bellen eines Hundes klang durch.

Hannes grinste, die Zähne rot, die Narbe glänzte. „Mach's fest, du Hund,“ knurrte er leise zum Henker. „Aber pass auf – der Strick hält mich nicht lange. Ich tanz besser, als du's je gesehen hast.“

Der Henker nickte, gab ein Zeichen. Die Glocke schlug. Der Balken krachte.

Der Boden verschwand.

Hannes fiel. Das Seil riss an seinem Hals, ein Schlag wie Feuer durch den ganzen Körper. Sein Gesicht verzog sich, seine Beine zuckten, der Körper schüttelte, zappelte – ein Tanz, roh, grausam, erbarmungslos.

Die Menge jubelte, kreischte, spottete. „Tanzt, Hannes, tanzt!“ rief einer, und die Worte gingen im Gelächter unter.

Doch Hannes grinste noch. Selbst im Zucken, selbst mit dem Strick, der ihm die Augen hervorquellen ließ – da war noch dieses breite, teuflische Grinsen.

Sein letzter Tanz. Ein Tanz am Strick.

Und er tanzte ihn, als hätte er die Bühne nie verlassen wollen.

Der Körper zuckte noch, schwang hin und her wie ein schiefer Pendel. Das Seil knarrte, das Holz ächzte, und die Menge tobte – ein Meer aus Spott, Johlen, Gegröle.

Klos hing schon reglos daneben, die Zunge schief aus dem Maul, ein jämmerlicher Hund am Strick. Anna spuckte den Wachen ins Gesicht, selbst im

letzten Atemzug, und Peter stand schwer, stumm, ein Turm, den der Strick endgültig gebrochen hatte.

Doch Hannes... Hannes hing mit diesem Grinsen. Breit, blutig, höhnisch. Selbst tot sah er aus, als würde er sie noch auslachen – die Menge, den Henker, Gott selbst.

Die Leute schrien, jubelten, riefen seinen Namen – halb als Spott, halb als Faszination. „Schinderhannes! Schinderhannes!“ Kinder kicherten, Bauern prosteten, Dirnen weinten und lachten zugleich.

Und in diesem Augenblick begann die Wahrheit: Der Mann war tot. Aber die Geschichte lebte. Jeder, der hinsah, nahm ein Stück mit. Das Bild des Bastards, der am Strick grinste.

Der Galgen hatte ihn geholt, ja. Doch er hatte getanzt, und der Tanz würde bleiben.

Die Krähen kreisten über dem Platz. Und sie wussten: Nicht der Tod war hier König gewesen. Sondern der Mythos.

Ein Schatten bleibt zurück

Der Markt war still. Kein Johlen, kein Pfeifen, kein Johlen mehr, nur das Knarren des Holzes im Wind. Der Galgen stand schwarz gegen den grauen Himmel, leer, die Stricke noch feucht, der Boden darunter getränkt mit Schlamm und Blut.

Die Menge war gegangen. Nur noch ein paar Wachen blieben, müde, gähmend, die Stiefel tief im Dreck, während sie das Holz lösten, die Stricke zusammenrollten wie alte Seile auf einem Hof. Einer trat gegen den Balken, als wollte er sicher sein, dass das Ding nicht noch ein Leben forderte.

Ein Hund schnupperte am Boden, fand eine Spur Blut, leckte daran, bis ihn ein Stein verjagte. Die Glocke in der Ferne verstummte langsam, ihr letzter Schlag hing noch in der Luft, schwer, wie ein Herz, das nicht mehr schlagen wollte.

Die Luft roch nach Eisen, Schweiß und verbranntem Stroh. Es war der Geruch, der blieb, wenn das Volk satt war vom Tod.

Und doch: Der Galgen stand noch. Leer, aber nicht schweigend. Er sprach von dem, der dort getanzt hatte. Und sein Schatten kroch weiter über den Platz, über die Häuser, in die Köpfe.

Die Bauern strömten auseinander, ihre Stiefel schwer vom Schlamm, ihre Mäntel klamm vom Regen. Manche lachten noch, gröhlten, erzählten sich, wie Hannes gezuckt hatte, wie sein Gesicht aussah, als das Seil ihn packte. Einer machte die Bewegung nach, ruckartig, mit der Zunge draußen – das Gelächter rollte über den Platz.

Andere gingen still, die Augen gesenkt, die Hände tief in den Taschen. Sie hatten gesehen, wie einer wie sie, ein Mann aus Dreck und Hunger, bis zuletzt die Menge beherrschte. Sie sagten nichts, aber sie wussten: So viel Stolz hatte keiner von ihnen.

Die Dirnen gingen zu ihren Stuben zurück, die Lippen rot, die Augen müde. Sie flüsterten, lachten, spotteten – aber in ihren Stimmen lag ein Zittern, als hätten sie noch das Grinsen im Strick vor Augen.

Die Kinder liefen voraus, schrien, sprangen, warfen Stöcke wie Stricke übereinander, spielten Galgen. „Ich bin der Schinderhannes!“ rief einer, kletterte auf einen Zaun. „Dann tanz!“ schrien die anderen und rissen ihn runter. Gelächter, Quietschen, Kreischen.

Die Glocke schwieg, der Galgen knarrte. Und das Volk ging nach Hause – satt vom Spektakel, hungrig nach dem nächsten.

Doch jeder nahm etwas mit. Ein Bild. Ein Lachen. Einen Schatten.

Noch ehe die Sonne sank, hallte der erste Spottgesang durch die Gassen. Kinderstimmen, schrill, hell, voller Bosheit und Freude.

„Schinderhannes, Galgenmann, tanzt im Strick so wild er kann!“

Sie sangen es im Kreis, stampften mit den Füßen, warfen Stöcke über die Schultern, hingen Lumpen an die Zäune. Einer stellte den Henker dar, ein anderer den Turm Peter, und ein Mädchen mit wilden Haaren spie den Namen „Anna“ aus, als wäre es ein Fluch.

Die Bauern lachten, manche schüttelten die Köpfe, andere nickten ernst. „So fängt’s an,“ murmelte einer. „Aus einem Bastard wird ein Lied.“

Die Kinder sprangen, kreischten, lachten. „Noch einmal, noch einmal!“ riefen sie, und wieder hallte das Lied:

„Schinderhannes, Hund im Strick, lacht den Tod ins Maul zurück!“

Es war Spott, ja. Aber auch Bewunderung, heimlich, unausgesprochen. Sie machten sich lustig – und sie hielten ihn lebendig.

Die Glocken schwiegen, die Wachen gähnten, die Hunde schliefen. Aber die Kinder sangen.

Und in jedem Reim wuchs der Schatten weiter.

Von Anna sprach kaum einer. Ein paar Dirnen flüsterten ihren Namen, lachten hart, erzählten, wie sie noch im Strick gespuckt hatte. Aber schon mischten sie ihre Geschichten mit Lügen: mal soll sie geschrien haben, mal gefleht, mal gelacht. Ihr Bild verwischte, wie Blut, das vom Regen fortgespült wird.

Peter, der Turm – er wurde erwähnt wie ein Stein. „Der Große, der Stumme, der hat nicht mal im Strick gezuckt,“ sagten manche. Andere erinnerten sich kaum noch an sein Gesicht. Er war gefallen, und Türme, die fallen, werden Erde.

Und Klos? Er war nur noch ein Witz. Die Kinder machten ihn nach, wie er winselte, sabberte, schrie. Die Bauern lachten: „Der Hund, der vor dem Galgen gejault hat.“ Kein Held, kein Schurke – nur Spott.

Nur Hannes blieb. Sein Name hing noch in der Luft, schwerer als das Läuten der Glocken. Sie alle waren gestorben, ja – aber nur einer lebte weiter.

Die Bande war zerfallen, vergessen. Der Schinderhannes war geblieben.

Am nächsten Morgen war der Markt leer. Nur die Krähen blieben, schwarz, schwer, mit gierigen Schnäbeln. Sie hockten auf dem Galgen, flatterten von Balken zu Balken, kreischten in der Stille.

Auf dem Boden lag noch Stroh, getränkt mit Blut, das im Morgengrauen dampfte. Ein Stück Stoff, eine Schuhsohle, ein abgebrochener Zahn – das war, was von der Bande übrig blieb. Die Krähen stießen herunter, pickten, trugen Fetzen davon in den Himmel.

Eine Dirne blieb kurz stehen, zog das Tuch fester um die Schultern. „Nicht mal die Erde wollte sie,“ murmelte sie. Dann ging sie weiter.

Die Hunde schnupperten noch am Platz, bellten, jagten den Krähen nach – doch die Vögel waren schneller. Sie trugen den Rest fort, Stück für Stück, bis nichts mehr blieb außer dem Knarren des Galgens.

Und irgendwo, über den Dächern, mischte sich das Krächzen in das erste Lied des Tages. Kein Gebet, kein Glockenschlag. Nur die Krähen, die Erben des Galgens.

Sie fraßen das Fleisch, doch den Schatten ließen sie zurück.

Der Galgen knarrte, aber die Felder mussten trotzdem gepflügt werden. Die Bauern gingen zurück in den Dreck, beugten sich wieder über die Schollen, die Hände wund, die Rücken krumm.

Die Fürsten saßen in ihren Burgen, zählten Münzen, tranken Wein, lachten über die Dummen da draußen.

Die Pfaffen stiegen auf ihre Kanzeln, predigten von Sünde und Strafe, und steckten die Almosen in ihre Taschen.

Die Huren öffneten ihre Türen, schminkten ihre Lippen, verkauften Haut gegen Brot.

Der Galgen hatte geschluckt, aber er hatte nichts verändert. Hunger blieb Hunger, Strick blieb Strick, Blut blieb Blut.

Nur die Lieder waren neu. In den Schenken tuschelten sie, in den Wäldern flüsterten sie, auf den Märkten grinsten sie – Geschichten von dem Bastard, der grinste, selbst im Strick.

Die Welt ging weiter, so schmutzig, so hungrig, so leer wie zuvor. Nur ein Schatten war länger geworden.

Ein Schatten, der mit jedem Wort, mit jedem Lied, mit jedem Fluch über die Dörfer zog.

Die Sonne stand schief über den Hügeln, als wäre sie müde vom Zuschauen. Der Galgen war leer, die Krähen fort, der Platz gefegt – und doch hing noch etwas in der Luft.

Die Bauern hatten ihre Schaufeln, die Kinder ihre Spiele, die Dirnen ihr Lachen. Doch in jeder Stimme lag ein Rest. Ein Echo.
„Schinderhannes.“

Ein Flüstern in der Schenke, ein Spottlied im Feld, ein Seufzer im Bett, wenn die Frauen von Männern träumten, die mehr nahmen, als sie gaben. Er war tot, ja. Aber sein Schatten kroch durch jedes Dorf, durch jede Kneipe, durch jedes Gebet.

Anna, Peter, Klos – sie verblassten. Namen, die schon am nächsten Winter vergessen waren. Doch Hannes blieb. Nicht als König, nicht als Held, sondern als Bastard, der selbst im Strick noch grinste.

Und genau das machte ihn unsterblich.

Denn der Galgen frisst Fleisch, aber nicht Erinnerung.
Und solange Kinder sangen, Bauern fluchten, Fürsten zitterten und Dirnen lachten – würde der Schatten des Schinderhannes weitergehen.

Ein König im Dreck.

Ein Hund im Strick.

Ein Schatten, der nie verschwand.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der

Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025